Friedrich Hertz

Rasse und Kultur

Philosophisch-soziologische Bücherei
XXXIV

Rasse und Kultur

Eine kritische Untersuchung der Rassentheorien

von

Dr. Friedrich Hertz

Zweite, neubearbeitete und vermehrte
Auflage von „Moderne Rassentheorien“



Alfred Kröner Verlag in Leipzig
1915

Zeilenguß-Maschinensatz und Druck
von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorwort.

Vor zehn Jahren hat dieses Buch zum erstenmal die Rassentheorien, die damals eben „modern" geworden waren und in H. St. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" ihr vielgepriesenes Hauptwerk hervorgebracht hatten, der wissenschaftlichen Prüfung unterzogen. Soviel sei hier festgestellt, daß Chamberlain, der selbst den schwächsten Kritikern seines Buches umfangreiche Entgegnungen widmete, das Urteil, das sich jedem Unbefangenen aus dem hier zusammengestellten Material ergeben muß, mit keinem Wort anzufechten versucht hat. Auch die anderen sonst so wortreichen und kampflustigen Propheten des Rassenglaubens blieben stumm.

Die zweite Auflage darf in großen Teilen als neues Werk gelten. An selbstkritischem Streben hat es mir wohl nicht gefehlt, und ich hoffe es in ein angemessenes Verhältnis zur Pietät gegen den eigenen Entwicklungsgang gebracht zu haben. Die Neubearbeitung, die auch den Umfang des Buches stark anwachsen ließ, war fast ganz fertig, als das große Völkerringen losbrach, das uns noch umtobt, während diese Zeilen geschrieben werden Sofort wurde auch versucht, den Zusammenstoß rassentheoretisch zu begründen. Ich habe es mir versagt, an dieser Stelle hierauf einzugehen, obwohl die Weltgeschichte keine vernichtendere Absage an das Rassenprinzip kennt, als diesen Krieg.

Meine Arbeit ist in später erschienenen Büchern ähnlicher Richtung stark benützt worden, und zwar hin und wieder in solcher Weise, daß ein etwas flüchtiger Leser vielleicht zu der Meinung gelangen könnte, ich hätte bei meinen Nachfolgern Anleihen gemacht. Dieser Hinweis möge ein Mißverständnis ausschließen.

Für die Wissenschaft sind die Rassentheorien im Sinne Gobineaus und Chamberlains heute erledigt. Trotzdem aber umwuchern sie üppig das Bewußtsein der Zeit, baufällige Interessen und Denklücken stets mit gefälliger Phrase verdeckend. Das Geheimnis ihrer immer wieder auflebenden Beliebtheit können wir am besten mit den Worten Goethes über eine verwandte Strömung seiner Zeit erklären: „Man kann nur etwas aussprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit schmeichelt, um eines großen Anhanges in der mittelmäßigen Menge gewiß zu sein.“ (Gespräch mit Eckermann vom 22. März 1831.)

Die erste Auflage war Jean Jaurès gewidmet. Sein Andenken diene dem Buch auch fernerhin als Losungswort.

Wien, im Februar 1915.

Friedrich Hertz.

Inhaltsverzeichnis.

I. Rasseninstinkt und Rassentheorie.

Rasseninstinkt und Zeitgeist.

Zu den befremdendsten Erscheinungen der neueren Zeit gehört das Anwachsen völkertrennender Instinkte. Die märchenhafte Entwicklung des Weltverkehrs hat die räumlichen und geistigen Entfernungen zwischen den entlegensten Völkern verringert; dafür aber haben sich Klüfte zwischen Nachbarn und zwischen Teilen eines Volkes aufgetan. Alle Völker wurden stets enger in die Weltwirtschaft und Weltkultur verflochten, die Friedensidee und mannigfaltiges, völkerverbindendes Organisationsstreben breiteten sich aus. Ihr seltsames Widerspiel bildete die Rückkehr zu wirtschaftlicher und politischer Absperrung, das Aufflammen des Hasses gegen alles Fremde oder Andersartige. Die beiden mächtigen Zeitströmungen, Nationalismus und Sozialismus, beruhen auf der Betonung von Gemeinschaftsgefühlen, zugleich aber strebt der Rassenhaß die nationalen Einheiten zu zerreißen. Unser ganzes Denken wird vom Entwicklungsgedanken beherrscht, wir durchdringen uns mit dem Gefühle der Verwandtschaft alles Lebenden, für das Naturwissenschaft und Philosophie die überzeugendsten Gründe bieten, und aus dem ein neues religiöses Empfinden sich formt; Wissenschaft und Weltbetrachtung zeigen immer mehr, wie überall die festen Grenzen fehlen, wie alles im endlosen Werden flutet, selbst die Abgrenzung des Belebten und Unbelebten ist unhaltbar geworden. Im schroffsten Gegensatz hierzu wird die Lehre gepredigt, daß innerhalb der Menschheit, ja innerhalb der Nationen, unüberbrückbare Abgründe liegen und Rassengegensätze walten, die jeder Versöhnung widerstreben. Die Rasse wird zum politischen Schlagwort, Panslawismus und Pangermanismus wollen die angeblich blutsverwandten Stämme

zu höherer übernationaler Einheit zusammenfassen, schon meldet sich auch ein Panislamismus und ein panafrikanisches Rassegefühl. Welche Wirkung wenigstens der panslawische Gedanke zu erzeugen vermag, zeigt der Krieg der Balkanvölker gegen die Türkei, in der jeder Slawe an den bulgarischen Siegen den stärksten Anteil nahm, obwohl der bulgarische Stamm eigentlich aus finnisch-türkischer Rassengrundlage entstanden ist. Die Begriffe „Arier“ und „Semiten“ haben ebenfalls politische Bedeutung erhalten, die Erbitterung zwischen Weißen und Schwarzen nimmt in Amerika eher zu als ab, und die japanische Expansion, welche die Gefahr eines Zusammenstoßes mit den Angelsachsen in Amerika und Australien in sich birgt, kommt gerade zurecht, um die Prophezeiungen eines Weltkampfes zwischen den Mongolen und Ariern zu stützen. Man darf freilich nicht übersehen, daß diesen Vorgängen vielfach soziale und wirtschaftliche Ursachen zugrunde liegen und die Rassenverschiedenheit mehr eine verschärfende Bedeutung besitzt, die nicht selten ganz zurücktritt. In der Regel richtet sich der Erwerbsneid gegen einen regsameren oder bedürfnisloseren Konkurrenten anderer Abstammung, doch können z. B. die Einwanderungsgesetzgebungen überseeischer Länder, die die gelbe Rasse fernzuhalten suchen, durch die Abneigung gegen eine Vermehrung der Vielsprachigkeit, die Befürchtung politischer Machtverschiebungen usw. vielleicht gerechtfertigt werden. Mit solchen Erscheinungen haben wir uns nicht zu befassen; der etwa daran haftende Rassenhaß ist ja nur eine offenkundige Bemäntelung sehr praktischer Tendenzen, über deren Berechtigung wir hier natürlich gar nichts zu sagen haben. Andrerseits aber wäre es ein großer Irrtum, anzunehmen, daß wirtschaftliche Interessen stets stärker wiegen müßten, als trennende Instinkte, sei es rassenhafter oder nationaler Art. Den besten Beweis hiefür bietet die Entstehung der deutsch-englischen Spannung. Die wirtschaftlichen Interessen beider Länder sind sicher in engster Weise mit der Aufrechterhaltung friedlicher und freundlicher Beziehungen zwischen ihnen verknüpft. Trotz-

dem begann sich eine instinktive Abneigung auf beiden Seiten einzunisten, die von Manchen sofort auch mit dem Rassengegensatz zwischen den „germanischen“ Deutschen und den „keltischen“ Engländern begründet wurde — obwohl dies offenbarer Unsinn ist.

Das Dogma der Rassentheorie.

Die eigentlichen Rassentheorien suchen den Wert oder Unwert der Völker „wissenschaftlich“ zu begründen, wobei ja das Resultat freilich immer von vorneherein feststeht, nämlich die Verherrlichung der eigenen Rasse.

Ihren Hauptinhalt bildet gewöhnlich die Annahme, daß die Unterschiede zwischen den Völkern und selbst solche innerhalb eines Volkes ebenso tiefgehende als dauernde sind. Keine Macht der zivilisatorischen Einwirkung, der wirtschaftlichen Entwicklung oder Erziehung vermag der angeborenen Minderwertigkeit der unedlen Rassen abzuhelfen. Das Vorbild der höheren Rasse wird höchstens äußerlich nachgeäfft, eine wirkliche Kulturübertragung würde aber eine Änderung der physischen Grundlagen bedingen, könnte also nur durch ausgiebige Rassenmischung bewirkt werden. Dies aber ginge auf Kosten der edleren Rasse, die durch die Mischung um ebensoviel herabgedrückt, als die niedere emporsteigen würde. Häufig wird sogar angenommen, daß jede Mischung dazu führe, daß das Produkt lediglich die schlechten Eigenschaften beider Seiten vereinige. Die praktische Folge dieser Theorien äußert sich in hochmütiger Geringschätzung fremder Völker und ihrer Leistungen, in lächerlich übertreibendem Rühmen der eigenen Vortrefflichkeit, in brutaler Bekämpfung aller Freiheitsregungen, die als eine Auflehnung der geringeren Rasse gegen eine höherwertige dargestellt werden. Der Rasseninstinkt und Rassenhaß sind uralt und um so stärker, je barbarischere Lebenszustände wir betrachten. Doch ein Verdienst unserer Zeit bleibt es, sie mit wissenschaftlichem Flitter aufgeputzt zu haben. So stellt die Rassentheorie eine seltsame Mischung dar aus Entwicklungs-

gedanken einerseits, der Annahme streng feststehender Rassentypen und eines absoluten Wesenunterschiedes der Menschen andrerseits, aus Rassendeterminismus und moralisierender Deutung der Geschichte, aus Mystik und nüchternster Ausbeuterlogik. Von der Fachwissenschaft ignoriert oder verurteilt, übt die Rassentheorie dagegen auf die leichtgläubige Menge der Halbgebildeten, der sie von kritiklosen Dilettanten und snobistischen Literaten in geschickter Aufmachung als neueste Offenbarung vorgelegt und von politischen Demagogen mit vergröbernder Eindringlichkeit gepredigt wird, starken Einfluß. Ja, selbst ernstere Köpfe, denen das Material zur wissenschaftlichen Prüfung der neuen Theorien nicht zur Hand ist, erliegen nicht selten der Suggestion des Zeitgeistes. Insbesonders aber hat der Rassenglaube politisch einflußreiche Kreise für sich gewonnen, die in ihm ein Machtmittel zur Befestigung ihrer Stellung erblicken und ihm daher weitreichende Förderung zuteil werden lassen.

Rassentheorie und Wissenschaft.

Zu strengem Denken Erzogene, die zugleich eine universelle Richtung und Welterfahrung besaßen, ließen sich freilich nicht täuschen. Gerade die bahnbrechenden Forscher, deren Höhenblick über den Nebel der Vorurteile sich erhebt, haben, so oft sich eine Gelegenheit bot, den Rassenglauben mit unverhohlener Geringschätzung abgelehnt. Vor allem haben die größten Meister der Anthropologie und der Naturforschung, aus deren Gebiet der Rassenbegriff entlehnt ist, sich entschieden gegen den Irrwahn des Rassenglaubens ausgesprochen. Schon Alexander v. Humboldt hat erklärt: „Es gibt bildsamere, höhergebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme.“ Nach ihm haben Gelehrte, wie Bär, Virchow, Kollmann, Johannes Ranke, Luschan, Baelz und noch viele andere Wegbahner der modernen Naturwissenschaft und ihrer Anwendung auf den Menschen, die Grundlagen des Rassenwahnes verneint.

Zu demselben Ergebnis führt die Forschung auf allen Gebieten der Geisteswissenschaften. Hier seien nur die Urteile einiger ihrer glänzendsten Vertreter angeführt. Der Geschichtsphilosoph H. F. Buckle bemerkt[1]): „Ich unterschreibe mit Vergnügen die Bemerkung eines der größten Denker unserer Zeit (J. St. Mill), der über die Annahme des Rassenunterschiedes sagte: ‚Von allen Arten gemeiner Ausflüchte, womit man sich der Betrachtung entzieht, welche Wirkung soziale und sittliche Einflüsse auf den Geist des Menschen haben, ist die gemeinste jene, daß man die Verschiedenheiten im Betragen und Charakter innewohnenden natürlichen Unterschieden zuschreibt.'" Die Begründer der indogermanischen Sprachvergleichung und Kulturforschung, ein August Friedr. Pott, Max Müller, O. Schrader haben den wissenschaftlichen Nimbus der Arierschwärmerei gründlich zerstört[2]). Der Schöpfer der vergleichenden Rechtswissenschaft Post, der Rechtslehrer Jhering, die großen Ethnologen Friedrich Müller und Friedrich Ratzel weisen die Grundannahmen der Rassentheorien völlig ab. Friedrich Müller tat dies mit dem kurzen Satz: „Rasse ist eine leere Phrase, ein purer Schwindel." Ratzel weist in seiner „Völkerkunde" wiederholt auf die großen geistigen und kulturellen Übereinstimmungen zwischen allen Rassen der Welt hin, die nach ihm einen uralten Gemeinbesitz der Menschheit darstellen. Er faßt seinen Standpunkt in den Sätzen zusammen: „Es gibt nur eine einzige Menschenart, deren Abwandlungen zahlreich sind, aber nicht tiefgehen." „In der Tat ist die Kluft des Kulturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe völlig unabhängig von der Größe des Unterschiedes ihrer Begabung." „Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts

[1]) Vgl. H. F. Buckle: Geschichte der Civilisation in England. Übersetzt von Ruge, 1860, Bd. I/1, S. 36.

[2]) Fr. A. Pott schrieb ein Buch gegen Gobineau. Vgl. Pott, die Ungleichheit menschlicher Rassen, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt. 1856, 275 S. Max Müllers und O. Schraders Anschauungen geben wir auf S. 73 wieder. Beide lehnen die Annahme einer indogermanischen Rasseneinheit entschieden ab.

zu tun." Einer der größten modernen Psychologen, Wilhelm Wundt, erklärt in seiner „Völkerpsychologie": „Wenn es etwas gibt, was die Anthropologie als feststehende Tatsache erwiesen hat, so ist es in der Tat dies, daß die Eigenschaften der menschlichen Phantasie und daß die Gefühle und Affekte, die das Wirken der Phantasie beeinflussen, bei den Menschen aller Zonen und Länder in den wesentlichen Zügen übereinstimmen." Sehr treffend charakterisiert der Philosoph Münsterberg[3]) die Rassentheorie, indem er sagt: „Alle die Rassenkunde, die Geschichte sein will, und all die ‚Hirnfaltenlehre', die uns vorschreiben will, was wir tun sollen, ist doch nur eine andere Spielart des Materialismus, nur ein dürftiges Surrogat einer Weltanschauung, die letzte Konsequenz eines antiphilosophischen Zeitalters." Friedrich Jodl[4]), der feinsinnige Philosoph, sagt: „Kein verhängnisvollerer Wahn ist denkbar und keinen haben wir entschiedener zu bekämpfen als denjenigen, welcher die sittliche Tüchtigkeit oder die moralische Schlechtigkeit zum angeborenen Erbteil einer bestimmten Rasse oder Nation macht. So gewiß die sittlichen Begriffe auch ihre nationalen Färbungen haben: das Gute ist immer und überall ein Erworbenes. Es gibt keinen Menschen und keine Nation, welchen der Zugang zu ihm durch ein Verbot der Natur versagt wäre, wie es keine gibt, denen es als müheloses Geburtstagsgeschenk in die Wiege gelegt worden wäre." Mit vernichtender Schärfe hat Friedrich Nietzsche den Rassenglauben abgetan. Von vielen anderen Gelehrten, die die Rassentheorien entschieden zurückweisen, seien noch der Soziologe und Nationalökonom Max Weber und der Historiker Ludwig Rieß erwähnt[5]).

---

[3]) Vgl. Münsterberg: Die Amerikaner. 1904, Bd. I, S. 3.

[4]) Friedr. Jodl, Wesen und Ziele der ethischen Bewegung. S. 22.

[5]) Vgl. Max Weber in den Verhandlungen des zweiten deutschen Soziologentages 1912. S. 74, 188, 190; L. Riess, Historik, 1912, Bd. I, S. 71—82; vgl. ferner die Charakterisierung der Rassentheorien als „mehr oder weniger zweifelhafte Hypothesen" bei Bernheim, Lehrbuch der histor. Methode und der Geschichtsphilosophie 1903, S. 594.

Die intuitive Kraft der großen Dichter hat längst die Einheit der Menschennatur erschaut und oft klingt es wie ein vorahnender Protest gegen Kastenstolz und Rassenwahn aus ihren Schöpfungen. So heißt es bei Shakespeare (Ende gut, alles gut II. 3):

„Seltsam ist's, daß unser Blut,
Vermischte man's, an Farbe, Wärme, Schwere,
Den Unterschied verneint und doch so mächtig
Sich trennt durch Vorurteil."

Der feinste Kenner der Menschheitseele, Herder, hat in seinen philosophischen Schriften oftmals [6]) die Vorstellung fundamentaler geistiger Verschiedenheiten zwischen den menschlichen Rassen verworfen. Goethe, Schiller, Lessing u. a. haben den nationalen Fanatismus, der dem Rassenwahn sehr verwandt ist, gänzlich abgewiesen und ihr Bekenntnis zur Menschheit kundgetan.

Diesen Zeugnissen ließen sich noch viele andere anfügen. Insbesonders eine Teilerscheinung des Rassenglaubens, der Antisemitismus, ist von den Größten der modernen Kultur mit Verachtung verurteilt worden [7]).

Das Wesen der Rasse.

Alle Verurteilungen des Rassenwahnes treffen natürlich nur die Annahme, daß die Menschheit dauernd in edle und unedle Rassen geschieden und deren Abstand unüberbrückbar sei. Niemand aber fällt es bei, die tatsächlichen physischen und geistigen Verschiedenheiten unter den Menschen zu leugnen. Ebensowenig soll die Bedeutung des Nationaltemperaments für die Geschichte übersehen werden. Auch ist ohne weiters zugegeben, daß die Verschiedenheiten häufig ein großes Beharrungsvermögen besitzen, so daß die Einflüsse der Um-

[6]) Z. B. in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" VII. Buch, 1. Kap. (Herders Werke her. von Düntzer, Bd. X, S. 39ff.)

[7]) Vgl. besonders die Äußerungen Theodor Mommsens in Hermann Bahr: Der Antisemitismus. 1894, S. 26ff.

welt nur langsam zur Geltung kommen. Freilich gilt dies hauptsächlich von körperlichen Merkmalen, während die geistigen Züge einen hohen Grad von Veränderlichkeit und Anpassungsfähigkeit aufweisen.

Was ist nun eigentlich Rasse? Die Naturwissenschaft bedient sich dieses Begriffes zur Unterteilung der „Arten", wobei er von bloßen Spielarten oder Variationen dadurch unterschieden wird, daß die Besonderheiten der Rasse fortpflanzbar sein müssen. Die Tierzüchtung, für die der Rassenbegriff die größte praktische Bedeutung besitzt, ist dazu gelangt, gerade auf die Abänderlichkeit der Rassenmerkmale besonderes Gewicht zu legen[8]). Wie immer man die Rasse definieren will, jedenfalls darf man nie vergessen, daß es sich hier um eine künstliche Einteilung handelt, die den praktischen Bedürfnissen des Menschen entspringt. Die Natur selbst kennt keine scharfen Grenzen. Der oberflächliche Blick glaubt zwar z. B. in der Hautfarbe eine solche scharfe Abgrenzung gefunden zu haben. Die Wissenschaft aber zeigt, daß alle Rassenfärbungen nur auf einen einzigen Farbstoff (Pigment) zurückzuführen sind, der, in verschiedener Häufigkeit und Verteilung vorkommend, der Haut, dem Haare und den Augen die verschiedensten Färbungen verleiht, wobei aber unzählige Übergänge und Schattierungen eine ununterbrochene Verbindung zwischen allen Rassen herstellen. Genau so ist es aber auch mit allen anderen körperlichen und geistigen Merkmalen — stets handelt es sich um bloße Schattierungen derselben einfachen Grundelemente, um ein Mehr oder Weniger, nie um absolute Unterschiede und schroffe Gegensätze.

Eine populäre Auffassung geht dahin, daß die einzelnen Rassen qualitativ verschiedene Charaktere besitzen, die innerhalb ihres Bereiches wieder verschieden abgestuft sind. Hingegen wird von anderen angenommen, daß jede Rasse dieselben Charakterzüge teils offen, teils latent besitzt, jedoch die einzelnen Züge in sehr verschiedener Verteilung vorkommen,

[8]) Vgl. Wilsdorf: Tierzüchtung. 1912, S. 7.

so daß in einer Rasse der Typus A gehäuft vorkommt, in der anderen der Typus B besonders zahlreich ist. Steinmetz[9]) nennt diese Verschiedenheiten elementare und distributive. Die praktische Wichtigkeit dieser Scheidung leuchtet ein. Wenn der elementare Rassencharakter die Völker scheidet, ist es offenbar leicht, aus dem genau erfaßten Charakter eines großen Mannes, eines Literaturwerkes, einer Epoche, die Rassengrundlage zu bestimmen. Andrerseits ergeben sich große Schwierigkeiten für eine Anpassung an neue Bedingungen durch Selektion, weil ja Variationen fehlen. Umgekehrt macht der distributive Charakter jene Schlüsse unsicher und erleichtert die Selektion. Akzeptieren wir Chamberlains Charakteristik der Juden, so erscheint uns Jesus im ersteren Fall absolut als Nicht-Jude, mag die Schwierigkeit einer Erklärung der Abstammung dadurch auch ins Ungemessene wachsen, in letzterem Fall können wir ihn und die ihm verwandten Typen seiner Zeit immerhin noch als einen „Minoritätscharakter" erklären. Eine Entscheidung könnte diese Frage erst finden, wenn wir ein Mittel besitzen würden, Charaktertypen zu fixieren, zu benennen und statistisch zu zählen.

Man hat nun zur praktischen Scheidung der Rassen verschiedene Wege eingeschlagen.

Eine linguistische Richtung geht aus von der Sprach- und Kulturverwandtschaft, von der sie auf das Vorliegen physischer Verwandtschaft schließt; die anthropologische Schule sieht hingegen von der Sprachverwandtschaft ganz ab und sucht, aus der gegenwärtigen Rassenmischung auf Grund rein körperlicher Merkmale die ursprünglichen Rassentypen zu konstruieren. Es gibt ferner eine vorwiegend psychologische Richtung, die hauptsächlich auf intuitivem Wege die geistigen Verschiedenheiten der Rassennatur herauszuspüren sucht. Nur in einem losen Zusammenhang mit diesen Rassentheorien im engeren Sinne stehen ferner eine biologische Richtung, die

---

[9]) Vgl. Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie. XXVI, 1902, S. 84 ff.

sich allgemeiner, entwicklungstheoretischer Gedanken (Vererbung, Variation, Auslese, Inzucht und Bastardierung) bedient und eine rein soziologische, die von jeder strengen Rassenscheidung überhaupt absieht und die Rasse als rasch wechselndes, sozialhistorisches Gebilde ansieht. Im Gegensatz zu den drei erstgenannten Rassentheorien befassen sich die beiden anderen Richtungen mehr mit theoretischen Rassen, das Geschichtliche wird nur als Beispiel herangezogen. Die Untersuchung richtet sich gerade auf das Veränderliche der Rassen und sucht dieses naturgesetzlich zu begreifen, Blüte und Verfall der Rassen im allgemeinen zu erklären. Die moralische Beurteilung tritt, da ja ein Naturprozeß erklärt wird, zurück. Während die biologische Theorie aber die inneren Gründe der Rassenzustände aus den allgemeinen Gesetzen des organischen Lebens ableitet, behandelt die soziologische Theorie die äußeren Verhältnisse und Kämpfe der Rassen und ihre entwicklungsgeschichtliche Bedeutung.

Die von uns als biologische und soziologische bezeichneten Richtungen gehören eigentlich gar nicht zu den Rassentheorien im engeren Sinne. Da aber die Rassentheoretiker von ihnen häufig hilfsweise Gebrauch machen, so seien sie doch hier ebenfalls kurz erörtert.

II. Vererbung und Rasse.

Der Streit um die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften.

Die Rassentheorien im engeren Sinne gehen von der Annahme aus, daß die gegebenen Rassen scharf abgegrenzte Typen von großer Dauerhaftigkeit seien, die durch den Einfluß der Umwelt, der Erziehung usw. gar nicht oder nur wenig verändert würden. Die edle Rasse erreicht ihre Kulturhöhe selbst unter den ungünstigsten äußeren Bedingungen, und die Ungunst des Milieus ist keineswegs eine ausreichende Erklärung des Tiefstandes der anderen Rassen. Vielmehr ist es die angeborene Minderwertigkeit, die diese am Aufstieg hindert und die auch durch alle Fortschritte der Zivilisation, alle Beeinflussung durch Erziehung und Vorbild, nicht überwunden werden kann. Freilich können die modernen Rassentheorien nicht mehr den Standpunkt Gobineaus einnehmen, der noch jede Annahme einer Entwicklung ablehnte; denn der Entwicklungsgedanke ist, von der Naturwissenschaft ausgehend, heute auf allen Gebieten zu mächtig geworden. Aber diese Entwicklung, so behaupten jene, vollziehe sich nur äußerst langsam, so daß sie praktisch gar nicht in Betracht komme und tatsächlich steht die *Praxis* der Rassentheoretiker heute noch auf dem Standpunkte, die Entwicklungsfähigkeit „minderwertiger" Rassen überhaupt zu verneinen. Diese Auffassung suchen sie hiebei meist durch Heranziehung entwicklungstheoretischer Grundsätze zu stützen, die insbesondere Weismann aufgestellt hat und welche die *Nichtvererbbarkeit erworbener Eigenschaften* behaupten. Nach den Anschauungen des genannten Forschers sind die Anlagen des Keimplasmas konstant und werden durch jene Einflüsse, die Körper und Seele des Menschen formen, nicht be-

rührt. Eine Ausnahme gilt nur für jene Einflüsse, die durch Vergiftung des ganzen Organismus auch direkt auf das Keimplasma wirken und daher erbliche Defekte erzeugen, wie die Syphilis, der Alkoholismus u. dgl. Die unbestreitbare Anpassung der Lebewesen an die Umwelt erfolgt ausschließlich durch das Wirken der Selektion, die immer wieder die weniger gut angepaßten Varianten austilgt. — Im Gegensatz hiezu steht die von Lamarck begründete Auffassung, daß die Organismen durch die Einwirkung der Außenwelt teils unmittelbar geformt werden, teils ihr im Wege mehr oder weniger bewußter Anpassung, Gewöhnung und Übung unterliegen und diese Abänderungen auch durch Vererbung übertragen. Diese Annahme wurde nun in neuerer Zeit mit dem Ausleseprinzip Darwins verbunden und so die Möglichkeit einer viel rascheren Entwicklung eröffnet, als dies durch das ausschließliche Wirken der Selektion auf zufällige Abweichungen möglich wäre. Darwin selbst hat sich übrigens, im Gegensatz zu den extremsten Darwinisten, von einer einseitigen Überschätzung der natürlichen Zuchtwahl freigehalten und an der Vererbbarkeit von Reizwirkung verschiedener Art, sowie an der Vererbung der Wirkung des Gebrauches oder Nichtgebrauches von Organen nie gezweifelt.

Soziale Folgerungen.

Der Streit um die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften hat seit Jahren das Denken unserer Zeit ungemein bewegt und bewiesen, wie eine rein wissenschaftliche Frage unmittelbar zu sehr greifbaren Folgen in sozialer und ethischer Hinsicht führen kann. Ein starker Pessimismus hemmte vielfach das Vorwärtsstreben[1]). In zahlreichen Schriften wurde dargelegt, daß die friedliche Entwicklung der Gesellschaft, die Humanisierung des Rechtes, die Milderung des sozialen Kampfes durch Arbeiter-

[1]) Vgl. Bernhard Shaw: (Man and superman, a comedy and a philosophy. 1903, S. XXIV.) „The bubble of heredity has been pricked: The certainty that acquirements are negligible as elements in practical heredity has demolished the hopes of the educationists as well as the terrors of degeneracy mongers."

schutz und Wohlfahrtspflege die Tüchtigkeit der Rasse gefährde und zur Degeneration führe. Da nämlich alles, was Erziehung, günstiges Milieu, geistige und körperliche Verbesserung beim Menschen erreiche, nicht auf die Nachkommenschaft übertragen werde, so bedürfe es eines stetigen scharfen Kampfes ums Dasein, der die Minderwertigen unbarmherzig ausrottet oder an der Fortpflanzung hindert. Ein sonst gemäßigter Vertreter derartiger Anschauungen, Haycraft, behauptet[2]) sogar, die Seuchenverhütung sei bedenklich, weil sie die Auslese störe, und nennt den Tuberkelbazillus „einen Freund der Rasse“. Als Beweis der rasseverschlechternden Wirkungen der Seuchenprophylaxe wird von ihm eine Tabelle vorgeführt, wonach die Abnahme der Todesfälle an Infektionskrankheiten begleitet ist von einer Zunahme der Todesfälle infolge konstitutioneller Krankheiten, denen also Schwäche oder sonstige Minderwertigkeit des Organismus zugrunde liegt. Nun ist es leider eine alte Geschichte, daß alle Menschen einmal sterben, und wenn weniger in frühem Alter an Infektion zugrunde gehen, werden wahrscheinlich um so mehr an Altersschwäche, Herzschlag u. dgl. sterben. Dafür ist aber die Seuchenprophylaxe kaum verantwortlich. Selbst dem Alkoholismus schreibt Haycraft eine „auslesende“ Wirkung zu, indem die Gesellschaft durch das Zutodesaufen der Verbrecher auf eine für die Betroffenen recht angenehme Weise von schlechten Elementen befreit werde. Leider beweist die Praxis das genaue Gegenteil, wir haben Beispiele von Säuferfamilien, die sehr fruchtbar waren und zahlreiche Verbrecher, Idioten und andere Degenerierte hervorgebracht haben. Es wird daher die Bekämpfung des Alkohols dem Zutodesaufen doch vorzuziehen sein[3]).

[2]) John B. Haycraft, Natürliche Auslese und Rassenverbesserung. 1895. Vgl. die Besprechung ähnlicher Theorien bei L. Woltmann, Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus. 1899. Ferner Enrico Ferri, Sozialismus und moderne Wissenschaft. 1895 und das Sammelwerk „Natur und Staat“.

[3]) Haycraft behauptet, daß, wenn in Australien sich heute keine Nachwirkung der ursprünglichen Verbrecherbevölkerung mehr bemerkbar macht, dies

Was gegen die Übertreibungen dieser Art von Rassentheorie zu sagen ist, liegt auf der Hand. Der soziale Kampf ums Dasein bietet nicht die geringste Gewähr für eine wirkliche Auslese der physisch und moralisch Tüchtigsten. Geriebenheit, Rücksichtslosigkeit, Mangel an Mitgefühl, eine ganz einseitige Geistesbildung geben im Konkurrenzkampf des Tages weit mehr Aussicht auf Fortkommen als feiner Verstand, edler Charakter und harmonische Bildung. Es werden vielfach gerade minderwertige Typen aufgelesen, wie es ja überhaupt eine oberflächliche und irrige Auffassung ist, in der Entwicklung durch Selektion stets eine Höherentwicklung zu sehen; häufig besteht die Anpassung in der Rückkehr zu niedrigen Formen. Besonders die Verfälschung der geschlechtlichen Auslese durch materielle Rücksichten und gesellschaftliche Konventionen wirkt entschieden ungünstig. Die zweifellos sehr wichtige Auslese der sozial Tüchtigsten kann nur auf ganz andere Weise angestrebt werden, als durch das Walten eines zügellosen Kampfes und das soziale Würfelspiel. Vor allem aber ist der von Ploetz ausgesprochene Gedanke[4]) äußerst fruchtbar zu nennen, daß das Hauptgewicht nicht auf die Selektion, sondern auf die tunlichste Variationsbeherrschung zu legen ist. Es kommt nicht darauf an, daß möglichst viele Kinder geboren werden und unter ihnen eine scharfe Auslese stattfindet, sondern daß wenige, aber möglichst gute Varianten entstehen. Die Auslese soll zurückverlegt werden vor die Geburt, sie soll zwischen den um Befruchtung

dem Alkohol zu danken ist. Aber die Leute können sich in der neuen Welt bei harter Arbeit auch gebessert haben; es sollen bedeutende Leute von Deportierten abstammen. Ich glaube, Mark Twain bemerkt irgendwo, es verstoße in Australien in der besten Gesellschaft gegen den guten Ton, jemanden nach seinem Großvater zu fragen. — Gegen die Forderung, schwächliche Elemente auszumerzen, bemerkt A. Wirth (Rasse und Volk. 1914. S. 159.) gut: „Prinz Eugen und Derfflinger, die großen Feldherrn, wären sicherlich von der spartanischen Kinderprüfungskommission im Taygetos ausgesetzt worden". Er hätte auch noch Julius Cäsar und Moltke hinzufügen können.

[4]) Vgl. A. Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. 1895, S. 70.

ringenden Eizellen stattfinden und den kräftigsten zum Ziel verhelfen. Bekämpfung des Alkoholismus, der Geschlechtskrankheiten, Verhinderung der Ehen minderwertiger Personen sind einige wichtige Punkte. Die Fortsetzung dieser Gedanken führt jedoch von unserem Thema ab, zur Rassenhygiene.

Die Bildsamkeit der Rassen experimentell erwiesen.

Die Rassentheorien im engeren Sinne haben sich, wie gesagt, des strengen Selektionismus und der Weismannschen Theorie bedient, um die scharfen und dauernden Wesensunterschiede der Menschenrassen zu erklären und zu betonen. Ferner liegen manche Versuche vor, das Wirken der Auslese an geschichtlichen Vorgängen aufzuweisen, deren bedeutendster das noch zu besprechende Werk von Seeck ist. Inzwischen aber hat sich auf naturwissenschaftlichem Gebiete ein Umschwung der Meinungen angebahnt, der immer mehr die ausschließliche Bedeutung der Selektion für die Artbildung aufgibt und die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften in den Vordergrund rückt. Die Wandlung begann auf botanischem Gebiete, wo die experimentelle Erforschung der Vererbung auf geringere Schwierigkeiten stieß, als bezüglich des tierischen Organismus. Die Tierzüchter übrigens, die ja über große, seit Generationen angehäufte Erfahrungen verfügen, hielten stets an der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften fest[5]). Die neuesten Fortschritte in der Wissenschaft stimmen mit der Erfahrung der Praktiker vollkommen überein und stellen schon jetzt diese Annahme außer Zweifel[6]). Freilich wird nicht jede Änderung, etwa eine mechanische Verstümmelung, übertragen. Weismann

[5]) Vgl. Wilsdorf, Tierzüchtung. S. 37.

[6]) Vgl. insbesondere Richard Semon: Das Problem der Vererbung „erworbener Eigenschaften". 1912.

Przibram: Experimentalzoologie. 1910, III. Bd.

Lehmann: Experimentelle Abstammungs- und Vererbungslehre. 1913.

Über neuere Versuche siehe die Referate in den Jahresberichten über die Fortschritte der Anatomie und Entwicklungslehre, herausg. von Schwalbe. N. F. Bd. XVI, 1911. II. S. 45ff., S. 132ff.

hat dies dadurch bewiesen, daß er 22 Generationen von Mäusen (1500 Stück) die Schwänze abschnitt, ohne daß sich eine schwanzlose Rasse bildete. Auch die Nichtvererbung der seit sehr langer Zeit geübten Beschneidung bei den Juden, Mohammedanern usw. zeigt dies, obwohl andrerseits manche Beobachtungen dafür vorliegen, welche wenigstens eine Tendenz zur teilweisen Übertragung annehmen lassen könnten. Überhaupt ist die Frage nach der „Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften“, wie Semon hervorhebt, nicht ganz richtig formuliert, da sowohl der Begriff „Vererbung“, als jener der „erworbenen Eigenschaften“ sehr verschieden aufgefaßt werden kann. Der Kürze halber sei jedoch hier diese ungenaue Formulierung wieder angewendet.

Schon 1885 hat Frl. v. Chauvin Axolotllarven, die unter natürlichen Verhältnissen dauernd im Wasser leben und durch Kiemen atmen, die Aufnahme von Sauerstoff aus dem Wasser künstlich erschwert und sie hiedurch zu Landmolchen mit Lungenatmung umgewandelt. Diese Transformation wurde erblich übertragen, die Abkömmlinge der beeinflußten Tiere bewahrten sie, auch wenn die künstliche Milieuänderung wegfiel. Erst 20 Jahre später hob Semon die hohe Bedeutung dieser Experimentalergebnisse hervor. Seither ist eine Fülle von Experimenten angestellt worden, die im Sinne der Vererbbarkeit erworbener Dispositionen ausfielen. Man versetzte die verschiedensten Tierarten unter abnorme Bedingungen, indem man starke Hitze oder Kälte, Feuchtigkeit oder Trockenheit, veränderte Nahrung u. dgl. auf sie einwirken ließ. Das Ergebnis war überraschend. Es entstanden deutliche Abweichungen vom normalen Typus, und zwar gelang es z. B. durch Wärme, die in südlichen Gegenden vorkommenden Arten von Schmetterlingen zu erzeugen. In sehr vielen Fällen zeigte sich nun, daß diese erworbenen Eigenschaften vererbt wurden und zwar selbst dann, wenn die normalen Bedingungen wieder hergestellt worden waren. Aus der großen Zahl von Belegen sei nur auf die interessanten Experimente Kammerers hingewiesen,

der z. B. die Brutinstinkte einer Krötenart durch Temperatursteigerung änderte und erblich fixierte. Ferner brachte derselbe Forscher schwarzgelb gefleckte Salamander teils auf gelben, teils auf schwarzen Boden. Die Salamander wurden in dem einen Fall überwiegend gelb, in dem anderen überwiegend schwarz, und ihre Nachkommen behielten diese Änderung, auch wenn sie wieder auf anderen Boden gebracht wurden. Ja, es gelang Kammerer sogar, die Vererbung einer Verstümmelungsreaktion bei Ascidien nachzuweisen. Von größter Tragweite sind insbesonders Versuche verschiedener Forscher, statt körperlicher Merkmale die Instinkte, also seelische Regungen, zu beeinflussen. Tatsächlich gelang es in zahlreichen Fällen, die Instinkte von Weichtieren und Insekten, und zwar den Nahrungstrieb, die Art der Eiablage, der Verpuppung, den Brutinstinkt usw. in so nachhaltiger Weise zu ändern, daß die Änderung der Vererbung übertragen wurde, trotzdem die modifizierenden Umstände wieder weggelassen wurden.

Diese Erscheinungen können in verschiedener Weise erklärt werden, sei es durch Annahme einer direkten Einwirkung des veränderten Milieus auf den Keim oder einer Beeinflussung des Keimes im Wege von Absonderungen des übrigen Körpers. Daß eine Wechselwirkung zwischen Keimzellen und Gesamtorganismus stattfindet, beweisen ja schon die Folgeerscheinungen der Kastration. Aber auch die Annahme direkter Beeinflussung des Keimplasmas widerspricht keineswegs der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften. Doch kann diese Annahme die Vererbung von Instinktsänderungen nicht erklären. Übrigens ist für unser Thema die Art der Erklärung weniger von Bedeutung, als die Tatsache selbst.

Ebenfalls auf experimentellem Wege wurde ferner die Alleinherrschaft des Selektionsprinzips vollständig erschüttert. Przibram[7]) stellt diesbezüglich fest, daß Selektionsprozesse allein nicht imstande seien, eine erhebliche Steigerung des Charakters

[7]) Przibram, Experimentalzoologie. 1910, III. Bd., S. 220ff.

über die Grenze der gegebenen Variationsbreite hinaus hervorzurufen oder gar neue Charaktere entstehen zu lassen. Die Wirksamkeit der Selektion für die Entstehung der Arten sei abzuweisen, vielmehr sei diese durch direkte Einwirkung der umgebenden Welt zu erklären, die zu vererbbaren Abänderungen führe. Von Interesse für die Erklärung der menschlichen Rassenverschiedenheiten ist ferner die Feststellung, daß Licht und Wärme, besonders wenn mit Feuchtigkeit verbunden, an vielen Tieren dunkle und lebhafte Farben hervorrufen, wie übrigens schon die Tierwelt der Tropen beweist. Die entgegengesetzten Richtungen, z. B. sowohl Hitze als Kälte, führen häufig zu gleichen Resultaten; Abweichungen von der Mitte vermehren zuerst das Pigment und bewirken in den extremen Graden seinen Schwund (Albinismus); Hitze führt bei Tieren auch eine Verlängerung der Extremitäten, verfrühten Eintritt der Geschlechtsreife usw. herbei, was wir genau ebenso bei südlichen Menschenrassen beobachten.

Die exakte Forschung hat somit eine Grundannahme aller Rassentheorien zerstört und gezeigt, daß die Organismen sehr wandlungs- und anpassungsfähig sind. Der Nachweis der Vererbbarkeit erworbener Instinkte leitet auf das psychologische Gebiet hinüber, wo die Rassenlehre ja mit besonderer Willkür waltet. Die geistigen und moralischen Anlagen der Rassen sollen nach ihrem Diktat starr und nicht entwicklungsfähig sein, die edle Rasse bewährt stets ihren Adel, die gemeine kann sich nie höher entwickeln. Nun ist doch zweifellos gerade das geistige Wesen viel variabler als die mehr oder weniger träge Materie. Jeder Fortschritt der Organisation, von der an den Boden gebundenen Pflanze bis zum Menschen, bedeutet zugleich größere Geistigkeit und erhöhte Beweglichkeit[8]). Die Steigerung der Beweglichkeit bedingt aber auch eine Zunahme der Anpassungsfähigkeit. Man darf somit schließen, daß die Vererbung erworbener Eigenschaften, die für körperliche Zustände und Instinkte erwiesen ist, um so

[8]) Vgl. Henri Bergson: Schöpferische Entwicklung. 1912.

mehr für die geistigen Anlagen im weiteren Sinne Geltung haben wird. Freilich können wohl nur die allgemeinsten Anlagen vererbt werden, keineswegs aber komplizierte Charakterzüge, wie die Rassentheorie annimmt, welche so individuelle Errungenschaften wie etwa den „religiösen Sinn", „rechtsbildende Kraft", „Staatsbewußtsein" usw. als Rassenkräfte auffaßt. Auch ist ein strenger Parallelismus zwischen innerer und äußerer Vererbung nicht wahrzunehmen. Im Gegenteil hatten häufig große Männer (z. B. Goethe) Kinder, die ihnen vielleicht körperlich, keineswegs aber geistig, ähnlich waren. Man kann dies entweder als Beweis der stärkeren Variationstendenz des Geistigen oder als Erschöpfung nach dem Ausbruch einer genialen Erscheinung auffassen. Übrigens hat auch die Tierzüchtung festgestellt, daß das Äußere für die Leistungsfähigkeit keineswegs maßgebend ist[9]), und die neueste Biologie hat aus ähnlicher Erfahrung die Unterscheidung zwischen Phaenotypus und Genotypus eines Individuums aufgestellt (Johannsen), von denen ersterer die äußere Zugehörigkeit, letzterer aber den verborgenen, erst in der Generation zutage tretenden Charakter anzeigt.

Die Wirkung der Auslese in der Geschichte.

Es ist hier nicht der Platz, um alle wichtigeren Anwendungen des Selektionsprinzips auf die Schicksale der Völker darzustellen oder gar nachzuprüfen. Sehr wertvolle, durch Besonnenheit ausgezeichnete Studien hierüber hat Schallmayer geliefert, dessen Hauptwerk die Preisschrift „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker" (Jena, 2. Aufl., 1910) ist[10]). Schallmayer deckt insbesonders zahlreiche, rassenverschlechternde Wirkungen auf, die mit dem Kulturfortschritt verbunden sind. Die Phantasien der Arierschwärmer lehnt er bestimmt ab.

[9]) Wilsdorf a. a. O. S. 95.

[10]) Vgl. ferner Schallmayer: Beiträge zu einer Nationalbiologie. 1905. Die obenerwähnte Schallmayersche Hauptschrift war das Ergebnis eines Preisausschreibens, das auch einige andere sehr lehrreiche Schriften veranlaßt hat.

Interessant ist Schallmayers Hinweis auf die abnehmende selektorische Bedeutung des Krieges. Bis vor kurzem war eine beträchtliche Körpergröße ein Vorzug im Kampfe. Unsere heutigen Schußwaffen und Transportmittel haben jedoch den Vorzug beinahe in das Gegenteil verkehrt. Der kleinere Soldat kommt mit einem kleineren Nahrungsquantum aus als der große, bietet dem Feinde ein kleineres Zielobjekt und vermag doch ebenso wirksam zu schießen, wie die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges gezeigt haben. Alfred Ploetz bemerkt, daß von 1791 bis 1813 in Frankreich über 4 1/2 Millionen der kräftigsten jungen Männer ausgehoben wurden, wovon wohl die Hälfte auf den Schlachtfeldern blieb. Ein solcher Massenaderlaß muß nun die Rasse schwächen, und Ploetz nennt daher die großen Kriege ein kontraselektorisches Moment. Kurella behauptet, daß die 1812—14 geborenen Rekrutenjahrgänge die schwächlichsten waren und die 1871—73 in Deutschland geborenen Kinder dreimal mehr jugendliche Verbrecher stellten als die anderen Jahrgänge. Auch die Wehrpflicht allein wirke ähnlich, indem sie die jungen Männer im kräftigsten Alter an der Ehe hindere und sie der Gefahr der Syphilis aussetze. Im Gegensatz hiezu hebt Tolstoi die auslesende Wirkung des Krieges hervor[11]). Man könnte diese Aufzählung selektorischer und kontraselektorischer Momente noch vermehren und gewiß ist allen die Bedeutung keineswegs abzusprechen. Zeigt uns aber die Geschichte wirklich nach großen Kriegen ein beträchtliches Sinken der Volkskraft, das nicht durch die

---

[11]) Vgl. Tolstoi: Krieg und Frieden, übersetzt von Strenge. III. Halbbd., S. 225: „Man hätte denken sollen, daß in jenen fast unbegreiflich schweren Verhältnissen, in welchen die russischen Soldaten sich befanden, ohne warmes Schuhwerk, ohne Pelze, ohne Obdach bei 18 Grad Kälte, ohne volle Rationen, sie das elendeste und kläglichste Schauspiel hätten darbieten müssen. Doch im Gegenteil, es hat nie, selbst unter den besten materiellen Verhältnissen, ein Heer ein lustigeres und lebendigeres Schauspiel geboten. Das kam daher, daß jeder Tag alles das, was zu jammern oder schwach zu werden begann, aus dem Heere absonderte, und alles, was moralisch schwach wurde, schon lange zurückgeblieben war, so daß nur noch die Blüte des Heeres, voll Kraft an Leib und Geist da war."

wirtschaftlichen Störungen hinreichend zu erklären wäre? Ebensowenig läßt sich aber das Gegenteil feststellen. Selbst der so einleuchtende Satz, daß früher Körpergröße im Kampfe einen Vorteil bedeutete und daher durch die kriegerische Auslese herangezüchtet wurde, ist nicht ohne weiters zu beweisen. Wiederholt wurde auf den geringen Brustumfang der in den Museen aufbewahrten Ritterrüstungen hingewiesen, und als der schottische Adel vor einigen Jahren anläßlich einer dynastischen Feier die Rüstungen der Ahnen, die sich in seinen Schlössern befanden, anlegen wollte, erwiesen sich diese größtenteils als viel zu klein.

Sehr häufig bekommen wir seit Penka und Moritz Wagner die These vorgesetzt, die „arische Rasse" sei das Ausleseprodukt der durch die Eiszeit bewirkten Wanderungen und Strapazen. Die Eskimos leben heute noch in der Eiszeit und haben auch große Wanderungen zu bestehen. Obwohl sie unstreitig eines der erfindungsreichsten Naturvölker sind, werden sich die Rassengläubigen doch sehr gegen eine solche arische Verwandtschaft sträuben. Es ist überhaupt zu bemerken, daß übermäßig strenge Naturbedingungen zur Verkümmerung, nicht zur Höherentwicklung führen. Aber auch ein Milieu von mäßiger Strenge bewirkt eher eine passive Anpassung und Abhärtung gegenüber einzelnen Schädlichkeiten als die Entwicklung aktiver Tüchtigkeit, wenn nicht soziale Umstände (kriegerische Reibung, nomadisches Raubleben, Zwang zur Arbeit usw.) die Erziehung — nicht Auslese! — übernehmen. So hat man lange voreilig die ideale Gesundheit und Kraft der Naturvölker als Selektionswirkung gepriesen, bis man fand, daß es nicht so weit damit her sei. Gegen klimatische Schädlichkeiten sind sie zwar relativ geschützt, im übrigen aber sind die Naturvölker, mit Ausnahme der besonders begünstigten Neger, viel mehr Krankheiten unterworfen als wir und erreichen selbst die physischen Kraftleistungen des Europäers nicht. Auch manche prähistorischen Rassen der europäischen Steinzeit waren vielleicht durch die Not verkümmert, wie die für unsere Hände

viel zu kleinen Griffe ihrer Werkzeuge beweisen. Man hat nun weiter behauptet, der Kampf ums Dasein erzeuge die sozialen Triebe, indem jene Stämme die den durch Stammes- und Familiengefühle und altruistische Aufopferung vermittelten inneren Halt nicht hätten, ausgerottet würden. So züchte Haß Liebe. Auf einem gewissen Umweg wird dies allerdings zuweilen erreicht, indem kräftige, durch Krieg, Raub oder freie Arbeit gestählte Völker oft zu Staatengründern werden und im staatlichen Zusammenleben die sozialen Triebe zur Ausbildung kommen. Jene Ansicht aber findet keine genügende Bestätigung in der Völkerkunde. Überall, wo der Kampf ums Dasein sehr hart ist, steht auch das Weib besonders tief, sind auch die Beziehungen innerhalb des Stammes roh. Nachtigal hat uns das Leben der wüstenbewohnenden Tibbu geschildert: „Das Wettringen Aller nach dem kümmerlichen Besitz macht den Einzelnen rücksichtslos, argwöhnisch und betrügerisch. Jeder sucht den Andern zu schädigen, und Alle stehen sich im Wege in jener Welt der Not. Jeder lebt für sich, und jeder Gedanke an die Stammesgenossen, jedes Gefühl für Volksleben, jedes Streben nach Gemeinwohl liegt ihm fern. Gemeinsame Gefahr von außen her oder gemeinsame Raubzüge vereinigen die Leute, niemals gemeinschaftliche Arbeit und harmloses Volksleben."

In der neueren Rassenliteratur begegnet uns öfters eine Vertauschung der durch die Natur bewirkten Selektion mit einer anderen, die man etwa „moralische Selbstselektion" nennen könnte. Ammons Theorie, daß die energischeren Langköpfe sich aus dem Mischungsbrei selbst auslesen und in die Städte ziehen, womit er die in manchen Ländern vorkommende größere Langköpfigkeit der Städter erklären will, gehört hierher. Auch das Fortschreiten der Kultur vom Osten Europas nach dem Westen wurde mit der in gleicher Richtung steigenden Tüchtigkeit der Rassen erklärt und diese als Ausleseergebnis hingestellt. Bei der vorausgesetzten großen Ost-Westwanderung sollen nämlich immer die Tüchtigsten, Kühnsten, Energischesten am ehesten bereit gewesen sein, sich aus dem Volksverband

zu lösen und ihre Zelte in der einmal angegebenen Richtung — zurück war ja kein Weg — weiter zu tragen. Jhering hat diese Selektion anschaulich geschildert und etwas Wahres mag daran sein. Doch sind es sehr oft nicht die Kräftigsten, sondern gerade die durch Übermacht vertriebenen Schwächeren, die sich eine neue Heimat suchen. Die germanischen Stämme, die gegen die römischen Grenzen drängten, waren in sehr vielen Fällen durch innere Feinde vertrieben. Außerdem sind aber die Wirkungen des Milieuwechsels theoretisch wichtig. Ein Volk, das aus irgendeinem Grund seine zivilisiertere Heimat verläßt, um in der Wildnis zu bauen, bringt gewisse Bedürfnisse mit, die es zu harter, erziehlicher Arbeit zwingen, welche auf neuem Land frei von den drückenden sozialen Fesseln der Vergangenheit besonders reiche Früchte trägt. So haben die griechischen Kolonien Hellas, das römische Gallien und Spanien das Mutterland Italien in materiellem Gedeihen und im Verlauf auch an Kultur überholt, und Amerika scheint ein neues Beispiel stellen zu wollen.

Andererseits will man häufig den Niedergang Spaniens damit begründen, daß seine tüchtigsten Elemente in die Kolonien strömten und so die Kraft des Mutterlandes sich verblutete. Nun sind aber auch recht viele Verbrecher und Gewaltnaturen teils gezwungen, teils aus Abenteurerlust mitgezogen, was doch wieder eine günstige Auslese bedeutete. Übrigens müßte z. B. England dann schon ganz degeneriert sein, während doch jedermann seine Kolonien gerade als Grund der Stärke der Nation auffassen wird.

In neuerer Zeit hat sich ein Historiker gefunden, der das Selektionsprinzip mit viel Geist und Gelehrsamkeit zur Erklärung des Unterganges der antiken Welt verwendet. Der Greifswalder Professor Seeck hat mit seinem Werk über den Untergang der antiken Welt[12]) nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine ästhetische Glanzleistung vollbracht. Was Seeck

---

[12]) Vgl. Otto Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. I. Bd., 2. Aufl. 1897. II. Bd. 1901. (Hiezu eigene Anmerkungsbände.)

veranlaßt, eine Rassenverschlechterung anzunehmen, die den Untergang der antiken Welt herbeigeführt oder beschleunigt haben soll, ist „die entsetzliche Trägheit des antiken Geistes" jener Zeit, die „ängstliche Denkfaulheit". „Aus der ganzen Kaiserzeit können wir keine Verbesserung der Technik, keine Erleichterung der Fabrikation, nicht eine noch so kleine Erfindung nachweisen." Mit scharfem Blick erkennt Seeck hierin den eigentlichen Grund für die Stagnation des ganzen Gebietes der spätantiken Zivilisation und Kultur, das ja engstens an den Zustand der Technik und Wirtschaft geknüpft war. Als Ursache dieser geistigen Stagnation nimmt er die Ausrottung der Besten durch die Parteikämpfe, die Bürgerkriege, Christenverfolgungen, die Korruption in den Provinzen, die Askese u. dgl. an. Der Verfasser hält sich hier streng an das Selektionsprinzip und verwirft ausdrücklich den von anderen Autoren (so Gobineau und Chamberlain) angenommenen verschlechternden Einfluß der Rassenmischungen. Er ist sogar geneigt, in der Rassenmischung einen Vorteil zu sehen, wenn nur nicht gerade die schlechtesten Elemente einer Rasse zur Mischung kommen. Eine große Schwierigkeit stellt sich ihm sofort entgegen. Wie kommt es, daß z. B. die Juden, Spanier, Norditaliener u. a., über die fürchterliche Ausrottungen verhängt wurden, gerade nach den härtesten Verfolgungen eine erstaunliche Fülle von Talenten, einen bedeutenden Kulturfortschritt zeigen? Er erklärt dies so: Massenmorde mit Auswahl gerade der führenden Geister müssen ein Volk zur Erbärmlichkeit züchten, wie in Griechenland und Rom; doch bei wahlloser Verfolgung hat der Klügste und Stärkste mehr Chance zu entkommen. Diese Unterscheidung ist sehr geistreich, aber zu spekulativ, als daß sie mit Tatsachen belegt werden könnte. Gerade die fürchterlichen Massenmorde, die zu jener Zeit an dem jüdischen Stamm verübt wurden, geschahen durchaus nicht ohne Auswahl.

Die neuere Forschung hat den Glaubenssatz, das römische Reich sei in Barbarei und Sittenverderbnis versunken und des-

halb von den jugendfrischen Eroberern leicht bezwungen worden, geprüft und seine Falschheit erwiesen. Wir haben keinen Anlaß anzunehmen, daß in späterer Kaiserzeit weniger ehrenhafte, kräftige und begabte Männer existierten, als zu irgendeiner Zeit des Römerreiches[13]). Selbst Haycraft, der den Einfluß der Auslese gewiß nicht unterschätzt, bemerkt, daß man von einem Untergang des römischen Imperiums infolge Rassenverschlechterung nicht reden könne; denn das angeblich entartete und rassenlose oströmische Reich habe ja bis 1453 den furchtbarsten Anstürmen seiner vielen Feinde getrotzt.

Was aber die unbestreitbare wirtschaftliche Stagnation betrifft, so können wir Seeck fragen: zu welcher Zeit hat denn überhaupt das Altertum einen prinzipiellen Schritt in neue zukunftsreiche Formen der Technik und Wirtschaft getan? Das Sklaventum, das Fundament der antiken Welt, war es vor allem, das jedem Fortschritt in dieser Richtung im Wege stand[14]). Das ganze Haus mußte abgebrochen werden, damit das morsche Fundament beseitigt werden konnte.

Auch gegen die Seecksche Anwendung des Selektionsprinzips läßt sich einwenden, daß die beliebigsten Umstände bald

---

[13]) Selbst Gobineau erkennt dies an, trotz seiner Theorie von der Rassenverschlechterung. (I. Bd., S. 13.) Eine gründliche Behandlung dieser Frage findet sich in William D. Babington: Fallacies of race theories. Essays. London 1895, S. 15—144. Dieses Buch enthält reiches Material gegen die Irrtümer der Rassentheorien. Das am häufigsten — selbst von Mommsen — für die Konstanz des Rassencharakters zitierte Beispiel der alten Gallier und modernen Kelten wird von dem gelehrten Autor derart widerlegt, daß keine Spur mehr davon übrig bleibt (vgl. a. a. O. S. 191—230).

[14]) Vgl. Achille Loria: Die Sklavenwirtschaft. Zeitschrift für Sozial- und und Wirtschaftsgeschichte. 1896, S. 67—118, und Paul Ernst: Die sozialen Zustände im römischen Reich vor dem Einfall der Barbaren. Die neue Zeit. 1892—93, S. 218ff. Auch Paul Rohrbach (Geschichte der Menschheit, 1914, S. 136ff.), der selbst den Rassentheoretikern sehr nahe steht, führt eingehend aus, es habe keinen vernünftigen Sinn, von einer besonderen Lebensschwäche der ausgehenden Antike zu sprechen. Ihr Fall sei vielmehr in organischen Wandlungen der Volkswirtschaft und deren Rückwirkungen auf die Heeresverfassung begründet gewesen. —

selektorisch, bald kontraselektorisch gedeutet werden können, *ohne daß eine quantitative Bestimmung, welche Tendenz überwiegt*, möglich wäre. So behauptet Seeck, die Vermischung mit den Freigelassenen habe in früherer Zeit günstig gewirkt, später ungünstig, denn anfangs seien die verdienstvollsten tüchtigsten Sklaven, später aber die nichtsnutzigsten Luxussklaven, die das Einschmeicheln am besten verstanden, zur Freiheit ausgelesen worden. Natürlich kann ja so etwas vorgekommen sein, es ist aber reine Spekulation. Man könnte auch umgekehrt behaupten, anfangs seien durch die Besiegung der Karthager nur die gemeinsten Leute als Ackerknechte nach Rom gekommen, später aber habe sich die geistige Elite aller Länder als freie Leute in Rom niedergelassen und die Rasse verbessert. Oder dergleichen mehr. Wir werden später bei Besprechung der Chamberlainschen Theorie die Gründe des römischen Zusammenbruches genauer betrachten müssen.

Von weit größerer Wichtigkeit als die natürliche Auslese durch Ausmerzung der Untüchtigen ist die soziale Auslese durch die politischen Institutionen, die gesellschaftlichen Sitten usw. Das großartigste Experiment dieser Art zeigt China. Hier wird durch ein System von Prüfungen seit Jahrtausenden tatsächlich die geistige Auslese des ganzen Volkes zur Herrscherin gemacht. Es gibt keinen noch so niedrig Geborenen, der nicht durch Talent und Fleiß die obersten Stufen des Mandarinats erklimmen könnte. Hier ist der Traum Platos erfüllt: die Philosophen sind die Lenker der Menschen. Der Erfolg dieser Auslese kann verschieden beurteilt werden. Schallmayer stellt der chinesischen Sozialverfassung ein sehr günstiges Zeugnis aus; Babington hält dagegen die geschilderte Art der Auslese für einen Hauptgrund der Rückständigkeit Chinas in den materiellen Grundlagen der Zivilisation, in Technik, Industrie und Verkehr. Überall gilt dem Philosophen das Streben nach Gewinn, die vom Geistigen abziehende Handarbeit als niedrig. Man denke an die Verachtung der Arbeit in Hellas und bei spätrömischen Philosophen. So wurden viele Erfindungen in

China früher gemacht als bei uns, ihre gewinnbringende Anwendung *war aber selbst durch gesetzliche Verbote gehindert.*

Alle Versuche, die Selektion zur Erklärung geschichtlicher Erscheinungen zu verwerten, leiden darunter, daß man zwar in jedem Fall allerlei, eine günstige oder ungünstige Auslese befördernde Umstände annehmen kann, daß aber das wirkliche Walten dieser Kräfte und die Resultante ihrer häufig gegeneinander gerichteten Teiltendenzen fast nie tatsächlich festgestellt werden können. Auch auf rein naturwissenschaftlichem Boden hat übrigens das Selektionsprinzip zu zahlreichen Scheinerklärungen geführt, die bereits wieder zugunsten der Milieuwirkung verlassen wurden. Auf sozialem Gebiet liegt die Milieuanpassung klar zutage, wobei aber zu beachten ist, daß der Mensch aus der Gesamtkultur im steigenden Maße die Kraft gewinnt, das Einzelmilieu sich anzupassen, sich von Klima und Boden unabhängig zu machen, sich ein künstliches Milieu zu schaffen. Auch muß hier das Hauptgewicht nicht auf die individuelle Vererbung erworbener Eigenschaften, sondern auf die Übertragung im Wege der Kulturtradition gelegt werden. Die Gesamtkultur ist eben ein künstliches Milieu, das mit immer größerer Stärke und Raschheit die Menschen sich anpaßt.

Rassenreinheit und Rassenmischung.

Zahlreiche Spekulationen haben auch die Vorstellungen von Rassenreinheit und Rassenmischung hervorgerufen, die man mit den biologischen Anschauungen über Inzucht (Kreuzung nahverwandter Individuen) und Rassenkreuzung (Bastardierung) in Einklang zu bringen suchte. Freilich reichen auch hier die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung keineswegs so weit, um sichere Schlüsse auf sozialem Gebiet zuzulassen. Wir wissen einerseits, daß verschiedene Arten sich nicht kreuzen oder doch nicht imstande sind, eine Nachkommenschaft zu erzeugen, die sich fruchtbar fortpflanzen könnte. Seit aber Loeb (1903) so weit auseinanderliegende Tierarten,

wie Seeigel und Seestern bastardierte, indem er gleichzeitig die Zusammensetzung des Meerwassers veränderte, ist die Grenze der Kreuzungsmöglichkeit weit hinausgerückt. Auch der oft angeführte Umstand, daß das Kreuzungsprodukt zwischen Esel und Pferd (Maultier oder Maulesel) nicht fortpflanzungsfähig sei, stimmt heute nicht mehr ganz, da Fälle bekannt wurden, in denen Maultiere fruchtbar gewesen sind[15]). Vollends sind alle Erzählungen, die darauf hinauslaufen, daß Kreuzungen zwischen Menschenrassen zur Unfruchtbarkeit oder Degeneration führen, in das Reich der Fabel zu verweisen. Vielmehr können selbst die verschiedensten Menschentypen vollständig gesunde und fruchtbare Nachkommen erzeugen. Der Anthropologe Professor Eugen Fischer[16]) hat die Mischlinge zwischen Buren und Hottentotten, die in Deutsch-Südwestafrika eine eigene, zahlreiche Rasse bilden, genau untersucht und festgestellt, daß diese germanisch-afrikanischen Kreuzungsprodukte keinerlei Zeichen von Degeneration aufweisen, vielmehr bilden sie einen sehr kräftigen und fruchtbaren Menschenschlag. Auf die Ehe entfallen durchschnittlich 7,7 Kinder, gegen bloß 6,3 Kinder bei den benachbarten Buren. Aber auch die frühere Meinung von der Verderblichkeit der Inzucht, also des Gegenteils der Bastardierung, ist in neuerer Zeit erschüttert worden. Besonders die moderne Tierzüchtung hat sich der Kreuzung nah verwandter Tiere mit großem Erfolge zur Erzielung spezialisierter Typen bedient. Freilich liegen auch zahlreiche Belege für schädliche Folgen der Inzucht vor[17]), und das Verbot der Ehe unter nahen Blutsverwandten bei vielen Völkern scheint doch auf solche Erfahrungen zurückzugehen. Hatschek hat diese Widersprüche dadurch aufzuklären gesucht, daß er annahm, durch Inzucht würden kleine, üble Anlagen, die sich infolge der nahen Ver-

---

[15]) Wilsdorf a. a. O. S. 90.

[16]) „Inzuchts- und Bastardierungsprobleme beim Menschen", im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XLII. 1911, S. 105.

[17]) Vgl. Wilsdorf a. a. O. S. 92, 99.

wandtschaft bei beiden Elternteilen vorfinden, allmählich summiert, während solche kleine Fehler bei Kreuzung von Nichtverwandten eher durch entgegengesetzt gerichtete Anlagen kompensiert würden[18]. Daher sind viele Biologen der Meinung, daß in völlig gesunden Familien Inzucht nicht schade, wohl aber in Stämmen, die irgendwelche Schwächen aufweisen. Da bei zunehmender Kompliziertheit des Lebens absolut gesunde Familien kaum mehr zu finden sein dürften, so würde sich daraus die Folgerung ergeben, daß mit dem Fortschritt der Kultur Inzucht stets schädlich wirken müsse und die Rassenkreuzung in gewissen Grenzen vorteilhaft wirke. Schließlich muß stets bedacht werden, daß das Ziel der Tierzüchtung und der menschlichen Entwicklung nicht dasselbe ist: dort wird ein auf ganz bestimmte Zwecke spezialisierter Typus angestrebt[19], während beim Menschen die Vielseitigkeit und harmonische Ausbildung aller Anlagen als wünschenswert gilt. Näher werden wir auf diesen Punkt bei Besprechung der Chamberlainschen Rassentheorie eingehen.

Kasten, Adel.

Alle Völker, denen wir in der Geschichte begegnen, sind Produkte oft vielfacher Rassenmischung, und zwar um so mehr, je lebhafter ihr Anteil an dem Weltgeschehen und ihre Kulturbedeutung war. Die einzige Möglichkeit, Vermischungen wenigstens einzuschränken, besteht in der Bildung von Kasten, welche die Heirat nur innerhalb ihres Kreises (Ebenbürtigkeit) gestatten. Der Hochadel strebt vielfach danach, eine solche Kaste zu bilden; doch muß bemerkt werden, daß er in seinen Anfängen häufig auf Unfreie zurückgeht, die durch königliche Gunst erhoben wurden (Ministeriale). Auch später konnte das Prinzip der Rassenreinheit nie strenge gewahrt werden, Neigung und materielle Beweggründe haben die Schranken immer wieder durchbrochen. Bemerkenswert ist, daß der glänzendste und

---

[18]) Vgl. Przibram: Experimentalzoologie, S. 23.
[19]) Vgl. Wilsdorf a. a. O. S. 63.

kulturell verdienstvollste Adel der Welt, die englische Adelsklasse, welche heute noch trotz aller Demokratisierung sowohl den konservativen als den radikalen Parteien hervorragende Führer liefert, das Ebenbürtigkeitsprinzip nie gekannt hat; selbst englische Könige haben früher wiederholt Bürgerliche geheiratet. Der englische Adel hat stets zahlreiche, durch Talent, Verdienst und Geld emporgekommene Bürgerliche in sich aufgenommen, deren Abkömmlinge heute schon die Mehrzahl im Oberhaus bilden; andrerseits treten die jüngeren Söhne des Adels in den Bürgerstand; von Ausnahmen abgesehen, erbt nur der Älteste Titel und Vermögen. So bildet der englische Adel ein lebendiges Glied im Volksganzen und könnte eine politisch mächtige und kulturell wertvolle Rolle spielen, während der kontinentale Adel, der nach dem Ebenbürtigkeitsprinzip „Rassenzucht" treibt und nach manchen Rassentheoretikern die spezifisch germanischen Merkmale, sowohl in Deutschland als in den romanischen Ländern, besonders rein erhalten haben soll, zum großen Teil einen auffallenden Kontrast politischer Talentlosigkeit und kultureller Sterilität bildet — allein schon ein Beweis, daß selbst gemäßigte Inzucht keineswegs, wie Chamberlain meint, „Überschwänglichkeit des Charakters" und Genie erzeugt.

Hier sei noch die Rassentheorie Dr. Albert Reibmayrs[20]) erwähnt, dessen Buch recht interessant ist und einen Zug zur Sachlichkeit aufweist, den wir bei den meisten Rassentheoretikern nicht gewohnt sind. Er stellt nicht die Selektion, sondern Inzucht und Vermischung als die Hauptfaktoren der geschichtlichen Bewegung hin, ohne übrigens die anderen Gründe leugnen zu wollen. Die Grundzüge seiner Theorie sind folgende: Die natürliche Zuchtwahl vermag die Menschen nur sehr wenig und äußerst langsam über seinen rohen Urzustand zu erheben. Zur Zivilisation gelangt der Mensch nur durch Bildung einer führenden Kaste, in der engere Inzucht herrscht, wodurch erst ein fester Charakter und gehäufte Energie sich bilden.

---

[20]) Dr. Albert Reibmayr: Inzucht und Vermischung beim Menschen. Wien 1897

Diese Inzucht ist aber nur dort möglich, wo natürliche Schutzwälle (Gebirge, Flüsse, Meere, Wüsten usw.) das seßhaft gewordene Volk vor Vermischung schützen. Wo diese Naturbedingungen fehlen, wie in Amerika, entwickelt sich keine originäre Zivilisation. Die Kulturblüte fällt mit der Blüte der Inzuchtkasten zusammen. Doch die fortgesetzte Inzucht übt schließlich schädliche Wirkungen aus, die der natürlichen Auslese nicht mehr ausgesetzte privilegierte Kaste degeneriert. Infolge der Degeneration der führenden Kasten gehen die Kulturvölker zugrunde. Das Heilmittel ist die Vermischung mit einem körperlich gesunden, aber kulturell meist niedriger stehenden Volk. Diese bewirkt zuerst einen Kulturrückschritt, bald aber siegt das höhere Kulturblut, und nach einer neuerlichen Inzuchtperiode kommt es zu einem neuen Kulturfortschritt. Das Resultat ist also: ‚Unterliegen auch alle hervorragenden Kulturvölker und Kulturblüten früher oder später dem historischen Tode, so schreitet im allgemeinen doch die Menschheit durch die stattfindenden Vermischungen, wenn auch langsam, aber stetig auf dem Wege der Kultur fort. Das Wesen des Kulturfortschrittes beruht daher in seiner Hauptursache auf dem regelmäßigen Wechsel von Inzucht und Vermischung der einzelnen Völker und Rassen.“ Das Belegmaterial für diese seine Ansicht hat Reibmayr sorgsam gesammelt und geistreich verwertet, seine Theorie hat nur den einzigen Fehler: man kann mit ihr alles beweisen, und sie beweist daher gar nichts. Der Begriff Inzucht läßt ebensowenig eine genaue Bestimmung zu, wie die ihm zugrunde liegenden Tatsachen in den historischen Epochen festgestellt werden können. Jede Kulturblüte, jeder Verfall, jede Renaissance kann mit dem hübschen Schaukelspiel „bewiesen“ werden: Reinzüchtung, Übertreibung der Inzucht, Degeneration, Auffrischung durch Vermischung, neuerliche Reinzucht usw.

Allerdings trifft dies auf alle Rassentheorien zu, ihre Prinzipien sind so allgemeiner und formaler Natur, daß sie auf jedes Zeitereignis passen und leicht Belege finden.

III. Die körperlichen Verschiedenheiten der Menschenrassen.

Veränderlichkeit und Beharrungsstreben der Rassenmerkmale.

Die Behauptung der Rassentheorien von der tiefgehenden Verschiedenheit der Menschenrassen unterliegt zunächst der naturwissenschaftlichen Beurteilung. Es wurde schon erwähnt, daß gerade die glänzendsten Namen der exakten Wissenschaften dieser Grundannahme der Rassentheoretiker sich stets entschieden abgeneigt gezeigt und dem auch Ausdruck gegeben haben. Vor einigen Jahrzehnten herrschte ein lebhafter Kampf um die „Einheit des Menschengeschlechtes", worunter man bald die Frage verstand, ob die Menschenrassen „selbständige Arten" oder „Varietäten einer Art" seien, bald die nicht ganz identische, ob alle Rassen aus einer Urrasse hervorgegangen seien oder nicht. Unsere heutige Annahme von der Verwandtschaft alles Lebenden nimmt dieser Fragestellung das Interesse. Doch sei bemerkt, daß die hervorragendsten Naturforscher stets auf Seite der Einheit gestanden sind. Der hervorragende Anatom Ranke sagt zusammenfassend: „Es erscheint uns als eine besonders wichtige Eigenschaft der modernen darwinistischen Naturphilosophie, daß dadurch der Annahme einer gemeinsamen Abstammung des Menschengeschlechts, die unter den auf ernsthafte und eigene Studien bauenden anatomischen Anthropologen von jeher die leitende war, ganz allgemein auch unter den Teilen des Publikums Bahn gebrochen worden ist, welche sich durch anatomische Beweise, die sie in ihrer Tragweite nicht verstehen können, auch nicht überzeugen lassen."

Es kann heute — insbesonders nach den neuesten biologischen Forschungen — wohl kaum mehr ernsthaft bestritten werden, daß die äußeren Verschiedenheiten der Menschenrassen Anpassungen an die Naturbedingungen sind, die keineswegs als absolut unveränderlich angesehen werden dürfen. Freilich erfordert die körperliche Anpassung eine hinreichend starke Einwirkung der Umgebung, die Unmöglichkeit, sich durch ein „künstliches Milieu" zu schützen und sehr lange Zeiträume. Der Anthropologe Kollmann[1]) mag daher recht haben, wenn er behauptet, die Rassenmerkmale seien mindestens seit dem Diluvium (also vielleicht seit zehntausend Jahren) persistent, das Milieu habe keinen Einfluß auf sie gehabt. Dabei vermeint er aber, die Deszendenztheorie nicht zu verlassen, indem er Epochen gesteigerter Umwandlungsfähigkeit annimmt, in welche die Rassenbildung zu verlegen sei[2]).

Eine solche Epoche sei aber eben seit jenem Zeitpunkte nicht eingetreten. Zu Kollmanns Beweisführung ist jedoch zu bemerken: Zunächst faßt er den Begriff des Rassenmerkmales sehr eng. Er bezeichnet nur gewisse, sehr primitive Verhältnisse (Skelettproportionen, Pigmentierung usw.) als eigentliche Rassenmerkmale, alles andere nennt er „fluktuierende Eigenschaften" und hält diese für sehr variabel, wenn auch bedeutungslos für den Rassentypus. Gerade unter diesen fluktuierenden Eigenschaften aber befinden sich die für die Geschichte wichtigsten. Als solche zählt er u. a. auf: Stärke der Muskulatur, Körperhöhe, Stärke des Skelettes, Größe des Brustkorbes, Entwicklung der Brüste, Fettgehalt der Haut usw.[3]). Keine Entscheidung fällt er über die Zugehörigkeit folgender

[1]) Vgl. die Aufzählung seiner diesbezüglichen Arbeiten im „Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte". XXXI. Jahrg. 1900, S. 5. Dazu kommt noch seine Abhandlung über die „Rassenanatomie der Hand und die Persistenz der Rassenmerkmale". (Archiv f. Anthropologie, Bd. 1902, S. 91—141.)

[2]) Der Botaniker de Vries nimmt auf Grund botanischer Experimente ebenfalls solche Perioden „starker Mutation" an.

[3]) Vgl. Rassenanatomie der Hand usw. S. 123.

Merkmale: Leistungsfähigkeit des Gehirns *bei* verschiedenen Rassen, Fruchtbarkeit der Rassen, Akklimatisationsfähigkeit, Widerstandsfähigkeit gegen Krankheit. Er gibt die Möglichkeit zu, daß auch dies fluktuierende Merkmale seien, die durch das Milieu bedingt würden. Er selbst weist zum Beispiel auf die bedrohliche Degeneration der Milchdrüse und Abnahme der Stillfähigkeit der Mütter infolge der Fabriksarbeit usw. hin. Diese Degeneration vererbt sich, „so daß die folgenden Generationen einem völligen Schwunde eines Organes entgegengehen, das für die Erhaltung der Spezies von eminenter Bedeutung ist". Trotzdem könne man nicht von Degeneration der Rasse sprechen, denn die Milchdrüse sei kein Rassenmerkmal. Demjenigen, der die Bedeutung der Rasse in der Geschichte erkennen will, handelt es sich aber gar nicht um Rassenmerkmale im Kollmannschen Sinne, sondern um Rasseneigenschaften. Es ist klar, daß die Fruchtbarkeit, geistige Leistungsfähigkeit und dergleichen Eigenschaften der Rassen, die alle nach Kollmann variabel sein können, für die Geschichte weit mehr Bedeutung haben, als Schädelform und Hautfarbe. Kollmann selbst hat den Zorn der Rassengläubigen auf sich gezogen, weil er wiederholt die gleiche Befähigung aller europäischen Rassen zur Kultur behauptet hat. Dieser Satz wäre ja bei einer umfassenden Persistenz aller Rasseneigenschaften nicht haltbar. Es ist eine Fälschung der Absicht Kollmanns, die die Rassentheoretiker mit der tendenziösen Ausnützung seiner These begehen. Selbst wenn man sie gänzlich zugestehen wollte, bliebe der Milieueinwirkung das für die historische Bedeutung und den Wert der Rasse entscheidende Gebiet vorbehalten.

Überhaupt richtet sich die Spitze der Kollmannschen Ausführungen nicht gegen die Wirkungen des Milieus auf die historisch wichtigen Rasseneigenschaften, sondern gegen die übertreibende Annahme einer raschen Entwicklung des menschlichen Typus aus anderen Formen, die man in allen möglichen prähistorischen Resten ausgedrückt finden wollte.

Ferner sucht Kollmann auch Beweise für die Persistenz bei verändertem *Milieu* beizubringen, aber leider nur in sehr aphoristischer Weise. Er führt hauptsächlich an, daß schon auf ägyptischen Denkmälern die uns heute bekannten Rassentypen der Neger, Semiten usw. scharf charakterisiert erscheinen, daß ferner unter gleicher Breite in verschiedenen Erdteilen eine verschieden starke Pigmentierung herrsche und somit die Sonne nicht die Ursache der dunklen Färbung sein könne. Besonderes Gewicht legt er auf Virchows Ausspruch, daß die Kolonisation Australiens und Südafrikas im Sinne der Persistenz ausgefallen sei. Überhaupt zeige das Nebeneinanderwohnen verschiedener Rassentypen die Unwirksamkeit des Milieus. Das ägyptische Zeugnis beweist aber nichts, weil es sich hier um Rassen handelt, die damals dieselben Wohnsitze hatten, wie heute. Die Pigmentfrage behandeln wir später. Wichtig aber ist das aus den Erfahrungen der Kolonisation geschöpfte Argument, weshalb es hier kurz berührt werden soll.

Der Engländer in Indien oder Australien wird kein Hindu oder Australneger, der amerikanische Nigger keine Rothaut. Man muß hier aber große Vorsicht bewahren, um keine übereilten Schlüsse zu ziehen. Viele Kolonialgegenden haben überhaupt keine eingeborene weiße Bevölkerung, sondern ergänzen die weiße Schichte durch fortwährenden Zufluß aus Europa. Der indische Beamte oder Kaufmann kommt als junger Mann nach Asien, heiratet eine nachgekommene Frau, schickt die Kinder zur Erziehung nach Europa und geht später selbst dorthin, um seine Pension oder seine Renten zu verzehren. Während seines Aufenthaltes in Indien aber schützt er sich sorgfältig vor den Wirkungen des Klimas durch die Kleidung und Lebensweise, indem er sich vorwiegend in den Höhenregionen und im Schatten aufhält, körperliche Arbeit vermeidet, erst abends das Haus verläßt usw.[4]), kurz sich ein „künstliches Milieu“ schafft.

[4]) Sehr viel Material für die Unfähigkeit des Europäers, sich völlig zu akklimatisieren, gibt Waitz („Anthropologie der Naturvölker“. 1877, I. Bd.,

Auch die weißen und schwarzen Amerikaner sind größtenteils noch nicht lange im Lande. Da die Sklaven aus bestimmten Gründen (geringe Zahl weiblicher Sklaven, schlechte Behandlung, Unfruchtbarkeit durch Promiskuität) in Amerika sich nicht vermehrten, so mußte die große Sterblichkeit durch fortwährenden Negerimport aufgehoben werden, so daß die heutige schwarze Bevölkerung erst wenige Generationen in Amerika lebt. Normalen Vermehrungsverhältnissen unterliegen sie erst seit der Emanzipation. Ebenso ist ein sehr großer Teil der Weißen erst seit ein oder zwei Generationen im Lande, und die fortgesetzte Zuwanderung muß durch Vermischung mit den eingesessenen Amerikanern der Abweichung vom europäischen Typus entgegenwirken.

Trotzdem also in diesen Fällen die erste Bedingung der Rassenveränderung, ein genügender Zeitraum, nicht gegeben ist, wird doch, wenigstens in Amerika, ein beginnender Einfluß des Milieus bemerkt. Schon Dilke, dessen berühmtes Werk in erster Auflage 1868 erschien, sagt[5]: „Es ist sicher, daß die englischen Familien, die schon lang im Lande sind, die Gesichtszüge der ausgerotteten (heimischen) Rasse tragen; andererseits ist an den Negern gegenwärtig kein Zeichen einer Änderung zu bemerken, abgesehen davon, daß sie statt schwarz dunkelbraun werden.“ Die Indianisierung der Weißen in Amerika und das Abblassen der Neger in Europa ist eine reich belegte Tatsache[6]. Australien hat erst seit der Mitte des ver-

---

2. Aufl., S. 147ff.); ferner Ch. Pearson, National life and character. 1893; Kohlbrugge im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie VII. 1910. S. 564ff; Dr. Külz, Regierungsarzt in Kamerun, weist ebenda (S. 557) auf die enorme Sterblichkeit des Negers hin, wenn er in ein anderes Milieu versetzt wird, dem er nicht angepaßt ist.

[5]) Vgl. Dilke, Greater Britain, 6. edit 1872, S. 223ff.

[6]) Waitz a. a. O. S. 57—59. Daß die heutigen Nordamerikaner in ihrem Körperbau eine deutliche und vielfache Annäherung an den indianischen Typus aufweisen, kann angesichts der großen Fülle von Belegen kaum angezweifelt werden. Vgl. auch die Zeugnisse amerik. Anthropologen bei Finot: Le prejugé des races. 1905, S. 236/7. Dasselbe gilt auch für die Neger in Nordamerika,

gangenen Jahrhunderts eine größere europäische Zuwanderung, trotzdem macht sich eine eigentümliche und wenig vorteilhafte Rassenänderung bemerkbar[7]). Wichtige Einwände gegen die Schnelligkeit der äußeren Anpassung lassen sich aus der Tatsache des Nebeneinanderlebens verschiedener farbiger Typen in Australien und Afrika ableiten, obwohl diese Völker von großer Beweglichkeit sind und vielleicht erst vor kurzer Zeit sich nebeneinander lagerten.

Kohlbrugge, der lange in den holländischen Kolonien in Asien gelebt hat, stellt fest, daß die Europäer dort keinerlei Anpassungserscheinungen aufweisen. Er bemerkt ferner, daß in den Tropen sich bisher kein europäischer Volksstamm halten konnte, wenn er sich nicht vermischte, und daß gute Resultate für den Körper und dessen Fruchtbarkeit nur durch Rassenkreuzung erreichbar seien. Erfahrungsgemäß zeigen die blonden Soldaten und Kolonisten die größte Sterblichkeit. Die dunkle Pigmentierung ist daher zweifellos ein Schutzmittel.

Selbst wenn aber die Konstanz gewisser Rassenmerkmale bei Milieuänderungen sehr groß sein sollte, was künftige Forschungen nachzuweisen hätten, so kann dies doch nichts gegen den Milieueinfluß im allgemeinen beweisen. Denn es ist sehr glaublich, daß gewisse Rasseneigenschaften oft leichter erworben als verloren werden. Die Vererbung ist ein konservatives Element. Offenbar kann der Neger in Europa weder durch „Übung und Gewohnheit" weiß werden, wie es die Lamarcksche Anpassung erfordert, noch bringt ihm der Grad seiner Schwärze unmittelbaren Schaden, wie es zur Erzielung einer auslesenden Wirkung erforderlich wäre. Wenn also eine Rasse dunkles Pigment aufweist, so setzt dies nicht jederzeit voraus, daß ihre

die nicht bloß abblassen, sondern auch in vielen anderen Beziehungen dem Weißen ähnlicher werden; ja auch bei ihnen läßt sich ein Hervortreten indianischer Züge, wie bei den Weißen feststellen. Vgl. die zahlreichen Belege bei Finot, a. a. O. S. 244, 452. Der Geograph Reclus sagt, daß die amerikanischen Neger in 150 Jahren den körperlichen Abstand zwischen sich und der weißen Rasse um ein Viertel verringert haben.

[7]) Vgl. Helmolts Weltgeschichte, II. Bd., S. 239.

gegenwärtige Umgebung dies bedingt, sondern vielleicht nur, *daß sie früher unter dem Einfluß einer in dieser Richtung wirkenden Umgebung gestanden ist, dann durch Wanderung* andere Sitze gewann, die aber für eine Änderung der Hautfarbe keine Bedeutung hatten. Wenn andrerseits der Europäer die durch das Milieu den Eingeborenen aufgeprägten Merkmale nicht schnell und ausgesprochen genug empfängt, so liegt dies vielleicht im Wechsel der Bevölkerung und darin, daß der Kulturmensch nicht unter demselben Milieu steht, wie der Naturmensch, vielmehr sein Milieu zum großen Teil allüberall hin mitbringt. Kollmann selbst hebt dies hervor: „Wenn der Mensch einem Naturgesetze, das für alle übrigen Wesen rücksichtslos Geltung hat, seit dem Diluvium nicht unterworfen gewesen ist, so hat das seinen Grund wohl zunächst darin, daß er die Nachteile der geographischen Lage überwindet, weil er sich ein künstliches Klima schafft. Und dies tut er durch die Kleidung, durch die Wohnung und durch eine Nahrung, die er mit Hilfe des Feuers für seinen Organismus leicht assimilierbar macht, so daß er unter allen Breitegraden unter nicht allzu verschiedenen Bedingungen lebt[8]."

Rassenmerkmale, Kulturwert und Milieu.

Zeigen nun die verschiedenen Rassenmerkmale auch Verschiedenheiten der Entwicklungshöhe, der Kulturveranlagung, der „Rassenwerte" an? Steht insbesondere der Naturmensch dem Tiere körperlich näher als wir? Dem Gedanken einer recht raschen Entwicklung des Kulturmenschen aus niederen Formen zuliebe wurde häufig die Tierähnlichkeit der sogenannten niederen Rassen in tendenziöser Weise ausgemalt. Freilich glaubt man nicht mehr an die geschwänzten und tierisch behaarten Rassen wie in früheren Zeiten, ja es wurde sogar nachgewiesen, daß diese Mißbildungen bei der weißen Rasse viel häufiger vorkommen als bei den Naturvölkern, wohl weil sie bei diesen aus abergläubischen Gründen nicht geduldet werden. Bezüglich

[8]) Vgl. Kollmann „Beiträge zu einer Kraniologie der europäischen Völker" im „Archiv für Anthropologie" XIII, 1881, S. 82.

der übrigen tierischen Züge, die man bei den Naturvölkern finden wollte, sagt Weißbach, einer der vorzüglichsten Kenner *dieser Frage, daß die Affenähnlichkeit sich keineswegs bei dem einen oder anderen Volke konzentriere, sondern jedes Volk* mit irgendeinem Erbstück dieser Verwandtschaft bedacht sei und selbst wir Europäer durchaus nicht beanspruchen dürften, ihr völlig fremd zu sein. Es wurde ferner nachgewiesen, daß manche niedrige Formen bei den Weißen sogar häufiger vorkommen als bei den Farbigen, und schließlich, daß die typischen Züge dieser oft gerade in der prägnanten Ausbildung solcher Merkmale bestehen, die den Menschen vom Affen unterscheiden, wofür die Bezeichnung „exzessiv-menschliche Bildung" in Gebrauch ist.

Körperform.

Nachdem sich also der Vergleich mit dem Affen zur Ermittelung der Entwicklungshöhe als untauglich erwiesen hat, stellt Ranke einen anderen Maßstab auf. Er unterscheidet eine Naturform und eine Kulturform des Menschen. Das allgemeinste Wachstumsgesetz ist, daß die vorwiegend benützten Organe stärker ausgebildet werden. Ranke zeigt nun im einzelnen, wie die nach Geschlecht, Alter, Wohnort, sozialer Lage, Beruf, verschiedene Inanspruchnahme des Körpers diesen formt[9]). Zunächst gilt das von der Körpergröße und dem Körpergewicht. Schon Quetelet hat ihre soziale Bedingtheit aufgestellt. Broca und andere betonten ihm gegenüber den Einfluß der Rasse. Neuerdings aber findet die erstere Anschauung Unterstützung[10]). — Ranke weist ferner die Beeinflussung der Körperproportionen durch das soziale Moment an der Hand der großartigen Gouldschen Messungen nach (S. 89ff.). Es geht hieraus hervor, daß die mechanisch arbeitenden Bevölkerungskreise sich durch eine

9) Vgl. Ranke, „Der Mensch". 2. Aufl., 2. Bd., 1894.

10) Vgl. Ranke a. a. O. S. 130ff., ferner Pfitzner, „Sozialanthropologische Studien" in „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie", Bd. 4, 1902, S. 31ff., besonders S. 75. Vgl. auch die vielen Beispiele Buschans (Menschenkunde. 1909, S. 46) und Finots a. a. O. S. 151, 159, 217.

besondere Ausbildung der oberen Extremitäten, vor allem durch lange Arme auszeichnen, während *bei den Matrosen, die auch* die Beine stark anstrengen müssen, auch diese vergrößert erscheinen, und schließlich bei den nicht mechanisch arbeitenden Ständen ein wesentlich längerer Rumpf und verhältnismäßig kürzere Arme und Beine vorkommen; auch besitzen letztere den größten Schädelumfang, wie insbesondere Pfitzner gezeigt hat. Der Naturmensch, der einen besonders anstrengenden Kampf ums Dasein zu führen hat, steht in seinen Körperproportionen den mechanisch Arbeitenden der Kulturrassen am nächsten und am weitesten ab vom Menschenaffen, dem sich die mechanisch nicht Arbeitenden am meisten nähern. Sowohl Weißbach als Ranke betonen, daß sich der Neger durch seine langen Arme und noch längeren Beine von tierähnlicher Form weit mehr entfernt als etwa ein europäischer Gelehrter[11]) (S. 79, 107). Dies gilt auch für einige andere Merkmale des Negers[12]).

Als ebenso unrichtig, wie die Fabel von den geschwänzten Rassen, hat sich übrigens auch die Behauptung erwiesen, die Neger zeichneten sich durch affenähnliche Greiffüße und Plattfüße aus. Der Negerfuß ist im Gegenteil meistens besonders wohlgeformt, und wenn Plattfüße bei den amerikanischen Sklaven häufig vorkamen, so sind diese nur der übermäßigen Arbeit unter starker Belastung, wie es ja auch bei unseren Säcke tragenden Müllerburschen häufig der Fall ist, zuzuschreiben.

Manche Rassenmerkmale, die uns an Bildern anderer Rassen fremd vorkommen, finden sich auch häufig beim Europäer und fallen uns nur nicht auf, weil wir nicht darauf achten, oder

---

[11]) Vielleicht liegt übrigens auch ein Einfluß des Klimas vor. Sumner hat nachgewiesen, daß erhöhte Temperatur an Mäusen eine Verlängerung der Extremitäten hervorruft, die der Beschaffenheit der südlichen Varietät entspricht und die erblich fixiert wird. (Vgl. Referat im Jahresbericht über die Fortschritte der Anatomie usw. 1911, II. Teil, S. 84.)

[12]) Vgl. Ranke, S. 13, 46, 53, 72, 101, 102.

auch nicht Gelegenheit haben, eine große Zahl nackter Körper zu sehen. Hierher gehören die Hängebrüste der Negerinnen, die so lang werden, daß einzelne Weiber sie über oder unter der Schulter ihren auf dem Rücken getragenen Säuglingen reichen können, was auch von nordirländischen Bäuerinnen und Morlackinnen in Dalmatien erzählt wird, ferner die auffallenden Kegelbrüste junger Negerinnen, die, wie Brücke gezeigt hat, sogar als eine ganz besondere Schönheit des jungfräulichen europäischen Körpers von den besten Künstlern der Antike und der Renaissance dargestellt wurden. Auch die Steatopygie ist bei weißen Rassen nicht unbekannt. Lange, schmale, „edel geformte" Hände sind bei den Naturvölkern sehr häufig. Die Mongolenfalte am Auge und der Mongolenfleck in der Kreuzgegend, lange als ausschließliche Kennzeichen der gelben Rasse betrachtet, sind ebenfalls dem Weißen nicht fremd, worauf wir noch zurückkommen; ebensowenig Plattnasigkeit und Prognathie, die wirklich tierähnliche Kennzeichen sind, aber selbst tiefstehenden Naturvölkern sehr häufig fehlen und in einem besonders engen Abhängigkeitsverhältnisse zum Kulturleben zu stehen scheinen.

Zusammenfassend führt Ranke aus, daß die Differenzen in den Körperproportionen an und für sich gering und zwischen den einzelnen Rassen nicht größer sind als zwischen den verschiedenen sozialen Typen einer Rasse. Eine niedrigere Stellung der Naturvölker läßt sich aus ihnen nicht ableiten.

Schädel.

Die in neuerer Zeit so eifrig betriebene Schädelmessung hat keinerlei Beweise für die Rassentheorien geliefert, vielmehr ihre Grundannahmen vielfach erschüttert. Tatsächlich sind die Schädelproportionen ein Lieblingsgegenstand neuerer Rassentheoretiker geworden, ja man hat die ganze Weltgeschichte auf den Gegensatz des breiten und langen Schädeltypus zurückführen wollen. Als es Retzius gelungen war, Schweden und Lappen durch die Aufstellung des Längen-Breiten-

Index zu trennen [13]) glaubte er, dieses Resultat auch bei allen anderen Rassen erzielen zu können. Eine wahre Index-Begeisterung ergriff die anthropologische Welt und steckte auch eine Unmenge von Dilettanten an, denen es ja jetzt ungemein bequem gemacht war, auf Grund einer einfachen Maßbestimmung „Rassenforschung“ zu treiben. Dabei wurde gewöhnlich an das Vorkommen einzelner Typen sofort eine recht summarische Bewertung geknüpft. Langköpfigkeit wurde als der edle Typus hingestellt, während die Kurzköpfe auch an ihren geistigen und moralischen Fähigkeiten zu kurz gekommen sein sollten; ferner sollte das schnauzenähnliche Vorspringen der Kiefer die tierähnliche Form darstellen. Nun haben aber gerade die Neger, Australier, Eskimos usw. lange Schädel, während der größte Teil der Deutschen, sowie die übrigen Kulturvölker Mitteleuropas kurzschädlig ist. Auch haben mehrere Forscher gezeigt, daß gerade die Kurzköpfe einen größeren Schädelinhalt bedingen und kurzköpfige Schulkinder intelligenter sind, als langköpfige [14]). Die Fortschritte der Schädelmessung brachten bald eine große Ernüchterung. Es stellte sich heraus, daß auf der ganzen Erde nicht eine noch so kleine Rasse vorhanden sei, die einen absolut einheitlichen Typus aufgewiesen hätte. Alle Rassen zeigten die mannigfachsten Typen und Mischungen dieser Typen, und man konnte glücklich sein, wenn irgendein Typus beträchtlich überwog. Und als man in die Tiefe der Vorzeit hinabstieg, fand man dasselbe Resultat. Selbst die ältesten, uns bekannten Rassen der Vorzeit erscheinen uns schon gemischt. Es mußten

---

[13]) Das Verhältnis von Schädelbreite zu Schädellänge (mit 100 multipliziert) nennt man nach Retzius den Längen-Breiten-Index. Seit Broca und Welcker nennt man Schädel mit einem Index bis 75 dolichocephal (langköpfig), solche über 80 brachycephal (kurz-, breit- oder rundköpfig), die Formen zwischen 75 und 80 mesocephal oder mittelköpfig. Wenn also die größte Schädellänge 200 mm, die größte Schädelbreite 150 mm beträgt, ist der Index $\frac{150}{200} \cdot 100 = 75$. Er zeigt Dolichocephalie an. Die langen Köpfe haben die niederen, die breiten die hohen Indices.

[14]) Vgl. Buschan, a. a. O. S. 161.

Zweifel an der Brauchbarkeit des Schädelindex entstehen, wenn man fand, daß z. B. die Indianer, die eine besonders auffallende Einheitlichkeit des äußeren Typus besitzen, dabei die mannigfaltigsten Schädeltypen in scheinbar regelloser Verteilung aufweisen. Auch die alten Germanen erschienen ja dem Tacitus als eine reine, ungemischte Rasse. Trotzdem zeigt uns die Anthropologie, daß sie bereits aus mehreren Typen zusammengesetzt waren.

Nachdem schon viele hervorragende Anthropologen den Wert der Indexbestimmung angezweifelt hatten, hat in neuerer Zeit besonders A. von Török energisch gegen die Rassenbestimmung nach dem Index Stellung genommen. Auch Poniatowski[15]) erklärt die Indexklassifikationen heute für durchaus überflüssig und meint, ihre Abschaffung wäre ein großer Fortschritt in der Anthropologie. Reche kommt zu dem Resultat, daß der übliche Längen-Breiten-Index unbrauchbar sei, will ihn aber durch einen Hinterhauptindex ersetzen, wobei die primitiven Formen hauptsächlich durch ein kurz gebautes Hinterhaupt gekennzeichnet werden. Ein solches weisen nach seinen Untersuchungen besonders die Tiroler auf, deren Indexwerte fast völlig innerhalb der Variationsbreite der Affen liegen, während die untersuchten Araber, Neger, Australier usw. ein langes Hinterhaupt aufwiesen. Ein Maßstab für die Kulturhöhe dürfte daher wohl auch dieser Index nicht sein.

Die große Mannigfaltigkeit der Schädeltypen kann zu zwei Schlüssen führen: Erstens, daß der Schädeltypus nicht sicher vererbt wird, somit kein eigentlicher Rassencharakter ist, zweitens, daß er noch während des Lebens mannigfachen umformenden Einflüssen ausgesetzt ist.

Eine gewisse Konstanz des Schädelindex ist aber kaum zu bestreiten. Es geht dies daraus hervor, daß tatsächlich in größeren zusammenhängenden Gebieten eine Schädelform häufig bedeutend überwiegt. Freilich kann dies auch dem kon-

---

[15]) Archiv für Anthropologie N. F. Bd. X. 1911, vgl. ebendort die Untersuchung von Reche, S. 74ff.

stanten Einflusse des Milieus zugeschrieben werden. Nyström hat 84 Geschwister untersucht. Bei ungefähr der Hälfte war der Index beinahe derselbe oder nur um ungefähr zwei Einheiten verschieden, bei den übrigen aber bedeutend (um ungefähr 3 bis 9,7 Einheiten) abweichend. Er schließt, daß sich „kein konstantes Verhältnis zwischen dem Index der Nachkommen und der Eltern findet“ und daß „Kinder von Eltern mit verschiedenem Index teils einen größeren, kleineren oder gleichen Index wie Vater und Mutter, teils Zwischenformen zwischen den Hauptformen erhalten können“. Jörgensen[16]) hat auf den Faröern, einer dänischen Inselgruppe, 250 Familien in mehreren Generationen untersucht. Die Indices der Kinder wichen von denen der Eltern sehr ab. Möglicherweise lassen sich Abweichungen der Geschwister voneinander als „mendelnde“ Vererbung erklären.

Bezüglich der Milieueinflüsse stehen einander die Ansichten schroff gegenüber. Es handelt sich hier einesteils darum, ob die Schädelform sich überhaupt während des Lebens ändert, und andernteils darum, ob eine solche Umwandlung sich auch vererbt. Letztere Frage hängt von allgemeineren biologischen Voraussetzungen ab, und man kann annehmen, daß sich eine bloß mechanische Veränderung des Schädels (Geburtslage, künstliche Deformation usw.) nicht vererbt, die organisch erworbene aber übertragen wird[17]). Pfitzner hat auf Grund von Straßburger Messungen den Schädelindex während aller Lebensalter als absolut konstant hingestellt[18]). Ihm widersprechen die Forschungen anderer entschieden[19]).

---

[16]) Vgl. „Zentralblatt für Anthropologie“. VIII. Bd., 1903, S. 100.

[17]) Hippokrates behauptet allerdings, daß die bei gewissen Völkern durch künstliche Deformation erzeugte Schädelbildung allmählich vererbt wird.

[18]) Pfitzner, „Einfluß des Lebensalters auf die anthropologischen Charaktere“. („Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie.“ I., 1899, S. 372).

[19]) Vgl. Macalister, „The causation of brachy- and dolichocephaly“. („Journal of anatomy and physiology.“ vol. XXXII., 1898, S. 339 ff.). Ranke im „Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie“, XXVIII., S. 139, „Über die individuellen Variationen im Schädelbau des Menschen.“

Aus dem großen Tatsachenmateriale bezüglich der Verteilung der Schädelformen ragen drei Tatsachen besonders deutlich hervor: Erstens verdrängt im Verlauf der Geschichte fast überall die Rundköpfigkeit die lange Schädelform. Zweitens sind Gebirgsbewohner meist überwiegend rundköpfig. Drittens scheinen in vielen Gebieten die Städter etwas langköpfiger zu sein als die Landbevölkerung[20]).

Die Gegner des Milieueinflusses erklären die beiden ersten Tatsachen im Zusammenhang. Sie nehmen nämlich an, daß ursprünglich eine rundköpfige Rasse im ganzen Lande gesessen sei, dann vor den eindringenden erobernden Langköpfen sich teilweise in die schützenden Gebirge geflüchtet hätte, wohin

[20]) Schon bei den alten Ägyptern werden die Schädel um so runder, aus je jüngeren Gräbern sie stammen. Bei den Juden hat der runde Schädel den traditionellen langen Semitenschädel zurückgedrängt, was um so bemerkenswerter ist, als sie andere Merkmale sehr zähe beibehalten haben, und, soweit Mischungen vorgekommen sind, diese wohl nur mit Langköpfen geschehen sein können. Jakobs führt diese Tendenz auf die unausgesetzte geistige Arbeit der alten Kultur- und Handelsrasse zurück. Derselbe Prozeß in Griechenland. In der auffallendsten Weise hat sich die Verbreiterung des Schädels in Deutschland vollzogen, und zwar hier wieder im kulturell höher stehenden und gebirgigeren Süddeutschland stärker. Selbst im Stammlande der Dolichocephalie, in Schweden, hat sie in historischen Zeiten zugunsten der Breitköpfigkeit abgenommen. Bloch („Bulletin et memoires de la société d'Anthropologie", Paris, 1901) bezieht sich auf die Kurganengräber Rußlands und auf die Japaner. Nach Schwalbe und Blind hat dieselbe Wandlung in Elsaß, nach Lissauer an der Riviera stattgefunden. Boucherau („L'Anthropologie", XI., 1900, S. 691) belegt die stufenweise fortschreitende Brachycephalie im zentralen Plateau von Frankreich mit einer interessanten Tabelle. Der Index betrug: In neolitischer Zeit 73.00, in gallisch-römischer Zeit 78.00, ein Merowingerschädel 77.00, IX. bis XII. Jahrhundert 79.29, XII. bis XIV. Jahrhundert 79.70, XVI. bis XVII. Jahrhundert 80.26, im Mittelalter bis Jetztzeit 83.74, jetzt 85,00. Dasselbe Fortschreiten beweist Bolk (Zeitschr. für Morphologie etc. XI., S. 139) für Holland. Zuckerkandl („Korr.-Bl. d. deutsch. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch." 1889) weist den Vorgang für die österreichischen Alpenländer nach usw. Für die zwei anderen Tendenzen haben Lapouge, Ammon, Ripley u. a. Belegmaterial zusammengestellt. Vgl. ferner die neueren Arbeiten von Toldt über die Brachycephalie der Alpen, von Zbinden über die Anthropologie der Schweiz, von Frizzi über Tirol usw.

ihnen diese nicht folgen konnten. Schließlich aber sei die edle langköpfige Rasse durch ihre kriegerischen Neigungen zusammengeschmolzen und sei von den fruchtbareren Kurzköpfen, die als Unterworfene zurückgeblieben waren, an Zahl wieder überflügelt worden. Die dolichocephale Tendenz der Städter erklären sie mit einer Art natürlicher Auslese, indem die geistig regsameren Langköpfe das flache Land und die weniger günstigen Gebiete zu verlassen streben und sich in den Städten ansammeln. Diese Selbstselektion muß natürlich dazu beitragen, daß die unfruchtbaren Gegenden, Gebirge usw., von woher die Abwanderung besonders stark ist, einen immer höheren Index aufweisen, da ja nur die schwerfälligen Breitköpfe zurückbleiben.

Die Milieutheoretiker drehen die Sache um. Sie erklären es für unwahrscheinlich, daß überall langköpfige Rassen den kurzköpfigen gefolgt seien. Es sei eher anzunehmen, daß der Langkopf sich unter äußeren oder inneren Einwirkungen in einen Kurzkopf verwandelt habe. Einen direkten Einfluß des Gebirgslebens hat vor allem Ranke vertreten. Man denkt hiebei auch daran, daß der breite Schädel vom breiten Brustkorb, wie er durch das Gebirgsleben bedingt wird, abhänge, so daß die schmale Form der Städte vielleicht mit der Brustverengung zu erklären sei. Johannsen hat auf den Zusammenhang zwischen Langköpfigkeit und Statur hingewiesen[21]). Weiters wird die Zunahme der Brachycephalie auch mit besserer Ernährung und dem einem gesteigerten Geistesleben entsprechenden stärkeren Gehirndruck in Zusammenhang gebracht. Für den Einfluß der Ernährung sprechen die Resultate der Tierzüchtung, indem, wie Lissauer mitteilt, durch Experimente an Schweinen und Wölfen festgestellt sei, daß bessere Ernährung eine Verbreiterung und Erhöhung des Schädels bewirke[22]).

---

21) Johannsen im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie IV., S. 171.

22) Vgl. „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", 1901, S. 373ff. Zweifellos haben auch die geologischen Verhältnisse, von denen die Bodenfruchtbarkeit, die Ernährungsverhältnisse usw.

Regnault, Nyström u. a.[23]) *erklären die Dolichocephalie mit* dem durch bestimmte Beschäftigungen und vorgebeugte Haltung vermehrten Zug der Nackenmuskeln. Bei progressiver Atrophie der Nackenmuskeln und Aufhören des Zuges flacht sich der Schädel ab und wird oft hochgradig brachycephal. Die Dolichocephalie der niederen Rassen ist vielleicht durch den Zug ihres schweren Gesichtsschädels bedingt, die der Städter durch die überwiegend vorgebeugte Haltung in der Schule, bei der Arbeit usw.[24]). Es muß sich hier übrigens nicht immer um erbliche Dolichocephalie handeln, wenn nur die erzeugenden Umstände beständig wirken, so daß sie fortwährend an einer genügend großen Anzahl von Individuen neu hervorgebracht wird. Wenn sich auch die durch Zug oder Druck erzeugte Schädeldeformation nicht vererbt, so ist eine Übertragung kräftiger Nackenmuskeln oder einer bestimmten Gehirnform, die ja im embryonalen Leben und sogar noch länger die Schädelform bestimmt, wohl möglich. — Die Rachitis, an der in den großen Städten fast ein Drittel aller Kinder leidet, bewirkt häufig Schädeldeformationen, da die Fontanellen lange offen bleiben und die Knochen so weich sind, daß sie durch Druck beim Liegen beeinflußt werden[25]). Die rachitische An-

---

abhängen, einen großen Einfluß auf den ganzen Körperbau und das geistige Wesen der Menschen. Finot (S. 217/18) bringt hierfür interessante Belege aus Frankreich. In einem Departement finden sich z. B. sowohl bei Menschen als Haustieren übereinstimmende Besonderheiten, je nachdem ob sie der Urgesteins- oder Kalkzone entstammen.

[23]) Regnault, „Variation de l'indice céphalique sous l'influence du milieu" in „Bulletin et memoires de la société d'anthropologie de Paris", 1901, S. 147 ff. — Nyström, „Formenveränderungen des menschlichen Schädels." (Archiv für Anthropologie; 1902, S. 211, 317, 623). Vgl. auch Ranke a. a. O. S. 232/3.

[24]) Kraitschek („Politisch-Anthropologische Revue", II., S. 25) führt eine Anzahl von Fällen an, für die Nyströms Erklärungen nicht passen und die gewiß beachtenswert sind. Es wird dadurch natürlich nicht ausgeschlossen, daß eine andere Erklärung durch das Milieu zutrifft.

[25]) Walcher hat durch Versuche an Neugeborenen festgestellt, daß die Kopfform von der Art der Lagerung des Kopfes abhängt. Er konnte an Zwillingen durch harte oder weiche Lagerung Lang- oder Kurzköpfigkeit erzeugen, die ver-

lage ist übrigens erblich[26]). *Nyström hat die Vorbedingungen einer Veränderung der Schädelform experimentell festgestellt.* Die Nähte des Schädels verknöchern oft verhältnismäßig spät und zwar bei verschiedenen Rassen vielleicht in verschiedener Aufeinanderfolge[27]). Das längere Offenbleiben einer Längsnaht muß das Breiterwerden des Schädels, das einer Quernaht das Längerwerden des Schädels begünstigen, so daß schon hierin vielleicht ein Grund für die Verschiedenheit der Rassenschädel liegt. Auch nach der Schließung der Nähte bleibt der Schädel durch Resorption von Knochenmasse an der Innenfläche und Ablagerung neuen Stoffes außen, lange Zeit erweiterungsfähig. Wie Nyström durch Versuche bewies, sucht der Druck des Gehirns und des Blutes, der durch geistige Anstrengung vermehrt. wird, den Schädel nach dem Pascalschen Prinzip in die Breite zu drängen. Tatsächlich fand Nyström durch Messungen an 500 Schweden, die doch der dolichocephalsten germanischen Rasse angehören, daß die höheren und gebildeten Klassen einen viel größeren brachycephalen Prozentsatz haben, als die niederen und ungebildeten. Auch stellte Nyström fest, daß die Brachycephalen in größerer Menge aus den niederen in höhere Stände übergehen; natürlich kann man auch sagen, daß sie bei diesem Übergange erst brachycephal werden. — Man hat dagegen eingewendet, daß die höheren Stände vielleicht einer brachycephalen Rassenschichte entstammen, ohne zu bedenken, daß man damit dem rein dolichocephalen Typus, wie er in Schweden am ausgesprochensten herrscht, ein sehr schlechtes Kompliment macht. Nach Ammon sollen ja gerade die höheren Stände die edlere dolichocephale Form aufweisen, was hiedurch widerlegt wird. — Wie wir später zeigen werden,

blieb. Vgl. hierüber neuestens seinen Vortrag im „Korrespondenzblatt". Jahrg. 1914,

[26]) Da die Rachitis vorwiegend die unteren Klassen befällt, kann den leichtfertigen Schädelmessern durch ihre Wirkungen allein schon der Anschein einer Rassenverschiedenheit zwischen höheren und niederen Ständen erzeugt werden.

[27]) Vgl. Ranke a. a. O. S. 233/4.

sind große Männer oft auffallend brachycephal. Mehrere Messungen scheinen übrigens wieder anzudeuten, daß der Schädel der Gebildeten gerade mehr in die Länge wächst als in die Breite[28].

Ganz auf der Annahme der Persistenz (Beständigkeit) der Schädelform gegenüber dem Milieu beruht das große Werk Ripleys[29]. Freilich löst auch sein Material nicht die Widersprüche. Für den Zusammenhang zwischen dem Leben im Gebirge und Rundköpfigkeit scheinen nicht bloß die Tatsachen Europas, sondern auch die extreme Brachycephalie auf dem Himalayaplateau, in den Anden und den Rocky-Mountains zu sprechen (S. 52). Dagegen sind im Isel-, Ziller- und Kalsertal Tirols gerade die Höhen langköpfiger als die Täler (S. 292), was Ripley damit erklärt, daß die in der Völkerwanderungszeit einwandernden breitköpfigen Slawen die langköpfigen Germanen in die schwer zugänglichen Höhen verdrängten.

Die in den Pyrenäen lebenden Basken sind langköpfig, die in der französischen Ebene lebenden breitköpfig (S. 192). Die Bergschotten sind extrem langköpfig, von besonders hoher Statur und licht pigmentiert. Die sehr starke Brachycephalie Rußlands läßt sich weder durch die Einflüsse geistiger Arbeit noch durch Gebirgsleben oder reichliche Ernährung erklären. Die geistig hoch entwickelten angelsächsischen und mediterranen Völker sind sehr langköpfig. Die kleinen, heute noch deutsche Sitte und Sprache bewahrenden germanischen Elemente Norditaliens (Sette communi) haben den alpinen Rundkopf (ob sie überhaupt je eine andere Schädelform hatten?)

---

[28]) Vgl. die Angaben Ripleys bei Lapouge, „The fundamental Laws of Anthropo-Sociology." Durand de Gros' Messungen (ebenda), ferner Muffang (in Clossons Arbeit) „The paedagogical significance of the cephalic index" und die Daten Dr. Pauline Tarnowskys (bei Closson) „Further data of Anthropo-Sociology." (Alle drei Aufsätze im Journal of Political Economy", herausgegeben von der Universität Chicago, und zwar 1897/98, S. 77 und 90, 1895/96, S. 262, 1899, S. 248.) — Die Aussagen dieser Messungen sind sehr verschieden.

[29]) William Z. Ripley, „The Races of Europe", 1900. (Als Anhang die ausführlichste Bibliographie über die Rassenverhältnisse Europas.)

angenommen, wie sie denn auch sonst von den andern Italie-*nern nicht zu unterscheiden sind (S. 256). Dagegen weist die Region um Lucca eine ganz unvermittelte und mit dem Milieu* im Widerspruch stehende Langköpfigkeit auf (S. 259). Die Bergalbanesen, die vor 400 Jahren in Apulien sich niederließen, haben in einer sehr langköpfigen Umgebung ihren Rundkopf und relative Blondheit bewahrt (S. 414). Vielleicht wird auch die Schädelform unter Umständen leichter erworben als verloren? Gegen Ranke wendet Ripley ein, daß er selbst an Fabrikskindern gezeigt habe, wie die schlechte Ernährung eine Verschmälerung des Schädels (durch Verhinderung des Schläfenwachstums) bewirke, was mit der Erklärung der alpinen Schädelform aus Nahrungsmangel in Widerspruch stehe. Im Gegenteil behauptet Buch, die Neigung zur Dolichocephalie bei den Westfinnen sei mit Bestimmtheit auf ihre gegenüber den breitköpfigen Lappen bessere Ernährung zurückzuführen.

Angesichts dieser Verworrenheit des Problems und mancher Widersprüche der Grundtatsachen enthalten wir uns des Urteils und werden unsere Schlüsse von der Annahme einer der Meinungen unabhängig machen. Wenn wir im Folgenden der Kürze unseres Ausdrucks halber einer der vorgebrachten Annahmen beizustimmen scheinen, so geschieht es stets unter dem Vorbehalt der Hypothese.

Die Bildung des Gesichtsschädels ist wohl äußeren Einflüssen unterworfen; vor allem die Kaumuskulatur und die Art des Kauens kommt hier in Betracht[30]), wie Engel, Langer, Virchow u. a. nachgewiesen haben. Der Naturmensch, der rohe und zähe Nahrung mit den Zähnen bewältigen muß, wird die Spuren davon im Antlitz tragen. Das Aufbeißen eines Fruchtkernes bedeutet einen Druck von mehreren Zentnern usw.

Der auffälligste Zug des Gesichtsschädels, der häufig zum Beweise der Tierähnlichkeit der niederen Rassen gebraucht wird, ist die Prognathie, die das Vorspringen des Gebisses bewirkt. Wenn sie auch bei vielen niederen Rassen besonders

---

30) Vgl. Ranke, II, S. 239—248.

häufig vorkommt, fehlt sie doch den höheren keineswegs. Der *Unterschied liegt nur in der Häufigkeit. Kollmann*[31]*) sagt im Anschluß an eine Tabelle Welckers, die den Grad der Prognathie* bei verschiedenen Völkern angibt: „Die Neu-Italiener tragen ihren Stempel, die Holländer müssen sich gefallen lassen, neben Brasilianern und den Hottentotten genannt zu werden, und dicht vor den welterobernden Rittern des alten Rom marschieren auf der Seite der Dolichocephalie die Eskimos auf. Auf der Seite der Brachycephalie sehen wir nicht minder seltsame Gruppierungen: Die Tataren und Kalmücken stehen, was die edle Stellung der Kiefer betrifft, weit über den Deutschen und Italienern, und die letzteren befinden sich in bedenklicher Nähe der Alfurus, denn nur zwei Dezimalen trennen sie.“ Schon unter den Schädeln der germanischen Völkerwanderungszeit finden sich prognathe Former. Kollmann vergleicht sie mit einigen Papua-Schädeln und hebt einen germanischen Schädel hervor, der um volle 8 Prozent prognather ist als einer der Papua-Schädel. Nach Messungen von Welcker an 30 normalen Männerschädeln deutscher Herkunft zeigten sich 43 Prozent prognath. Die beiden untersten Schädel waren noch stärker prognath als der Durchschnitt bei fünf von Welcker gemessenen Australnegern. Dieses Ergebnis zeigt sich bei Anwendung jeder möglichen Methode in gleicher Weise. Hat doch ein deutscher Anatom eine Sammlung von Rasseschädeln angelegt und dazu die charakteristischen Formen aus seiner anatomischen Sammlung genommen. Kenner haben bei Betrachtung dieses Kuriosums ihre Überraschung nicht unterdrücken können über die Neger- und Indianerschädel, welche die Umgebung von Göttingen geliefert hatte[32]). Auch in Europa scheint Prognathie häufiger mit Langköpfigkeit als mit Brachycephalie zusammen-

[31]) „Beiträge zu einer Kraniologie der europäischen Völker“ („Archiv für Anthropologie.“ XIII, 1881.)

[32]) Eines Tages entdeckte man auf einem Pariser Friedhof ein Massengrab, von dem sofort das Gerücht entstand, es enthalte die Gebeine der 1814 in Paris verstorbenen Soldaten aus dem Heere der Verbündeten. Ein berühmter Kraniologe

zutreffen. Nach Kollmann (S. 101) hätten die Brachycephalen *mit dunkler Haut in Europa einen edleren Gesichtswinkel als* die hellen Langköpfe. Kollmann schließt: „Niemand wird leugnen, daß zwischen den farbigen und den hellen Völkern die prägnantesten Unterschiede im Gesichtswinkel hervortreten, und doch kenne ich kein Merkmal, das nicht auch bei den Kulturvölkern sich vorfindet," was im folgenden noch speziell für die Nase bewiesen wird. Wiederholt hat Virchow ausgesprochen[33]), daß selbst der geübteste Kraniologe nicht mit Sicherheit einen Schädel einer Rasse zuweisen kann, von dessen Herkunft er nichts weiß.

Gesicht.

Wenn schon die Knochen des Kopfes äußeren und inneren Einflüssen sich fügen, wie bildsam müssen erst die Weichteile sich dem Milieu gegenüber zeigen! Auch hier sind übrigens einzelne Züge, die zur Rassencharakteristik verwendet werden, bei allen Rassen verbreitet. Das geschlitzte Mongolenauge wird bekanntlich durch das Vorhandensein der Mongolenfalte bedingt. Ranke und Drews haben ihr Vorkommen bei der altbayrischen Bevölkerung Münchens nachgewiesen. Unter den Erwachsenen, Männern und Frauen, fanden sich ziemlich gleichmäßig 12 Prozent, unter den Neugeborenen bis zum 6. Lebensmonat 33 Prozent mit deutlich ausgesprochener Mongolenfalte. Eine extreme Ausbildung fand sich in 1 Prozent, respektive 6 Prozent der Fälle (Ranke, S. 35 und 315).

Bei den Weichteilen des Gesichtes kommt übrigens noch eine umformende Kraft in Betracht, die an anderen Organen sich nicht betätigen kann, nämlich die der Nachahmung. Vir-

---

untersuchte die Schädel und bestimmte den einen als finnischen, einen andern als baschkirischen, kalmückischen usw. Im russischen Heer waren ja alle Völker vertreten. Leider wurde bald festgestellt, daß an dem Ort ausschließlich Frauen begraben lagen, die 1832 an der Cholera gestorben waren.

[33]) Vgl. Virchow, „Rassenbildung und Erblichkeit" in Festschrift für A. Bastian, 1896, S. 25. Derselbe in „Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte." 1882, S. 210 usw.

chow hat auf dieses Problem aufmerksam gemacht, indem er *ausführt, daß außer dem Einfluß der Kaumuskulatur und des Kauens auf das Gesicht „sicherlich noch ein anderer Einfluß* in Wirksamkeit tritt, dessen Bedeutung am besten durch die jüdische Rasse erläutert wird. Ich meine den physiognomischen Einfluß, der hauptsächlich durch die Muskeln, in erster Linie durch die mimischen Muskeln bewirkt wird. Die Verschiedenheit der deutschen, der englischen, der spanischen, der polnischen Juden beruht sicherlich nicht allein auf einer fortschreitenden körperlichen Vermischung, obwohl eine solche gewiß auch mitwirkt, sondern vielmehr auf der Nachahmung und Anpassung der Muskelstellung und Muskelbewegung an volkstümliche Vorbilder. Wie weit die mimische Muskulatur aber die Gestaltung der Gesichtsknochen zu bestimmen imstande ist, das festzustellen wäre eine ganz neue Aufgabe, die bis jetzt noch nicht einmal in Angriff genommen wurde, die ich aber hier in den ‚Crania ethnica americana' um so mehr betonen möchte, als das moderne Amerika das gegebene Feld für alle Untersuchungen über die mögliche Transformation der örtlichen Stammescharaktere darstellt".

Ebenfalls über Amerika sagt Bagehot: „Ein schwerfälliger Engländer eignet sich oft in wenigen Jahren den lebhaften amerikanischen Blick an; ein Irländer oder Deutscher erlernt ihn gleichfalls, selbst mit allen englischen Eigentümlichkeiten[34])." In einer bekannten Stelle seines angeführten Werkes schildert Dilke, wie die Kinder von Iren in Amerika physisch und moralisch gänzlich amerikanisiert sind. Interessante Beobachtungen kann man an den Juden Österreichs machen. In manchen Städten existiert noch ein Judenviertel, dessen Insassen den bekannten Typus in ausgeprägtester Weise zeigen. Die jüdischen Familien, die schon mehrere Generationen in der eigentlichen Stadt wohnen und den wohlhabenden Kreisen angehören, haben in vielen Beziehungen das Äußere der christlichen Bevölkerung ihres Standes angenommen, während die einge-

[34]) Vgl. Walter Bagehot, „Ursprung der Nationen". 1874, S. 44.

sessenen jüdischen Gutsbesitzer z. B. Galiziens in vielen Fällen von den ihnen benachbarten polnischen Edelleuten gar nicht zu unterscheiden sind. Der genaue Kenner der Juden, J. Zangwill, bestätigt diese Beobachtung für verschiedene Länder[35]). Es ist ein großer Irrtum, den Typus des Witzblattjuden als den verbreitetsten anzunehmen, in der Natur findet er sich ebenso selten wie der Leutnant oder Professor der Karikatur. Bei gut drei Viertel der gebildeten und wohlhabenden Juden wird in Ländern wie Österreich, die überhaupt stark dunkel gemischt sind, selbst ein guter Beobachter nicht mit voller Sicherheit die Abstammung aus dem Äußeren feststellen können — das letzte Viertel fällt aber eben mehr auf als die Majorität. Allerdings ist auch Rassenmischung dabei im Spiel.

Wie Buntaro Adachi bemerkt, nehmen die Europäer in Japan japanische Gesichtszüge an[36]), und ich kenne Japaner, die längere Zeit in Europa lebten und die sich unbedenklich für Europäer hätten ausgeben können. Gützlaff war nach seiner Rückkehr aus China „chinesisiert", und Annäherungen von Europäern an den indianischen und australischen Typus[37]) werden ebenfalls berichtet. Daß Naturvölker mit der Annäherung an europäische Kultur europäische Züge annehmen, so daß sie in manchen Fällen von Europäern gar nicht zu unterscheiden sind, wird reich belegt[38]). In Piemont haben die seit fünf Jahrhunderten in völliger Abgeschlossenheit lebenden Waldensergemeinden einen deutlich ausgeprägten, von dem der katholischen Bevölkerung abweichenden Typus entwickelt. Dasselbe gilt in hohem Grade von der Sekte der Sikhs[39]).

Schopenhauer bemerkte, die Vornehmen gehörten gar nicht zum Volk, sie wären in der ganzen Welt gleich. Man braucht

---

35) Vgl. Robertson, „The Saxon and the Celt." 1897, S. 113.

36) Vgl. „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie." 1903, VI., S. 28/9.

37) Waitz, „Anthropologie der Naturvölker." 1877, I. Bd., S. 70.

38) Waitz, S. 71, 79, 80, 81, 135.

39) Vgl. Waitz, S. 83. Dort weitere Belege für die Einwirkung geistigen Lebens auf die Physiognomie.

nur den *japanischen Gelehrten, den Ratzel (Völkerkunde II,* S. 656) abbildet, zu betrachten, um die Beobachtung anzuerkennen. Hervorragende Männer bewirken an zahlreichen Nachahmern eine auffällige Änderung des Gesichtstypus. Wir haben die Nietzsche-, Bismarck-, Lassalleköpfe sich vermehren sehen. Emerson sagt: „Jede religiöse Sekte hat ihren Gesichtsausdruck. Die Methodisten haben ihr Gesicht, die Quäker ihr Gesicht, die Nonnen das ihrige. Ein Engländer wird den Freidenker an seinem Betragen erkennen. Beruf und Gewerbe graben ihre eigenen Linien auf Gesicht und Form usw.[40]).“

Gehirn.

Unterschiede in der geistigen Entwicklungsfähigkeit der Rassen müßten sich wohl zunächst im Gehirn nachweisen lassen. Kohlbrugge untersuchte[41]) 130 Gehirne von Südseevölkern auf das genaueste und kam zu Resultaten, die für die Annahme der Rassentheorie geradezu vernichtend lauten. Absolute Rassenmerkmale am Gehirn gebe es nicht, Unterschiede in der Häufigkeit gewisser Variationen seien sehr unwahrscheinlich und Rassendiagnosen ausgeschlossen. Derselbe Forscher sagt[42]), daß es nach jahrlang fortgesetzten, sehr detaillierten Untersuchungen in Seziersälen Niederländisch-Indiens nicht gelang, auch nur den geringsten Unterschied zwischen dem Gehirn des Eingeborenen und des Europäers nachzuweisen. Dasselbe gelte auch für andere anatomische Verhältnisse. Zu demselben Resultat kam Mall durch Untersuchungen an 10 Europäer- und Negergehirnen. Weder in bezug auf Größe noch Windungsreichtum ergaben sich Unterschiede. Buschan hat dagegen eine größere Schädelzahl verglichen und festgestellt, daß der geräumigere Schädel bei Deutschen viel

[40]) Emerson, „English traits.“ chap. IV. (Works, Routledge 1902, pag. 293).

[41]) Vgl. Kohlbrugge in den Verhandlungen der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam (Referat in den Jahresberichten für Anatomie. 1911, III/2, S. 868 ff.), ferner Malls Untersuchungen ebenda.

[42]) Kohlbrugge im Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie. 1910, VII, S. 564.

häufiger vorkomme als bei Hottentotten und Australnegern, *während die Deutschen hierin wieder von den Chinesen beträchtlich übertroffen werden. Er führt dies auf die alte kulturelle* Entwicklung der Chinesen zurück[43]).

Sehr zu beachten ist hiebei noch, daß die Gehirngröße mit der Größe der Statur im Zusammenhang steht. Ein Vergleich, der die verschiedene Größe der Völker nicht beachtet, hat daher keinen Wert. Der kleine Japaner hat gewiß ein geringeres Gehirnvolumen als der große Patagonier — doch welcher Unterschied in der geistigen Höhe! — Interessant ist übrigens auch Welckers Resultat, daß Mulattenschädel einen größeren durchschnittlichen Inhalt aufweisen, als er Deutschen oder Negern zukommt. Hrdlicka hat das Gehirn eines 45jährigen Eskimos untersucht und fand es schwerer als das eines Europäers von gleicher Statur. Auch Zahl, Ausdehnung und Tiefe der Windungen waren beträchtlicher als durchschnittlich bei Weißen. Ähnliche Ergebnisse fand er bei drei weiteren Gehirnen. Virchow, der einige Feuerländer, die gewöhnlich als die allerniedrigste Rasse hingestellt werden, untersucht hat, hebt die sehr beträchtliche Größe ihres Schädels hervor, und Martin sagt in bezug auf Wägungen ihres Gehirns: „Absolut genommen, stellt dieses Gewicht die als halb tierisch verschrieenen Pescheräh an die Seite der Europäer, und relativ zur Körpergröße ist das Verhältnis eher noch ein günstigeres." „In Beziehung auf den Windungstypus", sagt Seitz, „stehen die Gehirne auf gleicher Höhe wie die gewöhnlichen Europäergehirne." Ähnliche Angaben lassen sich noch über mehrere als sehr niedrig bezeichnete Rassen beibringen.

Färbung von Haut, Haaren, Augen.

Seit den ältesten Zeiten hat kein Rassenmerkmal so die Aufmerksamkeit und Erklärungslust erregt, wie die verschiedene

---

[43]) Buschan, Menschenkunde, S. 160. Ebenda, S. 206, weiteres Material betreffend das Versagen aller Versuche, Unterschiede zwischen den Gehirnen verschiedener Rassen zu finden.

Pigmentierung, welche die Farbe von Haut, Haaren und Augen bedingt. *Die populäre Vorstellung sieht in den Unterschieden der Färbung den tiefen Wesensunterschied der Menschen offen zutage liegen. Der Symbolisierungstrieb erblickt in der dunklen* Färbung der Haut auch das Anzeichen eines dunkleren Seelenlebens, das sich nie zu den lichten Höhen der helleren Menschenart erheben kann. Niemand wird freilich behaupten, daß zwischen rot und blau blühenden Erbsen oder zwischen Schimmeln und Rappen eine unüberbrückbare Wesenskluft liege. Beim Menschen aber genügen schon geringe Gradunterschiede zur Entstehung des lächerlichsten Rassendünkels[44]. Tatsächlich handelt es sich hier stets nur um Gradunterschiede. Das Mikroskop zeigt, daß die so mannigfaltige Färbung der Menschenrassen nur durch die quantitativ verschiedene Anhäufung und Lagerung desselben Farbstoffes bewirkt wird[45]. Das körnige Pigment besitzt eine gelbbraune Färbung und erzeugt alle Schattierungen von „weiß" bis tiefbraun. Aber selbst der lichteste Europäer hat Pigment und gehört eigentlich zur gelben Rasse, was besonders an Leichen hervortritt, wo nicht mehr das durchschimmernde Blut die Färbung verändert. Allgemeine Pigmentarmut äußert sich in dem verbundenen Vorkommen von lichtem Haar, lichter Haut und lichten Augen. Die Entstehung des Pigments ist trotz der eifrig betriebenen Forschung noch nicht allseitig aufgeklärt. Trotzdem ist ein gewisser Zusammenhang zwischen der Stärke der Färbung und dem Klima so augenfällig, daß er seit den ältesten Zeiten bemerkt wurde. Seit jeher hat man die dunkle Färbung der südlichen Rassen auf die große Hitze ihrer Heimat zurückgeführt. Doch schon Ortelius (1570) verwarf diese Erklärung, weil die Neger nicht

[44]) Luschan meint, es sei schwer zu bestimmen, was eine „farbige" Rasse sei. Ein europäischer Gouverneur in Afrika erließ einmal eine Verordnung, was „Neger, Araber, Hindus, Portugiesen, Griechen und andere farbige Leute" bei Begegnung eines „Weißen" zu tun hätten.

[45]) Abgesehen wahrscheinlich von den roten Haaren, bei denen es sich um ungelösten Farbstoff handelt, der neben dem körnigen Pigment vorkommt.

unter dem Äquator, sondern an der Südspitze Afrikas am schwärzesten seien (was nebenbei gesagt gar nicht wahr ist), an der Südspitze Amerikas jedoch die Menschen nicht ebenso dunkel seien (was ebenfalls nicht stimmt). Als weitere Gründe führte man nach und nach an, daß tatsächlich die größte Hitze und die tiefste Schwärze nicht zusammenfallen, daß auch die in der größten Kälte lebenden Eskimos dunkel gefärbt sind, daß Indianer und Neger unter derselben Breite sehr voneinander abweichen, daß besonders in Australien verschieden gefärbte Rassen oft seit langer Zeit nebeneinander wohnen, daß Mongolen und Europäer ebenfalls unter demselben Klima liegen, daß gerade die bedeckten und dem direkten Sonneneinflusse entzogenen Körperteile bei den meisten Rassen dunkler sind als die offen liegenden. Tatsächlich scheinen auch verschiedene noch unerforschte Einflüsse hier wirksam zu sein, von denen man oft die Luftfeuchtigkeit angeführt hat.

Von besonderer Tragweite war die Entdeckung, daß die Wärme einen viel geringeren Einfluß auf das Dunkeln der Haut besitzt, als die chemisch wirksamen Strahlen des Lichtes. Die einfache Erinnerung, daß etwa ein Heizer oder Glasbläser trotz der großen Hitze seiner Umgebung nicht so gebräunt wird, wie ein im Freien arbeitender Schnitter, führte schon darauf. Durch zahlreiche Untersuchungen[46]) ist festgestellt, daß das Pigment ein wesentliches Schutzmittel gegen die schädlichen Folgen der starken Belichtung darstellt. Nach den allgemein bekannten Erfahrungen absorbiert zwar gerade die dunkle Farbe die Wärmestrahlen besser, so daß also der Neger seinem Klima recht schlecht angepaßt wäre, dafür ist sie aber für die chemischen Strahlen undurchdringlich, und außerdem bewirkt das gehäufte Pigment eine stärkere Transpiration, durch welche die Negerhaut beständig feucht ist, was auch die Wärmewirkung mildert. Mit Staunen heben die Reisenden hervor, wie der Neger mit Vorliebe ungeschützt oft stundenlang in der heißesten

[46]) Vgl. bes. Bälz in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1901. S. 204 ff.

Sonne liegt, was bei jedem Europäer binnen zehn Minuten Hitzschlag verursachen würde. Schmädel[47]*) hat experimentell* gezeigt, daß die chemischen Strahlen selbst durch mehrfache Stoffschichten, ja sogar durch Knochenmassen hindurch wirken, und führt an, daß in den holländischen Kolonien eine „roter Hund" genannte Krankheit bekannt ist, die infolge der Wirkungen der Belichtung den Menschen selbst dann befällt, wenn er leichte und helle Kleider trägt. Es folgt daraus, daß der sehr oft[48]) erhobene Einwand, die bedeckten Körperteile seien dunkler als die dem Lichte ausgesetzten, keine Beweiskraft besitzt. Überdies muß daran erinnert werden, daß das Pigment wandert[49]), bevor es in der Oberhaut fixiert wird, und daher

[47]) Josef von Schmädel, „Über Lichtwirkung auf den menschlichen Körper mit Rücksicht auf die Kleidung." („Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschatf für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte." XXXI., 1900, S. 49 ff.) Schmädel weist darauf hin, daß weiße oder blaue Gewänder zwar die Wärme reflektieren, gegen die chemischen Strahlen aber nicht schützen; dunkle Stoffe zeigen genau das entgegengesetzte Verhalten. Um den Körper der Europäer gleichzeitig gegen die Schädlichkeiten übergroßer Wärme und Belichtung zu schützen, schlägt Schmädel doppelt gewebte Stoffe vor, deren lichte Außenseite gegen die Wärme und deren dunkle Innenseite gegen die Wirkungen der chemischen Strahlen Schutz bieten soll.

[48]) Zum Beispiel von Kollmann: „Wer der Ansicht huldigt, daß z. B. in Afrika die Menschen unter dem Einfluß der äquatorialen Sonne schwarz geworden sind, vergißt die wichtige Tatsache, daß gerade die gegen die Insolation (Belichtung) geschützten Teile nicht heller, sondern meist stärker pigmentiert sind, wie z. B. die Achselhöhlen, die Dammgegend, die Innenfläche der Schenkel usw., was direkt einer Annahme von klimatischen Eigenschaften widerspricht und deutlich darauf hinweist, daß andere Ursachen als das Klima die Färbung der Rassen veranlaßt haben müssen" (Beiträge zu einer Kraniologie usw. S. 81). Denselben Grund gegen die Lichtwirkung führt Ripley a. a. O. S. 62 an. Es gibt aber auch dem Licht entzogene Stellen (z. B. die Fußsohle), die selbst bei den dunkelsten Rassen hell sind.

[49]) Karg heilte weiße Oberhaut eines Europäers auf ein Unterschenkelgeschwür bei einem Neger auf. Die anheilende, ursprünglich weiße, transplantierte Oberhaut wurde im Laufe von 12 bis 14 Wochen vollkommen schwarz, indem pigmentierte Bindegewebszellen zwischen die Oberhautzellen eindrangen und ihren Farbstoff an diese abgaben. Hiefür sind speziell die Forschungen Ehrmanns von Bedeutung gewesen.

verschiedene Gründe sehr wohl stärkere Pigmentanhäufungen gerade an Stellen erzeugen können, wo das Pigment nicht entsteht. Infolge der zweifellosen Schutzwirkung des Pigments läßt sich also die Entstehung der dunklen Rassen durch Anpassung und Auslese leicht erklären. Schwieriger ist die Frage, ob Pigmentmangel im gemäßigten Klima einen Vorteil darstellt. Wir haben darauf hingewiesen, daß aus diesem Grunde die dunkle Färbung vielleicht leichter erworben als verloren wird. Blumenbach und schon vor ihm Hunter haben diese Ansicht vertreten. Nach Zarate hellen sich die dunklen Indianer der Ebene, in die Waldgegenden versetzt, wenig auf, die hellen des Waldes aber werden in der Steppe in wenigen Jahren dunkelbraun. Ein genau unter den afrikanischen Existenzbedingungen lebender Europäerstamm würde demnach eher braun werden, als eine nach Europa verpflanzte Negerrasse weiß, weil ja eben möglicherweise ihr Abblassen keinen Selektionswert besitzt. Trotzdem ist durch reichliche Belege das Abblassen der Neger im gemäßigten Klima festgestellt. Einzelne Individuen wurden binnen kurzem so licht wie an leichter Gelbsucht leidende Europäer[50]). Unsere Bemerkung bezüglich der verschiedenen Leichtigkeit von Verlust und Erwerb des Pigments würde erklären, wie in der Hautfarbe stark unterschiedene Rassen nebeneinander wohnen können. Die dunkleren wären aus Gegenden eingewandert, wo die Naturbedingungen reichlich Pigment erzeugten, und die neue Heimat besäße keinen Einfluß in der Richtung zur Entfärbung. Es muß hier übrigens nicht nur das Vorhandensein des Pigment hervorrufenden Sonnenlichtes berücksichtigt werden, sondern wohl auch mancher Umstand, der die physiologischen Vorbedingungen der Möglichkeit der Pigmentbildung beeinflußt. Es scheint Gegenden

---

[50]) Ranke a. a. O. S. 166, 370/1. Vgl. ferner Westermarck, „Geschichte der menschlichen Ehe“, 1893, S. 268. Dort wird unter anderem der Fall eines Negers zitiert, der in Europa so weiß wurde wie ein Europäer. Der Fall, daß Europäer die Negerfarbe annahmen, ist mehrfach und gut belegt. Vgl. besonders Waitz a. a. O. S. 51 ff., ferner die Beispiele Finots a. a. O. S. 235, 244, 452.

zu geben, die ohne besonderen Lichtmangel doch pathologische Pigmentlosigkeit (Albinismus) begünstigen[51]. Doch wissen wir darüber nichts Näheres. Verschiedene Individuen besitzen in verschiedenem Ausmaße die Fähigkeit der Pigmentbildung. Gänzlich fehlt sie nur vollkommenen Albinos. Unter den Weißen sind die Brünetten befähigt, viel schneller und vollständiger zu bräunen als helle Personen. Virchow berichtet, daß er in Ägypten in sechs Wochen ebenso braun geworden sei wie die Fellachen. Seine Haut war von Natur gelblich[52]. Manche meinen, daß auch aus diesem Grunde die Brünetten Europas als abgeblaßte Nachkommen einer dunklen Rasse aufzufassen seien. Die Negerkinder sind bei der Geburt so hell wie etwa Südeuropäer (Italiener oder Griechen) und erlangen ihre dunkle Farbe erst im Laufe einiger Wochen[53]. Nach dem phylogenetischen Grundgesetz müßte also die dunkle Farbe des Negers als erst im Laufe der Entwicklung erworbene Eigenschaft gelten. Auch bei der gelben und braunen Rasse ist der Einfluß einer schwächeren oder stärkeren Besonnung stark. Die höheren Stände und die Frauen sind oft lichter, die in der Sonne Arbeitenden bedeutend dunkler. Bei den sehr vielen Fällen einer helleren Pigmentierung des Adels, die uns berichtet werden, ist nicht immer an eine lichte, erobernde Rasse zu denken, sondern an die Wirkung der Lebensweise. Eine wichtige Tat-

[51]) Poesche versetzt die Entstehung der blonden Arier in eine bestimmte Gegend Rußlands, von der er behauptet: „Zwischen Niemen und Dniepr, an den oberen Zuflüssen, in den ungeheuren Rokitnosümpfen zeigen alle organischen Gebilde, Menschen, Tiere und Bäume, die ausgesprochenste Neigung zum Albinismus! Es ist also dort etwas in Boden, Wasser und Luft, das der Bildung des Pigments in Haaren, Augen und Haut feindlich ist; was an allen Orten der Erde vereinzelt auftritt, der Albinismus organischer Gebilde, er tritt hier massenweise auf und erklärt uns so das Entstehen der großen blonden Menschenrassen. Przibram (Experimentalzoologie. III. Bd., 1910) gibt Belege dafür, daß extreme Temperatur- und Feuchtigkeitsgrade an Tieren Albinismus hervorrufen.

[52]) Virchow in „Festschrift für Bastian". 1896, S. 22.

[53]) Vgl. Ranke a. a. O. S. 176. Nach Pruner Bey ist die Entwicklung des Farbstoffes im Süden in einem Jahr, in Ägypten erst in drei Jahren vollendet.

sache ist, daß auch die helleren, gelb pigmentierten Hottentotten und Buschmänner Südafrikas *bei weitem mehr den Schädlichkeiten ihres Klimas unterliegen als die dunklen Neger. Sie* erkranken häufig an Sonnenstich, Malaria usw. *Von den Hottentotten* wird berichtet, daß ihre Widerstandskraft gegen das Tropenklima die geringste sei, die man bei einem afrikanischen Volke findet[54]). Auch die auffallende Hautausdünstung der eigentlichen Neger, die eine Folge der steten Transpiration ist, findet sich bei den Buschmännern nicht[55]). Beide Völker beschmieren sich dafür dick mit Fett und Ruß (S. 684, 699, 704), was offenbar das natürliche Pigment ersetzen soll. Dieselbe Gewohnheit haben viele andere afrikanische Völker, und Virchow meint selbst, daß die dadurch hervorgerufene Hautreizung wiederum eine Ursache der Pigmentbildung werden kann[56]). Diese künstliche Pigmentierung hat übrigens viele falsche Angaben über die Färbung der Rassen verursacht. Middendorf berichtet, daß er eine Samojedin nicht mehr erkannte, nachdem sie sich gewaschen hatte. Dasselbe Mittel gebrauchen auch Touristen, indem sie sich gegen den starken Reflex des Schnees und des Eises durch Beschmieren mit Ruß und Fett schützen. Sehr wahrscheinlich ist die dunklere Färbung der

---

[54]) Vgl. Ratzel. Bd. II, S. 681, 695.

[55]) Die unzähligemal vorgebrachte Behauptung, die Neger hätten stets eine eigentümliche, widerliche Hautausdünstung, trifft für die in sozial günstigeren Umständen lebenden Neger Nordamerikas nicht mehr zu. Der Geruch ist, wo er vorkommt, einfach eine Folge der Nahrung und Lebensweise, so wie ja auch bei uns jedermann schon durch die Nase wahrnimmt, ob er sich in einer „Armeleutwohnung" befindet. Auch Max Weber bestreitet den Rassengeruch der Neger aus eigener Wahrnehmung entschieden. Im ganzen Mittelalter wurde den Juden ein widerlicher Geruch zugeschrieben. Übrigens finden viele asiatische Völker, daß die Europäer stinken und man hat dies damit erklären wollen, daß die Europäer infolge ihres starken Fleischkonsums auf die Nasen vorwiegend vegetarisch lebender Völker einen ungewohnten Eindruck machten. Vgl auch Finot a. a. O. S. 205.

[56]) Die Hautreizung durch starke Einwirkung der Atmosphäre und häufigen Temperaturwechsel ist vielleicht der Grund dafür, daß seefahrende Völker oft auffallend dunkel sind.

Eskimos, die an das Rotbraune heranreicht, ebenfalls aus dem starken Lichtreflex ihrer Heimat zu erklären. Möglicherweise *wirkt aber auch die strenge Kälte ebenso wie die Hitze leicht bräunend. Künstliche Pigmentierung ist daher auch bei nördlichen Rassen in Gebrauch.* Die Eskimos im Norden und die Feuerländer im Süden bemalen sich in gleicher Weise mit Ruß[57]).

Auch die Frage, weshalb die Indianer lichter gefärbt sind als die unter derselben Breite wohnenden Neger, scheint nicht unlösbar. Tatsächlich sind die Indianer nicht rot und die Neger nicht schwarz, sondern es handelt sich um verschiedene Nuancen von braun und gelb[58]). Der tiefbraune Neger ist keineswegs die Regel. Die meisten Neger mögen keine dunklere Farbe aufweisen, als auch bei Indianern vorkommt. Amerika erstreckt sich nach Norden und nach Süden viel weiter als Afrika. An anderer Stelle haben wir die Gründe angeführt, die die ungemein intensive Rassenmischung und den von der Nord- bis zur Südspitze überraschend konstanten Typus des Indianers erklären. Die fortwährenden Wanderungen, die dieser von Norden nach Süden zusammenhängende Kontinent ermöglichte, mußten eine Ausgleichung der Rasseneigentümlichkeiten herbeiführen. Immerhin bleibt die Frage offen, warum unter der europäischen Breite in Amerika keine weiße Rasse entstanden ist. Merkwürdigerweise hören wir öfters von sehr hellen Indianern

---

[57]) Überhaupt bietet die große Ähnlichkeit der Feuerländer und Eskimos in bezug auf Gesichtsbildung und Pigmentierung einen der interessantesten Belege für die Wirkung des Milieus, obwohl Amerika sich nach Süden dem Pole nicht so weit nähert als nach Norden, und die Feuerländer nicht so extremen Temperaturen ausgesetzt sind wie die Eskimos. An einen engeren Rassenzusammenhang zwischen diesen beiden am weitesten voneinander entfernten Rassen kann doch nicht gedacht werden. Über die Ähnlichkeit vgl. Ranke, II. Bd., S. 351, und Waitz a. a. O., S. 43.

[58]) Vgl. Dr. K. E. Ranke in der „Zeitschrift für Ethnologie". 30. Jahrg., 1898, S. 61—73. Der Verfasser betont besonders die starke Abhängigkeit der Färbung von der Umgebung und die große Schädlichkeit einer abnormalen Pigmentlosigkeit.

Südamerikas, die in der Hautfarbe Spaniern und Portugiesen, ja selbst Deutschen völlig gleichen, ohne daß an Mischung zu denken wäre[59]).

Virchow bezeichnet die von ihm untersuchten nordamerikanischen Indianer als schmutziggelb und bemerkt, daß ihr Ton weit entfernt ist von der roten Kupferfarbe, welche ihnen auf Abbildungen meist gegeben wird. Schon Prichard hat die im Vergleich zu den Negern hellere Hautfarbe der Indianer mit der starken Bewaldung Amerikas erklärt. Tatsächlich befinden sich gerade unter der Breite der dunkelsten Neger die Urwälder am Amazonenstrom und Orinoko. Daß das Waldleben die Hautfarbe aufhellt, wird aus allen Weltteilen berichtet. Auch in Afrika finden sich in der nächsten Nähe des Äquators in den Urwäldern am Kongo die hellen Zwergvölker[60]), deren Farbe gelb ist. Es kommt hier nicht nur die Wirkung der Beschattung in Betracht, sondern wohl auch der Umstand, daß die grüne Farbe des Laubes die chemischen Strahlen besonders stark absorbiert. Jedermann weiß, daß es ermüdeten Augen wohltut, auf grüne Flächen zu blicken. Ein noch besseres Schutzmittel ist gelb und rot. Das Gelb kommt als Färbung des Bodens in weiten Teilen Asiens vor, doch muß in solchen Gegenden auch die direkte Sonnenwirkung berücksichtigt werden, die infolge des Mangels an Deckung weit stärker ist, als die schwache Reflexwirkung des Bodens. Diese Betrachtungen erklären nicht alle Unterschiede in der Färbung der Rassen. Es gibt noch manche Ausnahme, die wir erst nach weiteren Fortschritten der Anthropologie werden enträtseln können. So behauptet Jackmann, daß die Pigmentierung vor allem ein

[59]) Eine Fülle von Belegen gibt Waitz a. a. O. S. 50/1, 53, 55, 60, 71, 98, 135, 193, 246/7. Danach scheint hauptsächlich der Wald die Ursache zu sein.

[60]) Vgl. Ratzel, „Völkerkunde“ I., 710 ff., II., 271 ff. Es gibt jedoch in der Nähe des Äquators auch einige Rassen, wie die Waganda, Sandeh usw., deren hellere Färbung nicht durch den Einfluß des Waldes erklärt werden kann. Auch der kleine Wuchs der äquatorialen Waldvölker wird den Wirkungen des Waldlebens (Nahrungsmangel, starke Inzucht infolge der Abgeschlossenheit) zugeschrieben.

Schutzmittel gegen gewisse Mikroben im Zusammenhang mit den chemischen Strahlen bilde, was auch aus der Immunität der Eingeborenen gegen bestimmte Infektionen hervorgehe. Die verschiedene Rassenfärbung erkläre sich daher als Selektionswirkung unter der kombinierten Wirkung von Mikroorganismen und Strahlung[61]). Er bringt mancherlei interessantes Belegmaterial hiefür bei. Ein starker Beweis für die Entstehung der Rassenfärbung durch lokale Anpassung ist auch die Übereinstimmung zwischen Menschen, Tieren und Pflanzen. Unter der Wirkung der heißen Tropensonne und eines feuchtwarmen Klimas nimmt jedes Lebewesen eine intensivere Färbung an. Auch die Gebirgspflanzen zeigen lebhaftere Blütenfarben. Die verschiedensten Tiere (Schmetterlinge, Kühe usw.) nehmen eine dunklere Färbung an als in der Ebene, und auch der Mensch ist in den Höhen dunkler pigmentiert — wohl eine übereinstimmende Wirkung der starken Sonnenwirkung[62]).

Es bleibt noch das Haar, das häufig als scharf trennendes Rassenkriterium betrachtet wurde. Die kompetentesten Forscher haben jedoch die Haltlosigkeit dieser Aufstellung nachgewiesen[63]). Mit Ausnahme des roten Haares bewegt sich die Haarfarbe der gesamten Menschheit in den verschiedenen Abstufungen von braun[64]). Dabei ändert sich auch beim einzelnen Menschen die Haarfarbe mit dem Lebensalter. Die Kinder in Neu-Guinea zeigen anfangs helles, goldrotes Haar, welches aber später braun oder schwarz wird. Auch die Negerkinder haben anfangs kastanienbraunes, seidenartiges Haar, das erst später kraus wird. Die meisten Kinder unserer Zone werden blond geboren und dunkeln dann nach. Pfitzner[65]) weist nach,

[61]) Jackmann im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. 1909, S. 754 ff.

[62]) Vgl. weitere Beispiele bei Lyde, „Climatic control of skin colour" in Papers on Interracial questions 1911, S. 104 ff.

[63]) Vgl. Ranke, II. S. 202.

[64]) Auch das „schwarze" Haar ist eigentlich tiefbraun.

[65]) Vgl. Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie. Bd. I, 1899, S. 343 und Bd. III, S. 507. Nur etwa 1/4 der Individuen behält zeitlebens die Haarfarbe, die sie in den ersten beiden Lebensjahren aufweisen, bei etwa 3/4 wandelt

daß die Haarfarbe erst vom 40. Jahre an konstant ist und als Rassenmerkmal benützt werden kann. Die Struktur des Haares darf ebenfalls nicht zur Rassenscheidung benützt werden[66]). Die Armut des Negers an Körperhaaren und die ausgeprägte Büschelstellung des Haares sind sogar exzessiv menschliche Bildungen. Die tiefstehenden Australier haben meist seidenartig welliges, feines Haar, das schöne Locken bildet. Daß die Struktur des Haares durch das Milieu beeinflußt wird, zeigt das Beispiel, daß in Angora nicht nur die Ziegen, sondern auch Katzen, Hunde usw. langes, seidenweiches Haar haben. Diese Übereinstimmung zwischen so verschiedenen Arten läßt sich nur durch die Wirkung des gemeinsamen Milieus erklären und bildet überhaupt einen starken Beweis zugunsten der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften.

Die Augenfarbe ändert sich auch mit dem Lebensalter, doch vererbt sie sich keineswegs sicher. Jörgensen hat auf den Faröern Untersuchungen über die Vererbung in 250 Familien angestellt. Von 38 Fällen, in denen beide Eltern blauäugig waren, fanden sich in vollen 14 die Kinder braunäugig.

Das Trugbild reiner Rassentypen.

Die Schwierigkeit der Rassenscheidung vermehrt sich, wenn man nicht nur einzelne Merkmale, sondern mehrere in Betracht zieht, weil die vielfältigsten Kombinationen vorkommen. Otto Ammon[67]), selbst einer der rührigsten Apostel der Rassentheorie, hat in interessanter Weise mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung gezeigt, wie gering die Wahrscheinlichkeit

---

sie sich von blond zu brünett. Bei den Unterelsässern werden blond geboren: Männer 92%, Frauen 82%. Blond blieben nur 20, resp. 13%. Schwarz geboren werden bei beiden Geschlechtern: 0%, zu schwarz dunkeln nach: 15, resp. 12%. Die Braunen nehmen von 8% auf 65% (resp. 18% und 75%) zu.

[66]) Ranke, S, 195, 198, 200, 202. Die Haare der Europäer beginnen in Afrika kraus zu werden. Vgl. Schneider, „Naturvölker." 1886, II. Bd., S. 35.

[67]) Vgl. Ammon, „Zur Theorie der reinen Rassentypen" in der Zeitschrift für Morphologie usw. Bd. II, S 679ff.

reiner Rassentypen in einer gemischten Bevölkerung ist. Unter der Voraussetzung, daß zwei Rassen A und B im Verhältnis $^2/_3$ zu $^1/_3$ gemischt wurden, wird (bei Fehlen jeder künstlichen Beschränkung) die Zahl der reinen Typen von A und B nach n Generationen gleich $\left(\frac{2}{3}\right)^{2n}$ resp. $\left(\frac{1}{3}\right)^{2n}$ sein. Schon in der 4. Generation betragen die Mischlinge über 96 Prozent, in der fünften nahezu 100 Prozent der Bevölkerung. In neun Generationen würde ein ererbt reinrassiges Individuum auf eine Zahl von Volksgenossen kommen, die mit 46 Stellen geschrieben wird usw. Ammons Folgerungen sind: 1. In einer seit mindestens drei Jahrhunderten gekreuzten Bevölkerung gibt es keine oder nur vereinzelte, ungemischte, reinrassige Individuen, etwas mehr vielleicht in abgeschlossenen Ständen, die zugleich Rassen darstellen und die Ehegemeinschaft mit unterhalb Stehenden verbieten. 2. Die anscheinend reinrassigen Individuen, die eine gewisse Zahl der Rassenmerkmale in sich vereinigen, haben unter ihren Vorfahren solche von fremder Rasse, und die Vereinigung der Merkmale stellt nur eine der vielen möglichen und wirklich vorhandenen Kombinationen der Merkmale dar. 3. Das Auffinden rassenreiner Individuen in einer gekreuzten Bevölkerung (sog. Typen) beruht auf einer Täuschung der Anthropologen. Man könnte ebensogut von jeder beliebigen anderen Kombination der Merkmale eine gewisse Anzahl von Mischlingen auffinden und diese als Typen betrachten usw. Tatsächlich: warum soll man einen Menschen mit prächtigem blonden Haar, blauen Augen, langem Schädel, aber „mongolischen“ Backenknochen oder „semitischer“ Nase, weniger als Mischling betrachten, als einen mit germanischem „Normalgesicht“, aber schwarzem Haar und rundem Schädel?

Rassenphysiognomik.

Jeder Versuch, äußere Merkmale als Exponenten edlerer Art aufzufassen, ist ziemlich fragwürdig. Dabei verfahren die

Rassengläubigen meist noch in der höchst oberflächlichen Weise, daß sie sich auf die gefühlsmäßige Beurteilung des äußeren Anblickes verlassen und eine rohe Physiognomik treiben, wie auch Chamberlain. Die Völkerkunde zeigt uns aber, daß die geistige Entwicklung einer Rasse nicht durch ihr Äußeres angezeigt wird. Die Japaner, denen wohl niemand bedeutende Kulturfähigkeit absprechen wird, sind nach unseren Begriffen kaum hübsch zu nennen. Trotzdem haben sie sich nicht nur die europäische Kultur in kürzester Zeit angeeignet, sondern diese auch sowohl wissenschaftlich als künstlerisch bereits um wertvolle Bestandteile bereichert, während die Germanen mehr als tausend Jahre brauchten, um die antike Kultur in derselben Weise zu verarbeiten. Die hochbegabten Mandingo gehören zu den häßlichsten Negern. Die Kru-Neger sind trotz ihres niedrigeren Gesichtstypus und ihrer großen Häßlichkeit zivilisiert und dem europäischen Handel durch ihren Fleiß und ihre Intelligenz unentbehrlich[68]. Andererseits haben viele sehr wilde Rassen sogenannte edle Züge, die sich dem kaukasischen Typus oft in überraschendem Maße nähern[69]. Von den Kurden wird berichtet, sie seien in der Farbe des Auges, der Haut und der Haare so wenig von den nordischen, besonders deutschen

---

[68]) Vgl. Ratzel, II. Bd., S. 363, 513 ff.

[69]) Ratzel nennt als Negerrassen, deren Gesichtsbildung edlere „kaukasische“ Formen aufweist, zum Beispiel die Nubier, Abessinier, Galla und Somal, die Fulbe, Wahuma, Sandeh, Mangbattu, Herero und andere. Hieran reihen sich viele Polynesier und Australier. Während bei den Japanern Prognathie stark verbreitet ist, fehlt sie vielen Australiern, den Patagoniern, Feuerländern, Kalmücken, Kanaken und anderen (vgl. Ranke II, 278, 325, 344, 350, 362 ff.). Kollmann sagt: „Von urteilsfähigen Beobachtern habe ich wiederholt bei den Schaustellungen der Lappländer oder der Indianer das Urteil gehört, das seien einfach maskierte Schwaben oder Bayern, obwohl die Echtheit, von den berufensten Ethnologen festgestellt, außer Zweifel war. Das ist ein deutlicher Fingerzeig, wie auffallend gering der Unterschied selbst sehr differenter sogenannter Rassen ist“ usw. Und Livingstone sagt, der in unserer Vorstellung lebende häßliche Negertypus existiere nur auf den Schildern der Tabakläden. — Über die große Häufigkeit „edlerer“ europäischer Züge bei den Negern belehrt eine lange Aufzählung bei Waitz, a. a. O. S. 236—240.

Rassen verschieden, daß man sie leicht für Deutsche nehmen könne. Auch ihre Treue, Ehrlichkeit und Tapferkeit wird gerühmt. Dabei sind sie aber ein wildes Räubervolk, dessen Kulturstand sich seit den Tagen Xenophons nicht wesentlich verändert hat.

Der „semitische" Rassentypus.

Besonders bedenklich ist es, Rassen, die in der Gegenwart gar nicht mehr existieren, mit allerlei Merkmalen zu begaben und aus dem Vorkommen des einen oder anderen Merkmals auf die Beimischung jener „Urrasse" zu schließen. So soll die bekannte Nase ein besonders charakteristischer Zug der Semiten sein. Tatsächlich findet sie sich schon auf ägyptischen Denkmälern an den Darstellungen semitischer Völker. Aber die nach allgemeinem Urteil „reinsten" Semiten, die Wüstenaraber, haben dieses Merkmal nicht. Ihre Nase ist klein, gerade und stumpf. Ihr Typus gleicht diesbezüglich völlig dem als „arisch" betrachteten. Chamberlain behauptet daher im Anschlusse an eine Theorie Luschans, die Judennase hätten die Juden aus der Mischung mit den Hethitern erhalten, die ihnen auch sonst allerlei minder günstige Eigenschaften beigebracht haben sollen.

Bei den zahllosen Mischungen und Sprachübertragungen, denen die heute als „semitisch" angesehenen Völker ausgesetzt waren, läßt sich ein semitischer Urtypus ebensowenig konstruieren als ein arischer. Bilden aber wenigstens die Juden einen einheitlichen Typus? Fishberg[70]), der diese Frage in überaus gründlicher Weise untersucht hat, verneint sie auf Grund eines riesigen Materials ganz entschieden. Es gibt eine große Zahl jüdischer Typen, die überall dem Typus der Völker, unter denen die Juden wohnen, stark angenähert sind. Die Juden Deutschlands sind den übrigen Deutschen viel ähnlicher als ihren Glaubensgenossen in Palästina. Die Annäherung zeigt sich in der Schädelform, den Körperproportionen,

---

[70]) Vgl. Dr. Maurice Fishberg, Die Rassenmerkmale der Juden. Mit 42 Tafeln, 272 S. 1913.

der Pigmentierung, den Gesichtszügen usw. Die von Virchow geleitete Schulkinderuntersuchung ergab, daß von 75000 jüdischen Kindern in Deutschland 32 % helles Haar und 46 % helle Augen hatten. In Österreich waren es 28 % resp. 54 %, in England 26 % resp. 41 % usw. Den rein brünetten Typus hat nur etwa die Hälfte der europäischen Juden bewahrt, etwa 10 % gehören zum rein blonden Typus (helle Haare, Augen und Haut), der Rest sind Mischtypen. Was die Nase anbelangt, so hat Fishberg durch Untersuchungen an 4120 Juden festgestellt, daß nur eine kleine Minorität mit einer krummen Nase begabt ist, die aber eben mehr auffällt als die Majorität mit geraden Nasen. Eine gerade („griechische") Nase hatten 57 % der Juden und 59 % der Jüdinnen. Eine krumme Nase fand sich nur bei 14 % resp. 13 %. Dieses Ergebnis zeigt, wie unverläßlich populäre Vorstellungen von Rassentypen sind. Es gibt eben eine ganze Menge von Zügen, die wir als jüdisch anzusehen gewohnt sind, die aber sehr verschiedener Herkunft sind. Sie sind auch keineswegs auf die Juden beschränkt, sondern finden sich bei sehr vielen Völkern der Erde, was zu den bekannten Spekulationen über den Verbleib der verlorenen zehn Stämme Israels Anlaß gegeben hat. Besonders auffällig kommen jüdische Typen in den höheren Schichten Japans vor. Der Mikado hat ausgeprägte, feine jüdische Gesichtszüge, und eine der schönsten Frauen Tokios würde in Europa unzweifelhaft für jüdischen Geblüts gehalten werden (Ranke). Der jetzige König von Spanien erinnert stark an die Judenbilder antisemitischer Witzblätter, und wenn man die Porträts der habsburgischen Ahnengallerie durchgeht, findet man häufig auffallende Anklänge an jüdische Gesichtszüge. Auch die Bilder der Inkas Perus, javanische Fürstengeschlechter, viele urdeutsche und urfranzösische Aristokraten, alte niederländische Patrizierfamilien zeigen häufig jüdische Typen. Aber selbst Naturvölker haben oft judenähnliche Züge, so die Bakairis Südamerikas, die Kaffern Südafrikas, die Papuas, nordamerikanische Indianerstämme usw. Stratz, dem diese Bei-

spiele entnommen sind[71]), erklärt daher jüdisches Aussehen für ein Produkt langer Inzucht, die ja in Herrscherfamilien, in Kasten und Aristokratengeschlechtern, aber auch bei Völkern, die örtlich abgesondert (z. B. auf kleinen Inseln, in Wäldern, in einem Ghetto) leben, tatsächlich wirksam ist. Die fortdauernde Fernhaltung der Vermischung habe bei den Juden die Merkmale der weißen Rasse extrem ausgeprägt.

Wenn wir häufig den Juden sofort herausfinden, so beruht dies übrigens vielfach nicht auf den physischen, sondern auf den psychisch-sozialen Erkennungszeichen, wie Name, Sprechweise, Blick u. dgl. —

Die außerordentliche Vielseitigkeit der jüdischen Typen geht wohl teilweise auf Milieuwirkung und Anpassung, teilweise auf Mischungen zurück. Tatsächlich sind die Juden zweifellos aus verschiedenen Elementen entstanden. Luschan hat auf die Beimengung hethitischer und amoritischer Bestandteile hingewiesen, und Chamberlain, der diese Theorie akzeptiert, weiß sogar (Grundlagen des XIX. Jahrhunderts, S. 372), daß die jüdische Rasse zu 5 % aus Semiten, zu 50 % aus Hethitern und zu 10 % aus Ariern (Amoritern) zusammengebraut wurde. Als Chamberlain sein Buch veröffentlichte, wußte man noch sehr wenig von den Hethitern. Ihr Äußeres war zwar aus Bildwerken bekannt und zeigte zweifellos einen scharfen Kontrast zu den Vorstellungen, die man sich vom arischen Typus macht. Übrigens weisen die von Chamberlain als Arier angesehenen Amoriter, die auf ägyptischen Darstellungen blond erscheinen, ganz ausgesprochene „Judennasen" auf. Im Jahre 1906/7 fand nun Winckler in Boghazköi hethitische Inschriften, in denen arische Götternamen (Mitra, Varuna, Indra) vorkamen; auch aus der Bildung der Eigennamen ist auf arischen Ursprung zu schließen. Knudtzon erblickt in einer hethitischen Sprache indogermanische Züge. Schon früher hatte Jensen das Hethitische für eine indogermanische Sprache erklärt, zunächst verwandt dem

[71]) Stratz, Was sind Juden? Eine ethnographisch-anthropologische Studie. 1903.

Armenischen. Zimmern stimmt ihm zu[72]). Soll man also die Hethiter als Arier betrachten? Ihr Typus und sehr viele andere Tatsachen sprechen entschieden dagegen. Jedenfalls aber haben sie indogermanische Einflüsse erfahren. Ob diese bloß sprachlicher und kultureller Natur waren oder ob auch Rassenmischung stattgefunden hat, können wir nicht sagen. Alles dies zeigt aber, wie stark die Beziehungen zwischen den Völkern Vorderasiens und Europas waren. Die populäre Vorstellung, die Indogermanen und Semiten als extreme Gegenpole betrachtet, ist ganz unhaltbar. Die Anthropologie hat ihre nahe physische Verwandtschaft längst außer jeden Zweifel gestellt und die Erforschung der alten Kulturen Vorderasiens zeigt immer deutlicher, daß viele Berührungen und Mischungen stattgefunden haben müssen. —

Insbesonders die Juden haben dann im ganzen Verlauf ihrer Geschichte die größten Beimengungen erfahren, die die Vielzahl ihrer Typen und die Annäherung an das Äußere der Völker, unter denen sie wohnen, erklären. Besonders in den letzten zwei Jahrhunderten vor Christus traten zahllose Griechen, Römer u. a. zum Judentum über, aber auch im Mittelalter und in der Neuzeit kamen trotz aller Verbote immer wieder solche Konversionen vor, besonders stark bei den Slawen, wodurch die östlichen Juden ihre häufig ausgeprägt slawischen Züge empfingen[73]).

Der „arische" Rassentypus.

Gänzlich mißglückt sind auch die Spekulationen über den Typus des „Ariers". Wissenschaftlich bezeichnen die Begriffe „Arier", „Semite" nur die Zugehörigkeit zu einer Sprachfamilie, über die physische Abstammung wird gar nichts ausgesagt.

---

[72]) Vgl. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. 1899. Bd. 53, S. 168ff.

[73]) Vgl. das umfangreiche Belegmaterial bei Fishberg, a. a. O. S. 239—255; ferner E. Renan, le Judaïsme comme race et comme religion. 1883.

Max Müller, der selbst früher ein Verfechter der „arischen Rasse“ war, hat seinen Meinungsumschwung in folgender treffender Weise kundgegeben: „Für mich ist ein Ethnologe, der von ‚arischer Rasse‘, ‚arischem Blut‘, ‚arischen Augen und Haaren‘ spricht, ein so großer Sünder, wie ein Sprachforscher, der von einem dolichocephalen Wörterbuch oder einer brachycephalen Grammatik redet. Es ist ärger als die babylonische Verwirrung — ja geradezu ein Betrug. Wenn ich von Ariern spreche, so meine ich weder Blut noch Knochen, weder Haare noch Schädel. Ich meine damit einfach diejenigen, die eine arische Sprache sprechen.“ O. Schrader sagt[74]), „wir müßten von dem Begriff ‚indogermanisches Urvolk‘ alles fernhalten, was irgendwie an den von den Anthropologen aufgestellten Begriff der ‚Rasse‘, also einer Mehrheit völlig gleichgebildeter menschlicher Wesen erinnert“. Es sei „im hohen Grade wahrscheinlich, daß bereits das indogermanische Urvolk aus körperlich verschiedenen Stämmen und Menschen bestand“. „Immer und überall sind neue Völker durch die Verschmelzung alter, durch die Unterjochung oder Aufsaugung der einen durch die anderen entstanden. Wie sollte es bei den geschilderten Verhältnissen Alteuropas anders bei dem indogermanischen Urvolk gewesen sein?“ In ähnlicher Weise haben sich noch andere der kompetentesten Forscher geäußert, so R. Hartmann, der aussprach, er halte die „Arier“ nicht für ein Urvolk, sondern für eine Erfindung der Studierstube. Übrigens zeigt dies ja schon der Augenschein. Man stelle einen blonden, blauäugigen Nordarier, Schweden oder Norweger, neben einen Finnen, der ihm sehr ähnlich sehen wird, aber eine nichtarische mongoloide Sprache redet. Ebenso große körperliche Übereinstimmung wird zwischen einem Südarier (Italiener, Griechen) und einem semitisch oder türkisch redenden Bewohner der Levante bestehen. Trotzdem sollen Südarier und Nordarier einander näher stehen als jene Vertreter „arischer“ und „nichtarischer“ Völker?

---

[74]) Vgl. O. Schrader, Die Indogermanen. 1911, S. 15 u. 16.

Als Merkmale der germanischen Rasse werden gewöhnlich Blondheit, Blauäugigkeit, helle Hautfarbe, Langköpfigkeit und hohe Statur angegeben oder wie der Rassenapostel Chamberlain[75]) poetisch sagt: „Große strahlende Himmelsaugen, goldenes Haar, die Riesengestalt, Ebenmaß der Muskulatur, der längliche Schädel (den ein ewig schlagendes, von Sehnsucht gequältes Gehirn aus der Kreislinie des tierischen Wohlbehagens nach vorne hinaushämmert), das hohe Antlitz (von einem gesteigerten Seelenleben zum Sitze seines Ausdruckes geformt)." — Die Mehrzahl der heutigen Deutschen, sowie auch anderer als vorwiegend germanisch angesehener Nationen, besitzt aber diese Merkmale gar nicht oder nur zum Teil, verrät also „ungermanische" Abkunft oder Beimischung. Selbst Chamberlain muß dies zugeben. — Nach der großartigen deutschen Schulkinder-Untersuchung waren in Deutschland 31,8 Prozent Schulkinder Angehörige des rein blonden Typus (blondes Haar, blaue oder grüne Augen, weiße Haut), 14,1 Prozent gehörten dem rein brünetten Typus an (dunkle Haare, Augen und Haut), mehr als die Hälfte entfiel auf die Mischformen. Dabei ist aber noch zu berücksichtigen, daß von den blonden Kindern ein sehr großer Teil später dunkel wird, somit die vorwiegend Brünetten unter den Erwachsenen in Deutschland gewiß die Majorität haben. Nach Pfitzner werden drei Viertel der blondgeborenen Kinder später dunkelhaarig. Wenn wir die Verteilung der Haarfarbe berücksichtigen, so ist Norddeutschland am blondesten, während nach Süden hin der brünette Typus zunimmt. In Süddeutschland schwankt der rein blonde Typus unter den Schulkindern zwischen 24,46 Prozent (Württemberg) und 18,44 Prozent (Elsaß-Lothringen), den Höhepunkt erreicht er im norddeutschen Lauenburg (45,02 Prozent)[76]).

Noch geringer würde der Prozentsatz der „reinen" Ger-

[75]) Chamberlain, Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. 2. Aufl., S. 496.

[76]) Nach Untersuchungen an $^1/_2$ Million schottischer Schulkinder waren 25 % der Knaben blond und ebensoviel schwarz, blauäugig waren 14,7 %, dunkeläugig 22,5 %. Der Rest bestand aus Mischfarben.

manen, wenn auch die Schädelform berücksichtigt würde. Der langköpfigste bisher bekannte Stamm Deutschlands sind die von Virchow gemessenen Friesen, die Virchow übrigens nicht für Germanen, sondern auf Grund ihrer eigenartigen Schädelbildung für eine eigene „neandertaloide" Rasse (wegen der Ähnlichkeit mit dem Neandertalschädel) hielt. — Unter ihnen waren 18 Prozent echte Langköpfe, 33 Prozent Mittelköpfe mit Hinneigung zur Langköpfigkeit, fast die Hälfte entfiel also auf die Breitköpfe (31 Prozent) und Mittelköpfe mit Hinneigung zur Breitköpfigkeit. Waldenburg[77]) hat Untersuchungen unter den Halligen-Friesen angestellt, deren überraschendes Ergebnis war, daß in der bisher meist für rein germanisch gehaltenen nordfriesischen Rasse der Langkopf ausgestorben ist, wenn er überhaupt je da war. Bei den Halligen-Friesen waren Null Prozent Dolichocephale (Langköpfe), 12,33 Prozent Mesocephale (Mittelköpfe), 45,20 Prozent Brachycephale (Breitköpfe), 35,62 Prozent Hyperbrachycephale, 6,85 Prozent Isocephale[78])!! Auf der Insel För befanden sich 3 Prozent Dolichocephale, die überdies braunes Haar hatten, ferner 23,9 Prozent Mesocephale, 32,8 Prozent Brachycephale, 26,9 Prozent Hyperbrachycephale, 13,4 Prozent Isocephale! Da die nordfriesische Bevölkerung angeblich durch Alkohol und Syphilis degeneriert sein soll, betrachtet der Verfasser die Isocephalie als ein Degenerationszeichen[79]). Nach der angeführten Untersuchung Jörgensens ist auch auf den von Norwegen aus besiedelten Faröern ein großer Teil der Bevölkerung brachycephal, 54 Prozent der Männer und 63,9 Prozent der Frauen. Dabei liegen diese untersuchten Gebiete in der nächsten Nähe Skandinaviens, wo tatsächlich der Hauptsitz der Langköpfig-

[77]) „Internationales Zentralblatt für Anthropologie." VIII, 1903, S. 154 (Referat).

[78]) Isocephalie ist die höchste Form der Breitschädeligkeit, bei der die Schädellänge der Schädelbreite gleich ist.

[79]) Gegen Waldenburg richtet sich ein interessanter Aufsatz Ammons im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie I, 1904, S. 84. — Die Brachycephalie soll danach eine Folge der Selbstselektion der rührigeren Langköpfe sein.

keit ist. Bolk stellte fest, daß die Hauptmasse der Bevölkerung in Holland aus zwei brachycephalen Typen, einem blonden und einem brünetten bestehe; die altholländischen Schädel waren dolichocephal, je jüngere Schädel man untersucht, desto brachycephaler werden sie. Den brünetten Typus in Holland hält Bolk für alpin.

In Süddeutschland gar hat der runde, breite Schädel den langen Schädel fast ganz verdrängt. Um ein Beispiel für viele zu geben, so zählte Kollmann unter den Schädeln germanischer Gräber in Bayern 44 Prozent eigentliche Langköpfe und nur 11 Prozent eigentliche Breitköpfe, während Ranke in denselben Gegenden bei der heutigen Bevölkerung nur 1 Prozent wahre Lang-, dagegen 83 Prozent wahre Breitköpfe gefunden hat. Noch extremer sind die Gegensätze der alten und modernen Bevölkerung im Rheingebiet und in Schwaben. Ammon fand, daß der reine nordeuropäische Typus in Baden 1,45 Prozent der Fälle ausmacht.

Der Hauptsitz der Brachycephalie, die mit dunkler Pigmentierung und untersetzter Statur verbunden ist, sind die Alpen, von wo aus diese Merkmale sich über ganz Süddeutschland verbreitet und den „germanischen“ Typus zurückgedrängt haben. Zbinden fand unter den von ihm untersuchten Schweizer Rekruten nicht einen einzigen Fall des reinen nordeuropäischen Typus, und selbst in Mischformen ist er nicht häufig ausgeprägt[80]). Frizzi fand durch Messung an 1000 Tirolerschädeln 42 Prozent hyperbrachycephale und ebensoviel brachycephale Formen. Giovannozzi fand 88 Prozent der von ihm untersuchten Tiroler brachycephal; der letztgenannte Forscher hebt ferner die geringe Höhe der Schädel hervor, ihre Merkmale seien vielleicht mongoloid.

---

[80]) Zbinden, Beiträge zur Anthropologie der Schweiz im Archiv für Anthropologie N. F. Bd. X. 1911. S. 280ff.; vgl. ferner Toldt, Untersuchungen über die Brachycephalie der alpenländischen Bevölkerung in den Mitteilungen der anthropolog. Gesellschaft in Wien, Bd. XL, Heft 3 u. 4, 1911. Frizzi über Tiroler Schädel, ebenda Bd XXXIX.

Der amerikanische Anthropologe Ripley, dessen großes Werk über die Rassen Europas das reichste und exakteste Material bietet, sagt auf Grund der Verbreitung der „germanischen“ Merkmale: „Das nordöstliche Drittel Frankreichs und die Hälfte Belgiens sind heute germanischer als Süddeutschland.“ Unsere chauvinistischen Franzosenfresser vergessen meist ganz, daß Frankreich das Land der Franken war, denen das Germanentum doch nicht abgesprochen werden kann. Auf anderem Wege kam der Keltologe Arbois de Jubainville zu dem Resultat, daß in Frankreich die Germanen, in Deutschland aber die Kelten die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten. Süddeutschland ist stark keltisch, rätisch und ligurisch gemischt, und in Norddeutschland ist die Bevölkerung unbestreitbar großenteils slawischer Herkunft.

Das Vorwiegen „nichtgermanischer“ Merkmale in Süddeutschland kann übrigens nicht, wie es häufig geschieht, durch die keltische Beimischung erklärt werden; denn die Kelten waren nach dem Zeugnis der Alten den Germanen in allen Stücken ähnlich, ebenfalls blond und hochgewachsen. Wir werden später zeigen, daß die Alpen und ihre Vorländer zum großen Teil Volkselemente beherbergen, die „nichtarischer“ Abkunft sind. Dies muß als wissenschaftlich absolut sichergestellt gelten. Die Gräber aus germanischer Zeit zeigen noch überwiegend den nordischen Typus; offenbar wurde auf die Bestattung der unterworfenen vorarischen Rassen weniger Sorgfalt verwendet. Seither hat aber der nichtgermanische Typus in ganz Süddeutschland, Österreich usw. die überwiegende Majorität erlangt. Am besten hat sich der germanische Typus noch in der norddeutschen Tiefebene erhalten. Beweist er aber auch wirklich die germanische Abstammung? Kann ein blonder, blauäugiger, hochgewachsener Mensch sich ohne weiters als Germanen betrachten? Die alten Slawen waren auch blond, blauäugig und langköpfig, und vor ihnen saßen wahrscheinlich mongoloide Finnen im Lande, die ein extrem hell pigmentiertes Volk sind und, wo sie nicht mit Lappen ver-

mischt sind, auch den Langkopf aufweisen. Das Deutschtum ist in Norddeutschland überall sehr jungen Datums. Mancher auf seine Blondheit stolze Germane mag sie aus der slawischen oder finnischen Verwandtschaft haben. Wo liegt übrigens der Schwerpunkt der deutschen Kultur? Im breitköpfigen und relativ dunkleren Schwaben und Franken oder in Pommern, einer der blondesten Gegenden Deutschlands? Es ist um so bedenklicher, jeden Blonden gleich als Germanen zu beanspruchen, als die antiken Schriftsteller ausdrücklich feststellen, die Germanen hätten rotes oder rötliches, nicht aber blondes Haar gehabt[81]. Man könnte behaupten, daß in der norddeutschen Ebene heute das Strohblond der Slawen und der Finnen das Rötlichblond der Germanen, wenn es je da war, völlig verschlungen hat.

Nun läßt sich die geschilderte Veränderung der Rassenmerkmale in Europa und besonders in Deutschland auch auf andere Weise als mittels der Annahme einer Rassenmischung erklären, nämlich durch Milieuwirkung. Wie bereits eingehend dargelegt, kann manches dafür angeführt werden, daß die intensivere geistige Tätigkeit, die mit der Zunahme der Kultur verbunden ist, und die bei der städtischen Bevölkerung besonders stark ist, ebenso wie die Verbesserung der Ernährung und das Leben im Gebirge eine Verbreiterung des Schädels bewirken. Möglicherweise hat das Gebirgsmilieu auch die Tendenz, die Pigmentierung von Haut, Haaren und Augen zu verstärken. Wir wollen auch keineswegs die Möglichkeit dieser Erklärungen sowie anderer, noch unerforschter Milieueinwirkungen ausscheiden. Wahrscheinlich haben sowohl Rassenmischung als Milieuwirkung ihren Einfluß geübt, wobei aber

---

[81]) Die Römer nennen sie rutilae; Galen sagt, es sei ein gewöhnlicher Irrtum, die Germanen blond (*ξανδοι*) zu nennen, sie seien in Wirklichkeit rötlich (*πυῤῥοι*),(„Comment. in Hippocr. de salubri diaeta“, cap. VI, zit. nach Robertson). Noch heute ist der Prozentsatz der Roten und Rotblonden bei den germanischen Skandinaviern groß, während er in Deutschland verschwindet; auch in Schottland kommt die rote Haarfarbe besonders häufig vor.

zu bemerken ist, daß die Rassenmischung auch aus anderen, historisch-linguistischen Quellen erwiesen wird, somit jedenfalls als unumstößlich sicher anzunehmen ist, während der Milieueinfluß nur eine, wenn auch sehr wahrscheinliche Hypothese darstellt.

Ganz besonders muß aber darauf hingewiesen werden, daß keine dieser beiden überhaupt möglichen Annahmen mit den Rassentheorien in Übereinstimmung gebracht werden kann. Entweder haben in Europa in historischer oder vorhistorischer Zeit große Rassenmischungen stattgefunden, die die heutige Buntscheckigkeit der Rassen Europas erklären. Dann ist es aber ganz ausgeschlossen, die Entwicklungshöhe der europäischen Kultur ausschließlich einer, der „arischen“ oder „germanischen“ Rasse zuzuschreiben. Es haben dann sehr verschiedene Rassenelemente an dem Aufbau unserer Kultur mitgewirkt, deren Verdienstanteil nicht gesondert werden kann. — Oder wir nehmen an, daß jene Buntscheckigkeit der Verschiedenheit des lokalen Milieus zuzuschreiben ist. Dann muß aber die Milieuwirkung überraschend stark und schnell sein, der Mensch wäre überaus plastisch und die Annahme einer Beständigkeit der Rassennatur, auf welcher alle Rassentheorien beruhen, wäre vollkommen hinfällig.

Genie und Rasse.

Die Kühnheit der Rassentheoretiker schreckt freilich vor nichts zurück. Sie geben zu, daß Europa heute eine kunterbunte Mischung von Rassen aufweise. Diejenigen Elemente aber, welche Wertvolles für die Kulturentwicklung geleistet haben, seien ausschließlich germanischer oder arischer Herkunft, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern auch in den romanischen Ländern. Ludwig Woltmann[82]) hat dem Nachweise dieser These großen Fleiß gewidmet, indem er die Genies

---

[82]) Vgl. Woltmann, Politische Anthropologie 1903, S. 112 u. 255; ferner seine späteren Schriften: Die Germanen und die Renaissance in Italien 1905, Die Germanen in Frankreich 1907.

Frankreichs, Italiens usw. daraufhin untersuchte, ob sie irgendeines der „germanischen“ Merkmale (Blondheit usw.) aufzuweisen haben. Freilich findet sich recht selten die Vereinigung aller germanischen Merkmale, die von Woltmann aufgezählten Fälle wären also im besten Falle „Mischlinge“. Er selbst kann sich diesem Schluß nicht ganz entziehen und betrachtet als Mischlinge des germanischen und mittelländisch-brünetten Typus zum Beispiel Luther, Goethe, Beethoven, Michel Angelo, Raphael, Dante, Shakespeare. Wie läßt sich aber nun damit seine Behauptung vereinbaren, „daß die ganze europäische Zivilisation, auch in den slawischen und romanischen Ländern, eine Leistung der germanischen Rasse sei“? (S. 293). Die Antwort darauf ist verblüffend: „Dante, Raphael, Luther usw. sind Genies nicht weil sie, sondern trotzdem sie Mischlinge sind. Ihre geniale Anlage ist das Erbteil der germanischen Rasse!“ Vorher (S. 113) hat Woltmann behauptet, daß die germanische Rasse durch Mischung mit dem brünetten Typus in physischer Hinsicht entschieden verschlechtert werde, was auch eine geistige Herabdrückung bedeute. Man kann kaum ausdenken, welche Gipfel der Kultur wir bereits erklommen hätten, wenn sich die Natur bei der Hervorbringung von Genies nach den Theorien ihrer neuesten Verbesserer gerichtet hätte.

Eine eingehende Kritik der Woltmannschen Behauptungen kann hier nicht gegeben werden. Er hat viel Material zusammengetragen, das aber mit äußerstem Mißtrauen betrachtet werden muß[83]). Woltmann erklärt z. B. jedes Genie als Germanen, dessen Name germanisch klingt. Er selbst weist aber wiederholt darauf hin, daß die Träger germanischer Namen keineswegs

[83]) A. Wirth (Rasse und Volk. 1914. S. 106, 121.) lehnt auf Grund seiner an allen Rassen der Erde persönlich angestellten physiognomischen Beobachtungen die Porträtdiagnosen Woltmanns und Chamberlains ab. „Ein seltsamer Fehler der Betrachtung, sagt er, war es, wenn Woltmann und Anhänger in so vielen Genies und Talenten Italiens und Frankreichs germanische Züge entdeckten. Für unbefangene Augen beweisen die Bilder, die Woltmann selbst zur Erläuterung gab, geradezu das Gegenteil: Baschkiren-, Mittelmeer-, Negertypus.“ Dies belegt er noch an einzelnen Beispielen.

alle als Germanen betrachtet werden könnten, denn jene Namen seien von den unterworfenen Romanen allgemein angenommen worden. Sind alle Zeitgenossen, die Johannes, Jakob oder Josef heißen, Semiten, und alle Siegmunds, Siegfrieds und Elsas Germanen? Auch seine Schlüsse aus Bildnissen erscheinen wenig zuverlässig. So erklärt er von Petrarca, „seine Augen seien in jenem hellen g r a u g e l b e n Ton gemalt, der in den älteren Zeiten immer eine b l a u e Farbe angeben s o l l“. Ein anderer würde einfach schließen, Petrarca habe graugelbe Augen gehabt, Woltmann aber weiß, daß die italienischen Maler mit graugelb s t e t s blau ausdrücken w o l l t e n. Wahrscheinlich war die blaue Farbe damals noch nicht erfunden. Wenn eine der von ihm untersuchten Personen schon gar keine ausgesprochen „germanischen“ Merkmale aufweist, dann findet Woltmann wenigstens, daß sie „hohe Statur“, „angenehme Augen“, „blaue Flecken im Auge“, „schönes Haar“, die „Gesichtszüge der germanischen Rasse“, eine „blasse“ oder „rötliche“ Gesichtsfarbe gehabt habe, was alles genügt, um die germanische Abkunft oder wenigstens Beimischung sicherzustellen. Ariost hatte z. B. schwarzes Haar, schwarze Augen und ein braunes Gesicht. Woltmann aber tröstet sich damit, am übrigen Körper sei seine Haut äußerst weiß gewesen, was offenbar ausschließlich bei Germanen vorkommt. Auch Michelangelo, Dante und viele andere waren sehr dunkel. Die Weltherrschaft des Papsttums und die französische Revolution erklärt Woltmann ebenfalls für germanische Großtaten, während Chamberlain und andere sie bekanntlich als Ausgeburten antiarischer Tendenzen auffassen.

Tatsächlich steht das Äußere großer Männer häufig in einem recht bedenklichen Gegensatz zu den üblichen Vorstellungen vom germanischen Rassentypus. Wir haben vorhin die schwungvolle Schilderung angeführt, die Chamberlain von dem germanischen Typus entwirft: „Große strahlende Himmelsaugen, goldenes Haar, die Riesengestalt, Ebenmaß der Muskulatur, der längliche Schädel (den ein ewig schlagendes, von Sehnsucht

gequältes Gehirn aus der Kreislinie des tierischen Wohlbehagens nach vorne hinaushämmert), das hohe Antlitz (von einem gesteigerten Seelenleben zum Sitze seines Ausdrucks geformt)."

Sehen aber die Genies wirklich in der Regel so aus? Genaue Feststellungen liegen leider nur selten vor. Immerhin können wir sagen, daß die Genies sehr häufig — vielleicht selbst in der Mehrzahl der Fälle — diesen Anforderungen nicht entsprechen. Vor allem ihr Schädel nähert sich meist ganz bedenklich der „Kreislinie tierischen Wohlbehagens", wie Chamberlain so schön sagt. Bismarck, Luther, Laplace, Napoleon, Pascal, Raphael, Beethoven, Haydn, Schubert sind einige Beispiele von Rundköpfen, ja es scheint gerade die extreme Form der Rundköpfigkeit, die Hyperbrachycephalität, die man mit dem Index 85 beginnen läßt, unter ihnen sehr häufig zu sein[84]). Schillers Schädel mit seinem Index von 84 steht knapp an ihrer Grenze, Kant mit seiner Indexnummer von 88,5 war ein ganz ausgesprochener Hyperbrachycephale[85]). Hamerling hatte den Index 85,3, Schopenhauer den von 86, Leibniz gar einen von 90,3[86]). Schade um diese Leute! Was hätten sie erst leisten können, wenn sie lange Schädel gehabt hätten! Die „Riesengestalt" Chamberlains stimmt ebensowenig. Eine auffallend große Zahl von Genies ist kleiner

[84]) Die Zahlen aus verschiedenen, im „Archiv für Anthropologie etc." veröffentlichten Untersuchungen. Die nicht zahlenmäßigen Angaben über die Schädelform großer Männer, die man zitiert, sind mit Mißtrauen aufzunehmen, da sie sich meist nur auf oberflächliche Porträtbetrachtung gründen. Aus Porträts, Büsten, Gemmen u. dgl. Schlüsse zu ziehen, ist sehr gewagt, da hier der Kunststil, die Mode der Auffassung und Darstellung usw. eine große Rolle spielen. Vgl. Finot, a. a. O. S. 196.

[85]) Chamberlain dichtet Kant einen „germanischen" Typus an, ein Blick auf sein Bild zeigt uns die Willkür dieser Behauptung.

[86]) Vgl. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1902, S. 471 ff. Professor Krause kommt dort zu dem Ergebnis: „Der Schädel war klein und rundlich, sicher nicht vom germanischen Reihengräbertypus. Leibniz war nach seiner eigenen Angabe polnischer Abstammung. *Seine Vorfahren schrieben sich Leubnicz oder Lubenicz*". Für Chamberlain ist *Leibniz natürlich ein „echt germanischer Denker"*.

als die Mittelgröße gewesen, so daß man geringe Körpergröße bereits als ein charakteristisches Zeichen des Genies hat betrachten wollen[87]).

Auch die Pigmentierung von Haaren, Augen und Haut ist bei vielen Genies sehr dunkel gewesen, wofür man selbst in Woltmanns Büchern zahlreiche Belege findet. Lombroso hat sogar die Behauptung aufgestellt, daß das Genie mit dunkler Pigmentierung zusammenhänge. Wir besitzen z. B. über Goethe und über Beethoven sehr gründliche Studien, welche die Zeugnisse aller Zeitgenossen sorgsam verwerten[88]). Goethe hatte schwarze Haare, braune Augen, gelbliche, später ausgesprochen braune Gesichtsfarbe, schiefe gelbe Zähne und eine gekrümmte Nase, die sogar schon den Verdacht eines antisemitischen Zeitgenossen erregt hat. Seine Statur war nicht sehr groß, erschien aber durch die gerade Haltung hoch. Beethoven war klein und beleibt, er hatte pechschwarze, struppige oder borstige Haare, dunkle Augen und Gesichtsfarbe. Sein Gesicht war sehr häßlich, mit stark hervortretenden Kiefern (prognath), fliehender Stirn, breiter und dicker Nase. Man kann in Beethovens Physiognomie leicht negerähnliche Züge finden. Sein Schädel war sehr breit. Sowohl Goethe als Beethoven gehören wohl dem „alpinen“ Typus, der ja auch in Süddeutschland und Holland stark verbreitet ist und auf eine nichtarische Bevölkerungsschichte zurückgeht[89]), an. Da diese beiden „Nichtarier“ nicht ganz ohne Einfluß auf die Entwicklung der europäischen Kultur waren, scheint uns Woltmanns Behauptung, daß diese Kultur ausschließlich eine Leistung der Germanen sei, etwas kühn.

Auch statistische Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Rassenmerkmalen und Begabung konnten kein

[87]) Vergl. sehr zahlreiche Belege bei Buschan, Menschenkunde 1909. S. 59.

[88]) Fritz Stahl: Wie sah Goethe aus? 1905. — Theodor Frimmel: Beethovens äußere Erscheinung. 1905.

[89]) Näheres hierüber auf S. 113ff. dieses Buches. — Wirth (Rasse und Volk. 1914. S. 105.) sagt: „So ziemlich alle Anthropologen halten Goethe für einen Nichtgermanen, meist für einen Alpinen.“

Resultat liefern, das die Thesen der Rassentheorie stützen würde. So hat Schliz eine Schulkinderuntersuchung vorgenommen[90]), nach deren Ergebnis am begabtesten die dunklen Langköpfe zu sein scheinen, dann die Kurzköpfe mit Mischfarben, die blonden Langköpfe, die braunen Kurzköpfe, zuletzt kommen die blonden Kurzköpfe. Nach einer ähnlichen Untersuchung Matiegkas[91]) in Böhmen scheinen die „reinen" Typen (speziell der blonde deutsche) weniger begabt zu sein als die gemischten. Es gibt noch eine Reihe anderer Untersuchungen mit dem gleichen Ergebnis. Woltmann sagt nun[92]), es sei nicht zu verwundern, wenn in den Schulen die dunkler pigmentierten Schüler bessere Zensuren erlangen, als die blonden Langköpfe, wie aus den Untersuchungen von Muffang, Ammon, Röse u. a. hervorgehe, denn in der Schule entscheide mehr der Fleiß und die Frühreife, als die angeborene Begabung. Was aber hätte Woltmann für Triumphlieder auf die Genialität der germanischen Rasse gesungen, wenn die Statistik zufällig zugunsten der Blonden ausgefallen wäre?

---

90) Archiv für Anthropologie XXVII. 1901, S. 191 ff.

91) Mitteilungen der anthropol. Gesellschaft zu Wien 1898. Bd. XXVIII, S. 122 ff. Vgl. auch Buschan a. a. O. S. 161.

92) Woltmann, Germanen in Frankreich. S. 13.

IV. Rassen und Sprachen in der Geschichte.

Die arische Wanderung.

Unter den sprachwissenschaftlichen Entdeckungen des verflossenen Jahrhunderts war die Klarlegung der großen indoeuropäischen Sprachverwandtschaft die folgenschwerste. In der Begeisterung über den gefundenen Schatz sah man plötzlich helles Licht über die Verwandtschaft der Rassen und die Urgeschichte unserer Kultur sich ergießen. Das arische Urvolk sollte von den Hochebenen Innerasiens herabsteigend nach und nach die verschiedenen Zweige der europäischen Völker entsendet haben. Alle Kultur schien von diesem wunderbar begabten Stamm ausgestrahlt zu sein, die einer anderen Sprachfamilie angehörenden Semiten und Ägypter sollten ihre kulturellen Anregungen und die nötige Blutbeimischung ebenfalls von dorther bezogen haben, ja selbst die chinesische und südamerikanische Kulturwelt mußte sich „arisieren“ lassen [1]). Doch die Wissenschaft drang, unbeirrt durch dilettantische Schwärmer, tiefer in den Gegenstand ein und zerstörte mit Forschermut ihren Lieblingstraum. Man fand nacheinander an den verschiedensten Orten die Wiege der Arier [2]), bis man schließlich

[1]) So Gobineau, ferner Woltmann, Politische Anthropologie. 1903. S. 287.

[2]) Bokhara (Rhode), Sibirien (Piètrement), Indien (Curzon), Baktrien (Pictet, M. Müller, Kuhn u. a.), Pamirplateau (Orby, Lenormant, Amélineau usw.), Armenien (Fr. Müller, Peschel, Brunnhofer), Deutschland (Geiger und Loeher), Ostseeländer (Hoops), Südost-Rußland (Benfey, Tomaschek, Schrader, Huxley), West-Rußland (Poesche), Gallien (Lenglet-Mortier, Vandamme, Kossinna), Unterlauf der Donau (Madame Clemence Royer), Gegend zwischen Atlantischem Ozean und Ural (Cuno), Skandinavien (Penka, Sayce, de Lapouge, Lombard), West-

darauf kam, daß sie möglicherweise auch an den verschiedensten Orten gestanden sein mochte. Die Anthropologie wies unter den arische Sprachen redenden Völkern verhältnismäßig bedeutende Unterschiede nach und vereinigte andererseits Stämme nichtarischer Zunge auf Grund ihrer körperlichen Beschaffenheit mit verschiedenen arischen Gruppen. Die Ähnlichkeit zwischen den Nordariern und den Finnen, ferner zwischen Südariern und Semiten ist, wie schon erwähnt, größer als die zwischen Südariern und Nordariern. Blumenbach schon hat die weiße Rasse Europas die kaukasische genannt, weil die Bergvölker des Kaukasus, vor allem die Georgier, ihm als ihr schönster und ausgeprägtester Typus erschienen. Gerade diese können aber weder der Rasse noch der Sprache nach zu den Ariern gezählt werden. Speziell die Georgier gehören mit mehreren anderen Stämmen nicht zum arischen Sprachstamm, sondern zum ganz selbständigen iberischen.

Die ganze Vorstellung, die man sich früher von der arischen Wanderung machte, ist offenbar unhaltbar. Ein geschlossenes Vordringen setzt eine feste innere Organisation und eine Kulturstufe voraus, die das später viel tiefere Niveau jener Rassen unerklärlich erscheinen lassen. In den älteren Zeiten fehlt der Begriff des Volkes gänzlich. Der Verwandte und Nachbar ist der Freund, alles andere ist Feind. Es dauert lange, bis aus diesen Atomen durch Krieg, Unterjochung und Verschmelzung sich kleine staatenähnliche Gemeinwesen bilden. Zwischen diesen herrscht wieder der Krieg, jeder Gedanke nationaler Zusammengehörigkeit verschiedener Gemeinden wäre jenen

---

Europa (Koeppen). (Nach S. Reinach, L'origine des Aryens. 1892.) Vgl. ferner die kritische Behandlung der verschiedenen Theorien bei Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen. 1913. Kap. XX. Sehr gut charakterisiert A. Wirth (Rasse und Volk. 1914. S. 136—145.) die „Fata-Morgana" der Urheimat. Interessant ist sein Hinweis, daß auch die Japaner ebenso ausschweifende Urheimatsträume haben, wie gewisse Arierschwärmer und daß diese Theorien der imperialistischen Tendenz dienen. — Wir gebrauchen hier den Ausdruck „Arier" der Kürze halber statt Indogermanen, obwohl er besser auf einen kleineren Kreis beschränkt wird.

Zeiten so unverständlich gewesen wie die Erklärung der Menschenrechte. So fand Cäsar Gallien in etwa 80 Kleinstaaten oder Großgemeinden geteilt. Sie tragen nicht das mindeste Bedenken, fremde Rassen gegen verwandte aufzurufen oder ihnen gegen diese Hilfe zu gewähren[3]). Genau derselbe Zustand herrschte bei den Germanen, ja die unaufhörlichen Fehden im Innern dürften ein Hauptgrund der fortwährend über die römischen Grenzen schlagenden Völkerbrandung gewesen sein[4]).

Weder sprachliche noch körperliche Ähnlichkeit erweckte jenen Menschen das geringste Gefühl gegenseitiger Verpflichtung. Die Rassentheoretiker haben zwar allerlei Rasseninstinkte selbst ins Altertum hineinphantasiert. Rom und Griechenland sollen aus einer Art arischen Bewußtseins heraus das Vordringen des semitischen Ostens abgewehrt haben. Aber die Perser, auf die die Griechen mit Verachtung herabblickten, waren nicht nur Arier, sondern nach der Ansicht Vieler „reinere“ Arier als ihre Gegner, was ja den Grafen Gobineau veranlaßte, ihre Partei zu ergreifen und die ganze griechische Geschichtsschreibung als prahlerische Lüge zu verwerfen. Und im Karthagerkrieg standen die Sympathien der griechischen Welt nicht auf Seite Roms, sondern auf Seite seines semitischen Gegners[5]).

Jene Zeiten, in die wir die Verbreitung der arischen Sprachen setzen müssen, kennen nun weder höhere Verbände als Geschlecht und Stamm, noch irgendeine Seßhaftigkeit. Wir müssen uns unzählige kleine Stämme denken, jeder der Keim

---

[3]) Vgl. die treffende Zeichnung des Zustandes bei Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France. 2. edit. vol. I, 1877, pag. 24/5. — Übrigens kennt das ganze Mittelalter die Nationalidee nicht, wie Rob. Michels an reichem Material zeigt. (Vgl. „Die historische Entwicklung des Vaterlandsgedankens“ in den Verhandlungen des zweiten deutschen Soziologentages 1913. S. 140—184; ferner „Zur historischen Analyse des Patriotismus“ im Archiv für Sozialwissenschaft 1913.)

[4]) Fustel de Coulanges a. a. O. S. 360, 365 ff.

[5]) Vgl. Aristoteles' Politik, übersetzt von Stahr, Anmerkung zum Schluß von IV. 5. (S. 241.)

einer Rasse und einer Sprache, die in fortwährender Bewegung bald in den durch die kontinentale Gliederung gegebenen Wegen *fließen, bald zurückstauen, bald durcheinanderwirbeln wie Spreu im Wind. Wir, deren ganzes Dasein an einen Boden und ein* Volk gebunden ist, können uns jene Zeit kaum vorstellen[6]), in der nicht nur die eigene Not, sondern durch Stoß und Gegenstoß auch jene entfernter Völker zu einem Element fortwährender Bewegung wurde. Der Nomade muß sich bewegen, um seinem Vieh auf dem spärlichen benützbaren Boden Futter zu verschaffen. Die ungeheuere Verbreitung der arischen Sprachen gegenüber der viel geringeren der semitischen erklärt sich daraus, daß die Semiten viel früher seßhaft wurden[7]), während der arische Nomade seine Sprache über Kontinente trug. Heute erscheint übrigens das semitische Sprachgebiet viel größer, als es zur Zeit war, da das arische Sprachgebiet bereits seine größte Ausdehnung in Europa erlangt hatte, weil ein kleiner semitischer Stamm, der nomadisch geblieben war, in plötzlichem Hervorbrechen weite Gebiete für das Semitentum eroberte, nämlich die Araber.

Noch ungebundener als die Wanderhirten, die ihr Vieh an gewisse Naturgebiete bindet, sind die Jägervölker, am freiesten aber die seefahrenden Bewohner ausgebreiteter Inselgruppen, wofür die polynesische Inselwelt das großartigste Beispiel gewährt[8]).

[6]) Der Unterschied liegt darin, daß früher der an Stamm und Familie gebundene Einzelne viel unbeweglicher war als heute; die Völker und Rassen sind aber trotz unserer Eisenbahnen, Schiffe, Kolonisationen usw. stabiler geworden.

[7]) Es ist ein merkwürdiger Einfall vieler Rassengläubigen, die Semiten „Nomaden" zu schimpfen und ihre heutigen Eigenheiten aus „nomadischen Instinkten" zu erklären, wo doch die Nordsemiten wahrscheinlich schon Jahrtausende seßhaft waren, bevor die arischen Zweige sich niederließen und die Südsemiten (mit Ausnahme der Wüstenstämme) mindestens so alte Ackerbauer sind, wie die ältesten europäischen Arier.

[8]) Vgl. für das Folgende zahlreiche Belege bei Fr. Ratzel, Anthropogeographie. I. Bd., 2. Aufl., 1899. S. 113—208 („Die geschichtliche Bewegung"), woher einzelne Beispiele entlehnt sind.

Die malayisch-polynesischen Völker haben sich über das ungeheuere Gebiet von 210 Längegraden und 80 Breitegraden *ausgedehnt und dies, wie viele Anzeichen beweisen, in der verhältnismäßig kurzen Zeit von einigen Jahrhunderten. Ratzel stellt*[9]) *Fälle zusammen, in denen kleinere Gruppen durch die* Strömungen über mehrere tausend Kilometer hin verschlagen wurden; die Häufigkeit solcher unfreiwilliger Wanderungen erklärt vielfache Rassenmischungen. Das meiste aber hat die bewußte Kolonisation geleistet, mit der diese auf der Stufe der Steinzeit stehenden Völker den größten Beweis der alle Hindernisse bewältigenden Beweglichkeit des Menschen geleistet haben. — Nicht minder groß sind die Wanderungen der Indianer, von denen einzelne Stämme seit der Entdeckung sich über 500 Meilen von ihren Sitzen entfernt haben. Indianerstämme wanderten in einzelnen Jahren 1500—2000 Kilometer zur Büffeljagd. Der Kriegspfad führte diese Völker noch weiter und rüttelte sie durcheinander[10]). Nomaden machen 10—20 Tagereisen, um einen Überfall auszuführen. Die Banturassen haben ihren Sprachstamm in kurzer Zeit durch 40 Breitegrade — $^2/_3$ der Länge Afrikas von Norden nach Süden — getragen, wobei die Sprachen sich nicht weiter differenzierten, als etwa Hoch- und Niederdeutsch. Und bald drängen die Araber nach, die sich trotz ihrer geringen Machtmittel wie im Flug über Afrika verbreiten und überall tiefe Spuren zurücklassen[11]). J. Hahn schildert den Zustand Afrikas anschaulich: „Es ist bekannt, daß unter den Negerstämmen des inneren Afrikas ein ewiger Kampf und Streit, ein ewiges Völkergedränge, man möchte sagen eine ewige Völkerwanderung stattfindet, wobei die einzelnen Nationen oft ihre nationale Existenz verlieren und gänzlich von der Erde verschwinden, oft aber auch unaufhörlich ihre Wohnsitze ändern, bis sie endlich wohl Hunderte von Meilen von ihren ursprünglichen Wohnsitzen, wie vom Sturm verschlagen,

---

[9]) Fr. Ratzel, Völkerkunde. 2. Aufl., 1894, I. Bd., S. 150ff., 162.

[10]) Angaben in Ratzel. I. Bd., S. 568, 593.

[11]) Ratzel, II. Bd., 1895, S. 191, 207.

aus den Wogen des großen Völkermeeres auftauchen und auf eine Zeitlang wieder festen Fuß fassen. Wie rätselhafte Erscheinungen stehen solche Völker ihren Nachbarn zur Seite; keiner weiß woher sie kommen, sie selbst wohl ebensowenig usw." — Und Schweinfurth sagt über die Folgen dieser Bewegung: „Könnten wir uns alle sprachlichen, rasselichen, kulturhistorischen und psychologischen Einzelheiten, Tausende an der Zahl, über das Stückchen Erde ausgewürfelt denken, welches man Afrika nennt, so hätten wir ungefähr die richtige Vorstellung seines beispiellosen Völkergemisches." — Wo der Sklave nicht als Lasttier, sondern als Hausgenosse gilt, wie im Gebiet des Islams, trägt die Sklaverei viel zur Mischung bei. Sie hat mitgewirkt bei der Entstehung der „Suahelirasse" um Sansibar, deren Sprache ein mit den verschiedensten arabischen, indischen, englischen, deutschen usw. Brocken gemischter Bantu-Dialekt ist, der in kurzer Zeit Verkehrssprache eines großen Teiles von Ostafrika geworden ist.

Bekanntlich sind bei sehr vielen Völkern eigentümliche Sitten in Gebrauch, die mit großer Strenge dazu anhalten, die Frauen aus fremden Stämmen zu nehmen. Die Ursachen dieser Exogamie genannten Einrichtung sind sehr umstritten, aber die Tatsache findet sich unter allen Rassen ungemein häufig[12]). Hier liegt ein Hauptgrund weitgehender Rassenmischung, und da Exogamie nach verschiedenen Seiten geübt wird, kann fremdes Blut sehr weit wandern. Selbst in Europa ist, wenigstens bei der Landbevölkerung, noch die Übung verbreitet, Frauen aus andern Dörfern zu heiraten. Wie Kowalewsky bemerkt, wird in einigen Teilen Rußlands, selbst in jenen Dörfern, wo vom Bestehen einer ähnlichen Sitte nichts bekannt ist, vom Bräutigam immer wie von einem „Fremden" (tschuzog, tschuzaninin) gesprochen und seine Freunde und Begleiter stellen sich an, als kämen sie aus einer fernen Gegend. — Bei der eigentlichen Exogamie handelt es sich jedoch nicht bloß um

[12]) Vgl. Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe. 1893, S. 310ff. H. Spencer, Prinzipien der Soziologie. II. Bd., 1887, S. 207.

eine Sitte, sondern um ein moralisches Gebot, dessen Übertretung als verabscheuungswürdige Blutschande gilt.

Der Krieg als Rassenmischer.

Der größte Rassenmischer aber war der Krieg, der die Völker nicht nur nebeneinander, sondern übereinander lagerte. Je kriegerischer ein Volk in der Geschichte auftrat, für desto gemischter dürfen wir es halten. Vieh und fremde Weiber waren der Hauptgegenstand der Kriege. Die Spanier fanden [13]) auf den kleinen Antillen fast überall die merkwürdige Erscheinung, daß die Frauen eine andere Sprache redeten als die Männer, was zu allerlei Fabeleien Anlaß gab, bis man entdeckte, daß die Frauen einen Aruakdialekt redeten, die Männer aber karaibisch. Die Karaiben hatten, wie man später feststellte, die Antillen erst erobert, und die Frauen der Aruak waren ihnen als Beute zugefallen. Dies ist auch in Südamerika und im Norden des Kontinents die Hauptursache der überaus großen Rassenmischung. Im nördlichsten Amerika sind so die mongolischen Eskimo und die Indianer zu einer Mischrasse zusammengewachsen. Ebenso wird für Hochasien, woher ja nach der populären Meinung die Arier gekommen sein sollen, als „Hauptursache der ethnischen Durcheinandermischung" [14]) die Sitte angeführt, die Weiber der Besiegten unter die Sieger zu verteilen und ihre jungen Männer ins eigene Heer aufzunehmen. Beides ist auch in einem großen Teile Afrikas in Übung. Und am Anfang der römischen Sage steht der Raub der Sabinerinnen [15]).

---

[13]) Vgl. K. Haebler „Amerika" in Helmolts Weltgeschichte. 1899, I. Bd. S. 196—199.

[14]) H. Schurtz, „Hochasien und Sibirien" in Helmolts Weltgeschichte. II. Bd., S. 138.

[15]) Nach den Siegen Kaiser Claudius' über die Goten waren alle Provinzen mit germanischen Sklaven gefüllt, jeder römische Soldat erhielt zwei oder drei gotische Frauen zugeteilt. Die späteren Römerheere waren Hauptfaktoren der Rassenmischung. Auch das Puniermädchen, dessen bei Möderndorf gefundener

Der Prozeß der Nationenbildung beginnt erst, wenn ein Teil der Wanderstämme sich seßhaft niedergelassen hat. Vorher können große Stämme nicht entstehen, weil das ständige Nomadisieren, bei dem das Weideland in bestimmtem Kreislauf gewechselt wird, das Zusammenbleiben großer Massen von Vieh auf dem dürftigen Steppenboden nicht duldet und der Bevölkerungszuwachs daher nur zur Abspaltung neuer Stämme führt, die sich ein anderes Gebiet suchen. Wo aber üppiges Kulturland vorhanden ist, da können viele Nomadenstämme, zu einer „Völkerwanderung“ vereinigt, brandschatzend durchziehen. Übrigens sind auch die Hunnen zuerst in vielen kleinen, voneinander unabhängigen Stämmen eingebrochen und wurden erst später durch einen großen Kriegsmann vereinigt. Daß China den Weg nach Osten versperrte, brachte die Völkerlawine nach Westen ins Rollen, wobei sie alle ihr im Wege liegenden Völker mitriß. Germanen und Slawen kämpften auf hunnischer Seite und vermischten sich mit Mongolen[16]. Mehrere Menschenalter dauerte die erste Mongolenherrschaft, die in einem großen Teil Europas Spuren zurücklassen mußte. In diesem Falle war die Macht der römischen Kultur imstande, den Nomaden wieder zu vertreiben. Der typische Verlauf ist aber anders. Der Wohlstand des Ackerbauers zieht den rohen aber kräftigeren Nomaden an, der die Seßhaften unterjocht und zu zinspflichtigen Hörigen oder zu Sklaven macht. Bald beginnt die Verschmelzung beider Rassen. Der kriegerische Herrenstamm reibt sich in fortwährender Fehde auf, der Un-

---

Grabstein es galant „Musarum amor et Charitum voluptas“ nennt, mag einen Offizier begleitet haben.

[16]) Auf Kriegszügen und Wanderungen schließen sich oft freiwillig oder gezwungen verschiedene Rassen zusammen. Die Kimbern und Teutonen waren eine keltisch-germanische Mischung, wie die keltischen Namen ihrer Könige und der Umstand beweisen, daß die Römer sich gegen sie keltisch redender Spione bedienten. — Mit den Vandalen und Sueben wanderten die Alanen, ein Kaukasusvolk nichtgermanischer (wahrscheinlich auch nichtarischer) Sprache. Zwischen Ostgermanen und Sarmaten kamen völlige Verschmelzungen zustande, ebenso zwischen Goten und Arabern in Spanien.

freie, der dem zivilisierteren Stamm angehört, weiß sich den Fürsten unentbehrlich zu machen und steigt an ihrem Hof als Dienstmann oft über den Freien empor, wie Tacitus von den Germanen berichtet. Aus den erobernden Herren und den Weibern der Unterjochten entsteht eine Mischrasse, die allmählich beide Stämme in sich aufsaugt. Bald aber reizt der neue Wohlstand wieder den umherschweifenden Nomaden, neuer Einfall, neue Unterjochung und Verschmelzung setzen den Kreislauf fort. Schließlich gelingt es auf günstigem Boden, wo weite Ebenen sich dehnen und die Rodearbeit von Generationen den verkehrhemmenden Wald beseitigt hat, einem Reitervolk, ein großes Reich zusammenzuraffen, aus dem dann eine Nation wird. Je weiter die Amalgamierung der kleinen Stämme vorgeschritten ist, desto leichter ist die weitere Konzentrationsarbeit. Ein Kriegsheld vereinigt für eine oder mehrere Generationen ein Weltreich, das freilich nur mit dem Schwert gewonnen und ohne inneren organischen Zusammenhang unter seinen Nachkommen leicht wieder zerfällt und dessen Teile in neue Völkerkombinationen eintreten. Die großen Reiche arbeiten mit großen Mitteln an demselben Prozeß der Amalgamierung. Das beste Mittel, unruhige Besiegte zu bändigen, ist die Losreißung vom Heimatsboden und die Verpflanzung in eine fremde Umgebung, wo sie bald der Aufsaugung durch friedliche Völker unterliegen. Der freigewordene Boden wird mit Fremden kolonisiert. Die Verpflanzung der Juden nach Babylon ist das bekannteste Beispiel der Weltgeschichte, dessen größte Folge die Entwicklung des Christentums war. Schon vorher hatte Sargon die Israeliten in Assyrien und Medien, also mitten im arischen Sprachgebiet, angesiedelt, derselbe Herrscher versetzte wiederholt ganze Völker von den äußersten Grenzen seines Reiches an das entgegengesetzte Ende. Noch Größeres haben darin die Chinesen geleistet[17]), die jetzige Einheit ihres Typus ist wesentlich die Folge der planmäßigen Durcheinandermischung

[17]) Vgl. Ratzel, Völkerkunde. II. Bd., S. 642, 649.

der Völker. Hiezu kommt die Kolonisation, die Anlegung von *„Militärgrenzen" gegen das Nomadentum, die in stetiger Vorwärtsbewegung begriffen sind.* Was China, Griechenland und Rom darin geleistet haben, ist bekannt. Karl der Große führte während der 20 Sachsenkriege wiederholt je ein Drittel der Gesamtbevölkerung, jedesmal Zehntausende von Sachsen, mit sich fort[18]) und siedelte sie in entfernten Reichsteilen an; ihr Land wurde mit Franken und heidnischen Slawen, die Karl gegen die Sachsen geholfen hatten, besiedelt. Das seit tausend Jahren deutsche Sachsen wurde gerade durch Karl, den man oft als „nationalen" Staatsmann preisen hört, zum größten Teile slawisiert[19]). Im Lager zu Hollenstedt verlieh er u. a. „alle Sachsengaue jenseit der Elbe" den slawischen Abodriten. Seit den ältesten Zeiten ist kein Krieg ohne Folgen geblieben, die auf Rassenmischung hinwirkten[20]). Als Kuriosum wollen wir bloß erwähnen, daß noch 1795 ein Regiment mohammedanischer Tataren in preußische Dienste trat und in den neugewonnenen Provinzen angesiedelt wurde. Auch Karl IV. begünstigte die Einwanderung von Mohammedanern in Böhmen; im Kanton Wallis hat sich bis heute der sarazenische Typus erhalten, den einst arabische Eroberer des Landes getragen hatten.

Weltgeschichte und Rassenmischung.

An dieser Stelle sei auch die soziologische Rassentheorie Ludwig Gumplowicz' erwähnt, der die fortwährende Verschmelzung von Rassen in anschaulicher Weise als Hauptinhalt der Geschichte auffaßt. Ein großer Teil seines Werkes enthält den Versuch, die Annahme der Abstammung der Menschenrassen

[18]) Vgl. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. III. Bd., 1883, S. 1043, 1058, 1061, 1066, 1106.

[19]) Vgl. Dahn, S. 1008, 1019, 1061, 1105. Selbst Chamberlain (Grundlagen des XIX. Jahrh. II. Aufl., S. 514) preist die „eminent deutschnationale Gesinnung" und die Germanisierungstendenz (!) Karl des Großen, was Dahn schon in nachdrücklicher Weise abgewiesen hat.

[20]) Über die Ansiedlung bulgarischer und sarmatischer Stämme in Italien durch die Longobardenkönige Alboin und Grimoald vgl. Dahn IV. Bd., S. 206, 254.

von einem oder wenigen Stammvätern (Monogenismus) zu *widerlegen und die polygenistische Theorie zu befestigen. Die gegenwärtigen Rassen haben sich aus einer Unzahl von kleinen Stämmen verschiedener Abstammung gebildet, in deren* Amalgamierung der geschichtliche Prozeß besteht. Gumplowicz verwirft die herkömmlichen linguistischen und anthropologischen Rasseneinteilungen, in denen er nur den Ausdruck monogenistischer Denkgewohnheiten sieht.

Rasse ist vielmehr ein historisches und rasch wechselndes Gebilde, eine durch Blutkreislauf (connubium), Kulturgüter und daraus entspringende „syngenetische Gefühle" verbundene soziale Gemeinschaft. Was heute als Rasse sich feindlich gegenübersteht, ist in kurzer Zeit vielleicht schon zu einer neuen Rasse verschmolzen und gegen andere in feindlichem Gegensatz, bis auch diese Rasse nach einiger Zeit einem Erobervolk unterliegt und in den Schmelztiegel der Amalgamierung kommt. Denn die „Weisheit der Natur" hat vorsorglich das Gefühl des Rassenhasses in die Brust des Menschen gelegt. Der wichtigste Unterschied zwischen Tier und Mensch ist die nur dem letzteren in den verschiedensten Formen zukommende Fähigkeit der Beherrschung und Ausbeutung anderer[21]). Auf diese Ausbeutung anderer, sei es durch Auffressen, Versklavung oder durch Handel, Tribute usw., geht seit jeher das menschliche Streben aus, das heute noch dem Krieg zugrunde liegt. Der Kernpunkt ist aber, daß dieser Ausbeutungstrieb immer gegen die Fremden gerichtet ist, also als Rassenhaß auftritt und zur Unterwerfung der schwächeren Stämme und Staaten führt. Sobald der Sieger sein Ziel erreicht hat, sucht er diese Herrschaft zu festigen, der Staat, die Verwaltung, die National-

[21]) Dies ist nicht richtig. Auch unter Tieren kommen Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse vor, wie das Beispiel der Ameisen beweist. Andererseits findet sich aber auch schon im Tierreich soziales Zusammenleben und gegenseitige Sympathie, selbst zwischen artfremden Individuen. Vgl. Kropotkin, Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung. Deutsche Ausgabe 1904.

idee sind nur Mittel zu diesem Zweck, wenn schließlich auch einiger Vorteil aus der Aufrechthaltung der Ordnung den Beherrschten zufällt. Auch die Klassen- und Berufsteilung geht nach Gumplowicz auf ursprüngliche Rassenverschiedenheiten zurück, die nur im Interesse der Herrschaftsbefestigung mit dem Schleier der Nationalität bedeckt wurden, meist indem der schlaue Sieger die Sprache der Besiegten annahm. Gumplowicz ist aber weit entfernt von der Heuchelei jener, die die Unterdrückung noch als Wohltat für die Bedrückten hinstellen wollen. Die moralische Beurteilung liegt ihm überhaupt ganz fern, alle Menschenrassen scheinen ihm gleich miserabel, roh, herrschgierig und von Rassenhaß beseelt. Aber dieser Haß ist das Werkzeug der Natur in dem großen Amalgamierungsprozeß, der Rassenkampf ist die Geschichte. Einen Zweck hat diese Amalgamierung freilich — für uns wenigstens — nicht. Ein wesentlicher Kulturfortschritt ist der Menschheit nicht beschieden, der ewige Kreislauf der Unterjochung und des Unterjochtwerdens ist ihre Bestimmung. Die pessimistische Weisheit des Predigers: „Alles ist eitel" erscheint denn auch Gumplowicz als die höchste dem Menschengeist erreichbare, als der wesentliche Gewinn der Soziologie.

Man kann dieser mit kühnem Schwung und unbarmherziger Offenheit vorgetragenen Geschichtstheorie einen gewissen Wahrheitsgehalt nicht absprechen. Aber Gumplowicz übertreibt den Rassenhaß, er hält die Ausbeutungstriebe des Menschen für angeboren und immanent, während meist äußere Verhältnisse den Menschen zum Herren und Krieger machen. Solange der Lebensspielraum in Fülle vorhanden ist, liegt kein Grund zur Ausbeutung vor.

Die Kämpfe der Naturvölker gehen um Weideland, Vieh und Weiber. Im dürren Australien ist es das Wasser, das die meisten Fehden verursacht, der Feind wird — angeblich aus Mangel an Wild — gefressen. Wenn aber der Bungabunga-Baum reichlich Früchte trägt, so daß Überfluß vorhanden ist, gestattet man auch fremden Stämmen mitzuessen.

Mit Recht sagt Ratzel von den Verhältnissen Amerikas: „Der Rassenkampf ist vor allem ein Kampf um Land." Bei den Indianern finden sich merkwürdige Beispiele von Symbiose ganzer Stämme, die auf Arbeitsteilung beruht[22]). Der eben angeführte Forscher sagt: „Es darf hervorgehoben werden, daß es auch friedliche Völker und friedliebende Herrscher unter Naturvölkern gibt. Vergessen wir nicht, daß die blutigsten und verderblichsten Kriege der Naturvölker nicht die waren, die sie untereinander, sondern die, die sie mit den Europäern führten und daß nichts Gewalttätigkeit und Grausamkeit in so hohem Grade unter ihnen angefacht hat, als der durch die Gewinnsucht höher zivilisierter Fremden angeregte Sklavenhandel mit seinem schauderhaften Gefolge von Sklavenjagden." In den zahlreichen Kurganengräbern Rußlands fehlen Waffen ebenso, wie in manchen anderen prähistorischen Stätten. Die Eskimos in der Baffinsbai verstehen nach Roß gar nicht, was Krieg ist, doch gilt dies nicht von allen übrigen Eskimos. Wir wollen mit diesen Bemerkungen keineswegs die unleugbare Tatsache des chaotischen Kampfes, wie ihn Gumplowicz schildert, in Abrede stellen, sondern nur das Motiv des angeborenen Rassenhasses. Die Not des Lebens, das Bedürfnis nach Land, Weibern, Sklaven, Vieh usw. erzeugt den Kampf. Dieser ökonomische Untergrund der Triebe wird von Gumplowicz nicht genügend betont. In dem neuzeitlichen Völkerhaß freilich spielt wieder das ökonomische Moment vielfach nicht jene Rolle, wie meist angenommen wird. Der Herrschtrieb waltet vor und führt zu Zuständen, die das Fortschreiten der Menschheit in Frage stellen. Wir schließen uns hier Treitschke an, der sagt: „Die Richtigkeit der Idee von dem Fortschreiten der Menschheit läßt sich überhaupt nicht durch die theoretische Vernunft erweisen, ebensowenig wie ein Beweis für das Dasein Gottes oder für die Richtigkeit optimistischer oder pessimistischer Weltanschauung geführt werden kann. Hier spricht das Gewissen

---

22) Ratzel, Völkerkunde. 2. Aufl. 1894/5. I. Bd., S. 335, 468, 563.

das letzte Wort. Allein aus dem Drang des Gewissens nach persönlicher Vervollkommnung geht die Überzeugung hervor, daß auch die Menschheit als Ganzes diesen Drang besitze.“

Die Sprache kein Rassenzeichen.

Es ist klar, daß die geschilderte geschichtliche Bewegung nicht ohne Einfluß auf die Sprache sein konnte. Solange noch nicht die Schrift und höhere Kultur die Sprache zu fixieren streben, ist sie ja viel flüssiger, als wir denken. Die Römer brauchten, um sich mit den 300 Stämmen des kleinen Kolchis zu verständigen, nach Plinius 130 Dolmetsche, das Neugriechische soll 70 Dialekte haben, man kennt Sprachen, die sich auf kleine Stämme von einigen Familien beschränken und den Nachbarn unverständlich sind. Die Sprache ändert sich auch ohne Rassenmischung, vor allem dort, wo Gebirge und Wald isolierend wirken. Manchmal kann die Ursache nicht festgestellt werden. In Amerika zählte man trotz der wenig dichten Urbevölkerung in etwa 100 Sprachgruppen 1000 verschiedene Sprachen und Dialekte. Daß sich kein großer amerikanischer Sprachstamm gebildet hat, wie der arische in Europa, der mongolische in Asien, ist wohl dem Fehlen von erobernden Nomadenvölkern zuzuschreiben, die die Amalgamierung besorgt hätten. Amerika besaß vor allem kein Haustier, das dem Nomaden hätte dienen können. Das einzige Lama Südamerikas konnte das Fehlen von Rind, Pferd, Schaf und Schwein nicht gutmachen. Aus dem Mangel dieser wirtschaftlichen Grundlagen erklärt sich wohl die sprachliche, staatliche und kulturelle Zersplitterung Amerikas, das (abgesehen von dem noch ungünstiger gestellten Australien) allein dem Europäer keine widerstandsfähige Rasse entgegensetzen konnte und so das Entstehen einer „neuen Welt“ ermöglichte. Amerikanische Sprachforscher halten es für bewiesen, daß Stammgruppen, deren Trennung in eine sehr junge Zeit fällt, Sprachen sprechen, in denen das Gemeinsame schon fast ganz

überwuchert ist von dem Trennenden[23]). Nicht nur durch Weiberraub, sondern im Stamme selbst haben sich Sprachunterschiede zwischen den Geschlechtern gebildet, so bei den Karayá, wo die Weiber die altertümlichere Form der Männersprache sprechen. Die außerordentliche Ähnlichkeit aller Indianerstämme durch den ganzen Kontinent kontrastiert seltsam mit ihrem Sprachwirrwarr. Es wird immer wahrscheinlicher, daß die Indianer auf der Polynesischen Brücke von Asien gekommen sind und alle Sprachverschiedenheiten durch Isolierung und Mischung sich erst später gebildet haben. Und angesichts der 100 verschiedenen Sprachstämme, die hier eine offenbar einheitliche Rasse spalten, will der unwissende Fanatiker die Zusammengehörigkeit der arischen und semitischen Stämme leugnen, die in Vorderasien und am Mittelmeer in einer Ausdehnung von 60 Graden nebeneinander lagen! Man würde denjenigen für verrückt halten, der behaupten wollte, die Indianer seien aus 100 oder 50 gänzlich verschiedenen Rassen zusammengesetzt. Semiten und Arier aber sind nach der Versicherung unserer Rassengläubigen ganz getrennten Ursprungs. Die größten Wanderungen durfte der Arier ausführen und seinen Typus von Indien bis Skandinavien verbreiten, doch eine unsichtbare Gewalt hielt ihn zurück, irgendein Nebenflüßchen des Tigris zu überschreiten.

Genau denselben Zustand wie in Amerika finden wir anderswo. Auch in Afrika sondern sich die Sprachen viel schärfer als die Rassen[24]), obwohl nomadische Eroberer über weite Gebiete eine oberflächliche Schicht gleicher Sprache gelegt haben. Bleek und Lepsius wollten die sprachliche Verwandtschaft der an der Südspitze Afrikas lebenden Buschmänner, einer der tiefsten Rassen der Welt, mit den Ägyptern nachweisen und ließen diese hellfarbigen Rassen gemeinschaftlich aus Westasien einwandern. Auch in Asien und Europa ist das Bild nicht anders; ein großes Trümmerfeld der verschiedensten

[23]) Vgl. Beispiele für das Folgende bei Ratzel, Völkerkunde. I. Bd., S. 463.
[24]) Vgl. Ratzel, Völkerkunde. Bd. I, S. 665, 666.

Rassen, wo unzweifelhaft Verwandtes durch unendliche Entfernungen getrennt ist, dehnt sich vor unseren Augen. Aber im alten Asien hat der ragende Himalaya auf der einen Seite, die frühe chinesische Zivilisation auf der anderen das Tummelfeld der Nomaden eingeschränkt, das in vorchinesischer Zeit viel größer war, als es je Amerika bot. Der Prozeß der fortwährenden Rassenamalgamierung erklärt eine Tatsache aufs einfachste, die sonst das Wunderbarste und Seltsamste der ganzen menschlichen Entwicklung wäre. Je weiter wir in die Vergangenheit unserer Kulturrassen zurückblicken, desto reicher und feiner wird ihre Sprache. Ein überquellender Formenreichtum, eine verschwenderische Fülle gleichbedeutender Wörter[25]) zeigt sich uns in auffallendem Kontrast zur geringen Entwicklung des geistigen Lebens. Wie dürftig stehen unsere heutigen germanischen Dialekte, an ihrer Spitze das völlig abgeschliffene Englische, gegenüber den altgermanischen Sprachen da! Diese rätselhafte Erscheinung läßt sich nur damit erklären, daß häufige Rassenmischungen in alter Zeit zur fortwährenden Bereicherung der Sprache geführt haben. Solange noch verschiedene Elemente im Volksgemenge bestanden, konnte die ganze Masse der Sprache sich erhalten, erst lange nach völliger Verschmelzung kam es zur Auswahl des Notwendigen. — Es ist daher auch ganz unmöglich, aus der Sprache auf den geistigen Wert ihrer Träger zu schließen[26]). „Während das wilde Jägervolk der

---

[25]) Nach Herder hätten die Araber 50 Worte für den Löwen, 80 für den Honig, 200 für die Schlange und 1000 für das Schwert — wovon eine Zahl natürlich bloß poetischer Ausdruck sein wird. Adelung (Älteste Geschichte der Deutschen usw. 1806. S. 311—316) stellt 112 Grundwörter für „Pferd" aus den verschiedenen germanischen Sprachen zusammen, ohne, wie er sagt, damit den Reichtum zu erschöpfen. — Vgl. ferner Ratzel, I. S. 318 über die Herkunft der Synonyme in australischen Sprachen.

[26]) Max Müller führt das verächtliche Urteil Darwins über die Feuerländer an. „Beim Anblick solcher Menschen," heißt es u. a. „kann man sich schwerlich einreden, daß sie Mitmenschen und Mitbewohner derselben Erde seien. Ihre Sprache verdient kaum den Namen artikuliert." Kapitän Cook verglich sie mit dem beim Räuspern entstehenden Geräuschen. Später stellte sich aber

Buschmänner eine fein gebaute, reiche Sprache spricht, finden wir die nach entwicklungs-theoretischen Ansichten einfachste Sprache, die flexionslose chinesische mit ihren 450 wie Steine eines Geduldspiels aneinander zu setzenden und wieder aufzulösenden und dabei immer unverändert, eigentlich unorganisch bleibenden Wurzelwörtern, bei dem Volke, das die höchste und dauerndste Kultur Asiens entwickelt hat[27])." (Ratzel.) Die Geschichte aller Erdteile bietet uns zahlreiche Beispiele einer schnellen Sprachübertragung. Keineswegs nimmt der Besiegte immer die Sprache des Siegers, das niedrigere Volk die höherentwickelte Sprache an. Sehr häufig findet das Gegenteil statt, denn der Unterworfene hat kein Interesse und vielleicht auch nicht die Ausdauer, die Sprache seines Herrn zu lernen, Volksschulen — heute ein beliebtes Mittel der Entnationalisierung — existieren nicht, so bleibt dem Sieger, der ja meist nur eine kleine Minderzahl unter der großen Masse der Unterworfenen bildet, nichts übrig, als sich die Sprache dieser anzueignen, um herrschen zu können. Schon seine Kinder, die mit den

---

heraus, daß sich ihr Wortschatz auf etwa 32430 Worte belaufe, was immerhin recht viel sagt, wenn man bedenkt, daß die ganze reiche Welt, über die Shakespeare verfügte, mit ungefähr 15000 Worten sich bemessen läßt. Auch ihre physische Defiguration erwies sich durch eine eingehende Untersuchung Virchows als völliger Irrtum. — (Zitiert nach Th. Achelis, Moderne Völkerkunde 1896.)

[27]) Über die chinesische Sprache sagt Misteli: „Eine Sprache, die eine so hohe Zivilisation anregte oder mindestens begleitete, die ebensowohl dem kräftigsten Selbstbewußtsein gegenüber dem Tyrannen würdigen Ausdruck geben konnte, als sie sich zu erhabenen Untersuchungen über die sittlichen Verhältnisse des menschlichen Zusammenlebens, über das erste und höchste Wesen und den Ursprung des Alls anbot, die aber auch für Gefühl, Feinheit, Grazie, Geist, Witz, Humor geeignete Darstellungsmittel besitzt: eine solche Sprache ist um so mehr der Untersuchung wert, je weniger sie nach gewöhnlicher Vorstellungsweise die Mittel zu so hoher Wirksamkeit zu haben scheint. Der Kontrast zwischen den Mitteln und den Leistungen der chinesischen Sprache ist eine in der Sprachgeschichte ganz einzige Erscheinung." (Misteli, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus. 1893, S. 156.)

Kindern der Knechte aufwachsen, sprechen sie, und die Enkel beginnen die Sprache des Siegers zu vergessen. Am häufigsten unterliegen aristokratische Eroberer, deren Herrschaft sich nur *auf ihr Schwert und die Arbeit der Unterjochten stützt, dem Sprachwechsel, doch auch Kolonisten haben Beispiele geliefert.* Die Spanier in Südamerika haben an manchen Orten indianische Dialekte angenommen und ihre Sprache vergessen, die Russen in Sibirien sprechen teilweise burätisch und jakutisch. Die erobernden Normannen vertauschen in Frankreich ihre Sprache gegen das Französische, in England das Französische gegen das Angelsächsische. Die Franken in Gallien, die Langobarden in Italien und die Goten in Spanien nehmen das Vulgärlatein an, die mongolischen Herrscher Chinas das Chinesische, die türkischen Persiens das Persische. — Anders verlief oft der Prozeß, wo nicht ein ritterlicher Grundadel, sondern Bauernkolonisten und eine feste Bureaukratie das Land besetzten. Durch diese beiden Mittel gelang es Rom, seine Sprache fast überall in kürzester Zeit durchzusetzen. Das iberische Spanien und das keltische Gallien sprechen heute noch die Sprache, die ihnen Rom gegeben hat, der Germane, der in beiden Ländern ebensolange herrschte, wie Rom, gab seine eigene Sprache gegen die fremde auf. Britannien war ebenso römisch wie Gallien. Gildas, ein Zeitgenosse der angelsächsischen Eroberung, sagt „ita, ut non Brittania, sed Romana insula diceretur". Hier siegte die germanische Sprache. In der Verbreitung seiner Sprache über fremde Rassen hat Rom einen ebenbürtigen Rivalen: China. Mancher enge Verwandte der „Arier" spricht heute Chinesisch. Die Westtürken gehören anthropologisch nicht zu den Turkvölkern, deren Sprache sie reden, sondern zu den nächsten Verwandten der weißen Arier. Viele slawische Elemente des Balkans haben den Islam und die türkische Sprache angenommen. Die Bulgaren wieder waren ein finnisch-turanischer Stamm, also den Türken nahe verwandt, die die Sprache und Nationalität der von ihnen unterworfenen Slawen annahmen und be-

wahrten. In den Balkankämpfen standen Rassentürken auf slawischer und noch viel mehr echte Slawen auf türkischer Seite. Trotz der aristokratischen Natur ihrer Eroberung haben die Araber ihre Sprache überall durchgesetzt, was wohl damit *zusammenhängt, daß sie auch als Kulturträger und Verbreiter* des Korans auftraten, der für die Unterworfenen meist das Mittel zur Höherentwicklung wurde. Die Fellahs, die die altägyptischen Gesichtszüge und die hamitische Rasse gut bewahrt haben, sprechen ebenso arabisch, wie die der weißen Rasse angehörenden Berber und die Neger Nubiens — alle aber glauben arabischer Abstammung zu sein und rühmen sich derselben. Schon erwähnt wurden die Bantus, die ihre Sprache über ein riesiges Gebiet verbreitet haben, das die verschiedensten Rassentypen umschließt. — Die Iren haben größtenteils das Englische angenommen, doch wurden auch Angelsachsen keltisiert und sprechen Irisch. Die keltische Sprache, die einst einen großen Teil Europas beherrschte, ist fast überall untergegangen, ihre Träger aber blieben. Die nichtarischen Räter der Alpen sprechen Deutsch oder Romanisch, die den Rätern verwandten Etrusker Italienisch. Die Negersklaven haben sich die englische, französische, dänische, spanische Sprache der Herren in verdorbener Form angeeignet. Ein Teil der Urbewohner Indiens hat arische Sprachen angenommen. Und so weiter[28]).

[28]) Vgl. zahlreiche Belege bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker. I. Bd., 1877, S. 284 ff., der jedoch die Bedeutung der Sprache als Rassenmerkmal überschätzt. Ein interessantes Beispiel gibt er S. 287, wo die Ungewißheit angeführt wird, die lange bezüglich der spanischen oder indianischen Abkunft eines südamerikanischen Stammes herrschte. Viele weitere Beispiele gibt auch Dirr (zitiert bei Wirth a. a. O. S. 129 ff.). — Ein wichtiger Umstand ist folgender: Namen von Kulturprodukten u. dgl. können entlehnt werden, denn man hört sie ja stets aus dem Munde des fremden Händlers. Ortsnamen dagegen erhalten sich nur dann, wenn die neue Bevölkerung die alte vorfindet, sich mit ihr vermischt und von ihr die fremden Wörter lernt. So beweist das Fortklingen keltischer, rätischer, romanischer, slawischer Namen von Bergen, Flüssen, Orten im deutschen Gebiet, daß auch die früher herrschenden Rassen noch unter uns leben. — Dahn, der dieses Argument anführt, gibt zahlreiche Belege hierfür. (A. a. O. I. Bd., S. 9, 25 ff., III., S. 12, 17 ff.)

Mit Recht sagt Dirr: „Es gibt wenige, vielleicht gar keine Völker, die nicht ihre Sprache im Laufe der Geschichte gewechselt hätten. Manche mehrmals.“

Häufig werden Sprachübertragungen mit Rassenmischungen verbunden sein, doch sind beide Erscheinungen nicht unbedingt aneinander gebunden. Die überwiegende Masse der französischen Sprache ist lateinisch, das keltische Element ist der Wortzahl nach sehr gering, obwohl es vor allem die Veränderung der Aussprache bewirkt haben mag. Nichtsdestoweniger war der römische Blutzusatz wohl nur sehr gering[29]), die weitaus größte Zahl der heutigen Franzosen ist keltischer, vorkeltischer und germanischer Abstammung. Auch lange Zeit ist nicht erfordert. Die Romanisierung Galliens erfolgte in wenigen Jahrhunderten, die Normannen Rollos sprachen schon nach 100 Jahren nur mehr Französisch, in weiten Gegenden Norddeutschlands herrscht heute das Deutsche ausschließlich, wo noch vor einem Jahrhundert das Slawische weit überwog[30]).

Der bloße Kultureinfluß kann Sprachwandlungen bewirken, ohne daß Unterjochung nötig wäre. So verdrängte das Westaramäische das Hebräische aus Palästina, und vielleicht wäre ihm das Griechische gefolgt, wenn nicht die gewalttätigen Unterdrückungsversuche gegen die Juden die nationale Reaktion erzeugt hätten. Schon hatte die griechische Bibel die hebräische in weiten Kreisen verdrängt.

Die große Rolle der Wanderungen und Eroberungen in der Sprachbildung wird auch durch rein linguistische Momente bestätigt. Die „Wellentheorie“ Johannes Schmidts hat die alte

[29]) Nach Brachet stammen im heutigen Französisch: 3800 Worte aus dem Lateinischen, 420 sind germanischen, 650 unbekannten, bloß 20 keltischen Ursprungs, die übrigen verteilen sich auf italienisch, provençalisch, spanisch, englisch, deutsch, slawisch, semitisch, amerikanisch usw.

[30]) Vgl. Fouillée, Psychologie du peuple français, 1898, S. 159, und Fustel de Coulanges a. a. O. S. 63, 70. „La population italienne ou latine ne s'établit jamais en Gaule. Ce qu'il y vint de Romains fut imperceptible. Ce n'est donc pas l'infusion de sang latin qui a transformé la Gaule.“

„Stammbaumtheorie“ verdrängt. Schmidt zeigte[31]) an einem reichen sprachlichen Material, daß die Glieder der arischen Sprachen nicht in einem direkten Abstammungsverhältnis stehen. Jede Sprache hat in verschiedenen Beziehungen verschiedene Nachbarsprachen zu näheren Verwandten als alle übrigen. In manchen Stücken hängt also das Slawisch-lettische mit dem Arischen (Sanskrit, Zend), in anderen wieder mit den nordeuropäischen Sprachen enger zusammen. Einesteils berührt sich das Lateinische mit dem Keltischen, andernteils mit dem Griechischen, schließlich dieses mit dem Arischen. Schmidt erklärt dies folgenderweise:

„Wollen wir nun die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen in einem Bilde darstellen, welches die Entstehung ihrer Verschiedenheiten veranschaulicht, so müssen wir die Idee des Stammbaumes gänzlich aufgeben. Ich möchte an seine Stelle das Bild der Welle setzen, welche sich in konzentrischen, mit der Entfernung vom Mittelpunkte immer schwächer werdenden Ringen ausbreitet. Mir scheint auch das Bild einer schiefen, vom Sanskrit zum Keltischen in ununterbrochener Linie geneigten Ebene nicht unpassend. Sprachgrenzen innerhalb dieses Gebietes gab es ursprünglich nicht; zwei voneinander beliebig weit entfernte Dialekte desselben, A und X, waren durch kontinuierliche Varietäten B, C, D usw. miteinander vermittelt. Die Entstehung der Sprachgrenzen oder, um im Bilde zu bleiben, die Umwandlung der schiefen Ebene in eine Treppe, stelle ich mir so vor, daß ein Geschlecht oder ein Stamm, welcher zum Beispiel die Varietät F sprach, durch politische, religiöse, soziale oder sonstige Verhältnisse ein Übergewicht über seine nächste Umgebung gewann. Dadurch wurden die zunächst liegenden Sprachvarietäten G, H, I, K nach der einen, E, D, C nach der anderen Seite hin von F unterdrückt und durch F ersetzt.

[31]) Vgl. Joh. Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen. 1872.

Nachdem dies geschehen war, grenzte F auf der einen Seite unmittelbar an B, auf der anderen unmittelbar an L, die mit beiden vermittelnden Varietäten waren auf gleiches Niveau mit F auf der einen Seite gehoben, auf der anderen herabgedrückt. Damit war zwischen F und B einerseits, zwischen F und L andererseits eine scharfe Sprachgrenze gezogen, eine Stufe an die Stelle der schiefen Ebene getreten." (A. a. O. S. 27.)

Ein allgemein bekanntes Beispiel für diesen Vorgang bietet die allmähliche Aufsaugung und Ersetzung zahlreicher Dialekte, Sprachen, schließlich Sprachstämme durch den ursprünglichen Dialekt der kleinen Landschaft Latium. Ähnlich wurde das Attische, Neuhochdeutsche, Neufranzösische aus einem Lokaldialekt zur Weltsprache. Wie Schmidt (S. 31) selbst sagt, wirkt natürlich derselbe Vorgang auch innerhalb jedes Dialektes, der aus noch kleineren Teilen zusammenwächst. Die großen Unterschiede zwischen den Sprachen eines Sprachstammes, die oft nur nach der genauesten Untersuchung ihre Verwandtschaft verraten, läßt annehmen, daß manche Sprache durch den widerstrebenden Mund vieler übereinandergeschichteter Rassen gegangen ist, bis sie ihre heutige Gestalt gewann.

Verwandtschaft zwischen dem arischen und anderen Sprachstämmen.

Die vergleichende Sprachforschung weist immer mehr Beziehungen zwischen den großen Sprachstämmen nach, die zweifellos auf Rassenmischungen hindeuten. Hervorragende Sprachforscher der neuesten Zeit vertreten sogar die Ansicht, daß alle Sprachen auf dieselbe Ursprache zurückgehen[32]). Auf zahlreiche Übereinstimmungen zwischen semitischen und indogermanischen Sprachen hat Friedrich Delitzsch schon vor mehreren Jahrzehnten hingewiesen und etwa 50 Wurzelgleichungen aufgestellt. Seither haben neuere Forschungen die arisch-semi-

[32]) Besonders Trombetti; vgl. die eingehenden Darlegungen bei A. Wirth, Rasse und Volk. 1914. S. 65ff., wo zahlreiche weitere Forscher genannt sind.

tische Sprachverwandtschaft immer deutlicher werden lassen. Andrerseits gilt die Verwandtschaft des Semitischen und Altägyptischen für feststehend. Schon der Vater der deutschen Wortforschung, Adelung[33]), hat viele Ähnlichkeiten zwischen dem Türkischen, Deutschen und Slawischen, also zwischen dem uralaltaischen und indogermanischen Stamm bemerkt; von türkisch-deutschen Sprachgleichungen führt er allein 247 an. Später haben Tomaschek, Koeppen[34]) u. a. weitere wichtige Beiträge geliefert. In jüngster Zeit hat A. Wirth zahlreiche Beziehungen zwischen den Kaukasus-Sprachen und dem Indogermanischen angegeben.

Besonders wertvoll ist eine kürzlich erschienene Schrift von Fr. von der Velden[35]), die eng gedrängt ein äußerst umfangreiches und überzeugendes Vergleichsmaterial beibringt. Er kommt im wesentlichen zu folgenden Ergebnissen: „Ein großer Teil des Rohmaterials der Sprache, der Wurzeln, aber auch der Stämme, ist den indogermanischen Sprachen gemeinsam mit nichtindogermanischen Sprachen Asiens und Europas.“ „Daß die semitischen Sprachen mit den indogermanischen einige

[33]) Adelung: Älteste Geschichte der Deutschen 1806, S. 368.

[34]) Tomaschek in der Zeitschrift f. österr. Gymnasien 1875, S. 520; 1878, S. 860. Koeppen, Über die Urverwandtschaft der Indoeuropäer und Finnougrier 1886 (russisch). Deutsches Referat hierüber von Stieda im Archiv f. Anthropologie. XX, 1891, S. 263—272. Er schließt aus der Sprachvergleichung auf gemeinsamen Ursprung der Ugro-Altaier und Arier, den er an die mittlere Wolga verlegt. Gegen die Annahme späterer Entlehnung bemerkt er:

1. Daß die Wörter sehr verbreitet sind und bei allen finnischen Gruppen vorkommen, selbst bei den asiatischen und den Ungarn, so daß sie vor der Trennung der finnischen Stämme schon existiert haben müssen.

2. Viele Wörter drücken sehr einfache Begriffe, Verwandtschaftsgrade und ganz alltägliche Gegenstände aus, deren Bezeichnungen nicht entlehnt zu werden pflegen.

3. Die Wörter zeichnen sich meist durch ihre alte Form aus und finden sich auch im Sanskrit. Ja, einzelne finnische Wörter lauten nur solchen des Sanskrits und Zends ähnlich, wobei Entlehnung infolge der räumlichen Trennung nicht denkbar ist.

[35]) Fr. von der Velden: Über Ursprung und Herkunft der indogermanischen Sprachen und anarische Sprachreste in Westeuropa. 1912.

Wurzeln gemein haben, ist längst klar, außer für den, der es nicht sehen will, und den Zusammenhang der indogermanischen Sprachen mit den uralaltaischen kann, wie Hommel sich ausdrückt, nur ein gänzlich Verbohrter leugnen." Fr. von der Veldens Arbeit erstreckt sich ferner auch auf die Zusammenhänge der indogermanischen mit den kaukasischen und nichtarischen Sprachen Indiens; ja sogar zwischen Negersprachen (Bantu) und dem Indogermanischen werden zahlreiche Beziehungen aufgedeckt, die einen Zweifel gar nicht zulassen. Besonders stark sind nichtarische Bestandteile in den Alpen verblieben, wie eine Untersuchung des bayrischen Dialekts und des romanischen Patois der Schweiz zeigt. Auch die Anthropologie, Vorgeschichte und die antike Überlieferung bestätigen, daß den Grundstock der Alpenbevölkerung nichtindogermanische Rassen bildeten, die nur oberflächlich germanisiert wurden. „Ein schwer zugängliches und wegen seiner Unfruchtbarkeit wenig begehrtes Gebirgsland zeichnet sich dadurch aus, daß Änderungen in der Blutmischung der Bevölkerung und in der Sprache viel langsamer auftreten. Dieselben Sprachen, deren Reste in den Alpen anzutreffen sind, wurden einst auch im umgebenden Hügel- und Flachland gesprochen, sind aber dort längst durch neue Völkerwellen weggeschwemmt oder bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden." Die Hochgebirge sind daher auf der ganzen Welt „Völkermuseen", in denen die Reste früher mächtiger Rassen aufbewahrt sind. Ihr Blut lebt unter uns weiter, ihre Sprachen sind verschwunden. Fr. von der Velden folgert aus seinen mit überwältigender Beweiskraft wirkenden Vergleichen: „Die Träger der indogermanischen Grundsprache sind hervorgegangen aus demselben Menschenmaterial, aus dem sich die Semiten, die Uralaltaier usw. entwickelt haben, denn sie haben frühe Stadien der Sprache gemeinsam mit ihnen durchlebt. Außerdem aber sind die indogermanisch sprechenden Völker in Berührung und Mischung mit nichtindogermanischen geblieben, wie die Entlehnungen herüber und hinüber beweisen; nicht nur die Entlehnungen von Sprachbestandteilen,

sondern auch von Mythen, religiösen Anschauungen und Fabeln, die ja in der ganzen Welt wiederkehren." Auch die Anthropologie führt zu demselben Resultat. „So liefert die somatische Betrachtung eine Bestätigung für die auf sprachlichem Wege gefundene Erkenntnis, daß die indogermanischen Völker sprachlich wie körperlich im Anariertum wurzeln, allerorten mit ihm durchsetzt sind und ihm körperlich und geistig näher stehen, als sie im westeuropäischen Dünkel zuzugeben geneigt sind."

V. „Arier“ und „Nichtarier“ in Europa.

Der Umstand, daß die meisten europäischen Völker heute indogermanische Sprachen reden und eine große Übereinstimmung der Kulturentwicklung aufweisen, hat den fast allgemeinen Glauben erweckt, daß unser Erdteil überwiegend von einer einheitlichen Rasse „arischer“ Herkunft bewohnt werde, der nur unbedeutende fremde Bestandteile beigemengt worden seien. Weiters wird der Schluß gezogen, daß die moderne Kultur größtenteils eine Schöpfung dieser arischen Rasse sei und daß infolgedessen die Arier — worunter der populäre Sprachgebrauch alle Indogermanen versteht — sämtlichen anderen Rassen im selben Maße überlegen seien, als unsere Kulturhöhe jene anderer Zeiten überrage. Diese Meinung beherrscht nicht nur den kulturellen Gesichtskreis eines sehr großen Teiles der Gebildeten und Halbgebildeten, sondern ist auch zu einem politischen Dogma geworden, das in manchen Ländern den Stil des öffentlichen Lebens bestimmt. — Wissenschaftlich beurteilt kann dieser Glaube freilich nicht mehr Wert beanspruchen, als die Vorstellung der Franzosen des XVIII. Jahrhunderts, von den Trojanern abzustammen oder die Spekulationen bibelfester Engländer, die ihre Abkunft auf die verlorenen Stämme Israels zurückführen.

Prähistorische Rassenzusammenhänge.

Es wird tatsächlich fast stets übersehen, ein wie großer Teil Europas noch in historischer Zeit von Völkern nichtarischer Sprachen bewohnt war, die größtenteils andere Sprachen angenommen haben, deren Nachkommen aber heute noch unter

uns leben, ja höchstwahrscheinlich den größeren Teil der Bevölkerung Europas bilden. Die Wanderungen der indogermanischen Stämme waren ja nur eine kleine Teilerscheinung in dem Hin- und Herwogen der Völker zwischen Europa, Asien und Afrika.

In den ältesten Zeiten hat eine auf sprachliche Momente gestützte Rassenscheidung, wie die Trennung von Ariern und Nichtariern, überhaupt keinen Sinn, da das Sprachvermögen des Menschen damals wohl noch gar nicht entwickelt war. Doch sei darauf hingewiesen, welche Vielheit der Rassentypen die prähistorische Forschung in Europa aufgedeckt hat. Die älteste bis jetzt in unserem Weltteil nachgewiesene Menschenart bildete die Neandertalrasse, deren Gorillaähnlichkeit Klaatsch hervorhebt. Sie kam wohl aus Afrika. Ihr folgt in der Aurignacienzeit eine höher entwickelte, wohl aus Südasien stammende Rasse, die gewisse Anklänge an den Bau des Orangutangs aufweist. Aus der Kreuzung dieser beiden Urformen scheint der hochgewachsene, langschädelige Cro-Magnontypus hervorgegangen zu sein, von dem man die nordeuropäische (indogermanische) Rasse ableitet[1]). Der berühmte Anthropologe der Berliner Universität Felix von Luschan hält die Cro-Magnonleute für die gemeinsamen Urväter der Arier, Semiten und Hamiten. Gleichzeitig mit der Cro-Magnonrasse tritt eine zwerghafte Rasse zweifellos afrikanischen Ursprungs auf, von der zahlreiche Überreste von Südfrankreich bis Rußland gefunden wurden[2]). Die

[1]) Vgl. Ludwig Reinhardt, Der Mensch zur Eiszeit in Europa. 1913, S. 304. Das riesig angewachsene prähistorische Material hat in bezug auf Rassenzusammenhänge vielerlei Deutungen erfahren, die hier nicht aufgezählt werden können. — Bloß erwähnt sei, daß der schwedische Anatom Retzius unter den steinzeitlichen Schädeln Skandinaviens fünf verschiedene Typen unterscheidet, so daß anscheinend fast alle Rassen Europas mehr oder weniger zur Bildung des nordischen Volkes beigetragen haben, sogar die primitive Neandertalrasse hat ihre Spuren in den Anwohnern der Nordseeküsten — besonders den Friesen — hinterlassen. (Vgl. K. Claßen, Die Völker Europas zur jüngeren Steinzeit. 1912, S. 51. — Diese inhaltsreiche Schrift wird im Folgenden öfters benützt.)

[2]) Reinhardt S. 259, 267, 336; Claßen S. 8, 43ff.

Skelette aus diesen Fundstätten weisen stark ausgeprägte negroide Merkmale (echte Prognathie, Plattnase, fliehendes Kinn, elliptischer Schädel, Proportionen der Arme und Beine usw.) auf. Überdies besitzen wir aus dieser Epoche eine ganze Reihe aus Elfenbein geschnitzter Figuren und Zeichnungen, welche Menschen mit afrikanischem Typus, insbesonders starker Steatopygie (Fettsteiß), darstellen, so die berühmte Venus von Willendorf (bei Krems in Niederösterreich). Da während des Diluviums Europa und Nordafrika durch eine Landbrücke zusammenhingen, wird von den hervorragendsten Forschern, wie Luschan, Hoernes, Verneau, Sergi, Brinton, Hervé, Claßen u. a. angenommen, daß die Bevölkerung Europas sich nach der Eiszeit stark durch afrikanische Einwanderung ergänzte. Sind doch Mitteleuropa und Nordafrika kaum 1000 Kilometer voneinander entfernt, während der indogermanische und der mongoloide Sprachstamm (abgesehen von neuzeitlicher Kolonisation) in einer Längenausdehnung von 8000 Kilometern herrschte. Zwergrassen sind besonders in den Schweizer Alpen, in Frankreich, im Rheintal bis Worms und in Schlesien nachgewiesen, noch Plinius berichtet von Zwergen in den Alpen und die Volkssagen bewahren die Erinnerung an sie. Auch in der heutigen Bevölkerung finden sich nicht selten Anklänge an den afrikanischen Zwergtypus. Aus neolithischer Zeit ist das Auftauchen einer untersetzten, kurzköpfigen Rasse bemerkenswert, die mit unserem heutigen alpinen Typus übereinstimmt und ihren Hauptsitz in den Alpen und ihren Vorländern (Süddeutschland, Österreich) hat, von wo ein breites, ununterbrochenes Band dieses Typus donauabwärts sich nach Asien hinüberzieht. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß diese Rasse, die die Pfahlbauten bewohnte, aus Vorderasien kam und *nicht* zu den Indogermanen gehörte. Aus Asien brachten sie auch ihre Haustiere und Nutzpflanzen mit; die in den Pfahlbauten vorwiegend gefundenen Formen des Hundes, Rindes, Schafes, Schweines, der Ziege, des Weizens, der Gerste, Hirse usw. lassen sich nur aus wilden Typen Vorderasiens ableiten, erst

später kommen Tierrassen hinzu, die in Europa gezähmt wurden[8]. Luschan erklärt in Übereinstimmung mit den übrigen Autoritäten, auf Grund der Ähnlichkeit alpiner und armenischer Schädel, diese alpine Menschenrasse, die heute einen sehr großen Teil Europas einnimmt, für einen Zweig der Hetiter, die er andererseits auch für einen Hauptbestandteil der Mischung hält, aus der die Juden hervorgegangen seien. Wir werden sehen, daß auch gewichtige sprachliche Umstände dies bestätigen.

Heutige Haupttypen Europas.

Europa ist seit den ältesten Zeiten der Schauplatz ungezählter Völkerwanderungen und Mischungen gewesen. Die heutigen Bewohner Europas, Vorderasiens und Nordafrikas sind daher der Rasse nach eng verwandt, mögen sie nun eine indogermanische, semitische oder finnisch-türkische Sprache reden. Dem Auge des Anthropologen enthüllt sich freilich eine große Zahl verschiedener Typen, die aus den verschiedensten Mischungen hervorgegangen sind. Die drei großen Haupttypen sind folgende:

Im Norden Europas ist der hellpigmentierte, große, langköpfige Typus ansässig, der sich in Skandinavien, Finnland, England und Norddeutschland am reinsten erhalten hat und gegen Süden hin stetig abnimmt. Im Süden, insbesondere in Italien und Spanien, lebt der dunkel pigmentierte, große, langköpfige (mediterrane) Typus. Zentraleuropa ist der Sitz des dunklen, kleinen und breitköpfigen (alpinen) Typus, der in den Alpen vorherrscht, von dort aus Süddeutschland und Österreich überschwemmt hat und selbst bis nach Holland und den Küsten Norwegens gelangt ist, während er nach Osten hin an der Donau entlang in einer breiten Zone nach Asien hinüberzieht, wo er bis China und Japan reicht.

Die Tatsache, daß die Bevölkerung Europas aus den verschiedensten Richtungen zusammengeflossen ist, wird aber

[8]) Vgl. besonders Ludw. Reinhardt a. a. O. S. 370—405.

nicht nur durch Anthropologie und Urgeschichte, sondern auch durch historische und linguistische Zeugnisse bestätigt. Ein kurzer Blick auf die Hauptländer Europas zeigt, daß fast überall der Einfluß einer vorarischen Bevölkerung in der Geschichte, Sprache, Mythe, den Ortsnamen usw. zum Ausdruck kommt. Ihre Sprachen sind größtenteils verschwunden, aber ihre Nachkommen leben ganz zweifellos noch heute unter uns, und auch sie haben an dem Aufbau der europäischen Kultur mitgewirkt.

Die Vorarier in Griechenland.

In Hellas wurzelt unsere Kultur. Wie aber war das wundersame Volk beschaffen, das uns dieses Erbe hinterließ? Die hellenischen Geschichtschreiber wissen viel von den Pelasgern und Lelegern zu erzählen, die vor Zeiten Griechenland bewohnten und eine nichthellenische Sprache redeten. Ganz Griechenland, sagt ausdrücklich Thukydides, hatten einst Barbaren inne. Herodot berichtet, daß noch zu seiner Zeit in einigen Städten pelasgisch gesprochen wurde und daß es eine Barbarensprache war. Und so fort[4]). War man früher geneigt, diese ausdrücklichen Zeugnisse der Alten gering zu schätzen, so hat die neuere Forschung ihre Aussagen vollständig bestätigt. Kretschmer, Kießling, Fick u. a. haben nachgewiesen, daß ganz Griechenland und Kleinasien früher von derselben Bevölkerung bewohnt wurden, die weder indogermanisch, noch semitisch war, sondern eine ganz selbständige Rasse bildete, die wir schon als Hetiter kennen gelernt haben. Lautgesetze, Wortbildung und Wortschatz stimmen dies- und jenseits des Ägäischen Meeres genau überein. Die Erdgeschichte zeigt, daß vor noch nicht langer Zeit an Stelle des Meeres Festland war, dessen Berggipfel in den Inseln erhalten sind. Auf dieser Landbrücke zog der hetitische Stamm nach Griechenland und weiter nach Nordwesten, bis in die Alpen, wo er der Grund-

---

[4]) Vgl. weitere Zeugnisse bei Grote, Geschichte Griechenlands. 1880. (Deutsche Ausgabe I, S. 505, 523 ff.)

stock der heutigen Bevölkerung wurde. Später, als die hemmenden Binnenseen in den Donauniederungen verschwunden waren, erfolgte von Norden die Einwanderung der Indogermanen und die Hellenisierung des Landes. Doch stets blieb Griechenland ein stark gemischtes Land. „Unsere gelehrten Lexikographen,“ sagt Kießling[5]), „betonen selbst, daß ein ansehnlicher Teil des griechischen Vokabulars etymologisch nicht zu fassen ist und jedenfalls nichtgriechisches, fremdes Sprachgut darstellt.“ Besonders auffällig ist dies bei den griechischen Ortsnamen, so daß Heinrich Kiepert erklären konnte, überhaupt nur ein ganz verschwindender Prozentsatz aller hellenischer Ortsnamen sei griechischer Herkunft. Sie sind, wie Kießling hinzufügt, weder aus dem Griechischen, noch überhaupt aus dem Indogermanischen zu erklären, und zwar sind es gerade die bekanntesten Namen, die jeder Erklärung spotten: Athen, Tanagra, Argos, Mykene, Tiryns, Theben, Korinth, Olymp, Parnaß, Larisa u. a. sind wirkliche Fremdworte. Die Übereinstimmung der griechischen und kleinasiatischen Ortsnamen ist offenbar. Der bedeutendste Stamm Kleinasiens, die Karer, haben in Hellas besonders deutliche Spuren hinterlassen, so den Zeus Karios in Böotien, die Burg Karia in Megara sowie den Urkönig Kar dieses Staates, ja Aristoteles berichtet sogar, daß früher in Argolis — dem gegenüber Athen liegenden Teil des Peloponnes — Karer gewohnt haben. Herodot, der selbst ein Ionier war, teilt mit, daß die Ionier früher Pelasger gewesen seien und erst später die hellenische Sprache angenommen hätten, im Gegensatz zu den Dorern, die echte Hellenen seien. Somit wäre, wenn diesem Zeugnis zu trauen ist, gerade jener Griechenstamm nichthellenischer Abkunft gewesen, der den Großteil der griechischen Kultur erzeugt hat und dessen Bedeutung durch die Namen Athen und Homer gekennzeichnet wird.

---

[5]) Kießling, Das ethnische Problem des antiken Griechenlands, Zeitschrift für Ethnologie XXXVII. 1905, S. 1009ff.

Die starke Beeinflussung der Hellenen durch unarische Elemente zeigt sich auch in ihrer Mythologie und ganzen Kultur. „So stolz die Griechen“, sagt Curtius[6]), „auf ihre Autochthonie waren, so knüpften sie dennoch aller Orten die Gründung ihres geselligen Lebens an die Ankunft hochbegabter Fremdlinge, die mit übernatürlicher Kraft und Klugheit das Leben der Menschen in eine neue Ordnung gebracht haben sollen.“ Die semitischen Götter, Kulte und Sagen seien vollständig mit dem griechischen Bewußtsein und der nationalen Kultur verschmolzen, man denke an die Mythen von Kronos, den Titanen, Herakles, Minos, Moloch, selbst der arische Gott Zeus habe einen semitischen Adoptivvater erhalten. — Was der berühmte Geschichtschreiber Griechenlands für semitisch hielt, ist teilweise anderen Stämmen zuzuschreiben, obwohl auch semitischer Einfluß zweifellos groß war. Herodot sagt, von den Pelasgern haben die Hellenen ihre Götter[7]).

Die Wissenschaft des Spatens hat in jüngster Zeit auf Kreta eine ungeahnte Welt hoher Kultur aufgedeckt, die schon im 4. vorchristlichen Jahrtausend beginnt, im 2. Jahrtausend ihren Höhepunkt erreicht und ein Bindeglied zwischen den altorientalischen und ägyptischen Kulturen und dem Griechentum darstellt[8]).

Ihr nächster Ableger ist die mykenische Entwicklung, doch hat sie weit über Griechenland hinaus gestrahlt und ihr Abglanz scheint mitten in unseren Alpen, in der Hallstadtkultur, deutlich auf — übrigens ein neuerlicher Beleg für die vorder-

---

[6]) Curtius, Griechische Geschichte I, 1. S. 40.

[7]) A. Wirth, Der Gang der Weltgeschichte. 1912. S. 127, erklärt eine Reihe griechischer, aber auch semitischer Götter für kasisch, wie er das hetitische Element nennt.

[8]) Hoernes, Kultur der Urzeit. 1912, II. Bd., S. 46—73. Professor Hoernes sagt u. a.: „Die kretisch-mykenische Kultur ist die größte und folgenreichste Erscheinung der Bronzezeit der ganzen Erde. Ihre Fortwirkungen in Zeit und Raum sind noch kaum ermessen.“ Ihr Einfluß zeigt sich nicht nur in einem großen Teil Europas, sondern auch in Armenien, Kaukasien, Persien und selbst in China.

asiatisch-alpinen Zusammenhänge. Die Träger dieser kretischen Kultur, deren farbenprächtige Schilderung man in Wirths „Gang der Weltgeschichte“ nachlesen mag (S. 54 bis 64, 132 bis 134), waren wohl die uns schon bekannten Hetiter, jedenfalls steht ihre nichtarische Art außer Zweifel, wie schon aus den lebenstreuen Gemälden von Volkszugehörigen hervorgeht, die in absolutem Gegensatz zu irgendeinem nordischen Typus stehen. Der berühmte Aufdecker dieses Kulturkreises, Sir Arthur Evans, sagte 1912 vor der Society of Hellenic Studies u. a., längst sei man zu der Ansicht gekommen, daß die griechische Kultur nicht mehr als ein Wunderkind betrachtet werden könne, ihre Wurzeln liegen in der älteren, kretischen Kultur und ihren Ausläufern; der Einfluß dieser Zivilisation auf die Griechenheit könne kaum hoch genug eingeschätzt werden. Auch Heinrich Bulle sagt, daß an Genialität der Auffassung die kretische Kunst der späteren griechischen kaum nachstand. So wird uns auch die Erscheinung Homers verständlich, er ist nicht mehr ein unerklärlicher Anfang, sondern die Vollendung einer langen Kulturentwicklung und die Überleitung zu weiteren, höheren Stufen.

Die Ligurer.

Sehr weit verbreitet war im Altertum der ligurische Stamm, dessen Sprache ganz ausgestorben ist. Ihre Bedeutung erhellt daraus, daß der Geograph Eratosthenes das ganze westliche Europa nach ihnen benannte. In Italien war Ligurien ihr Hauptsitz, wo heute Genua liegt, von da erstreckten sie sich über die Ebene des Po, der ursprünglich den ligurischen Namen Bodincus führte, aber auch nach Süden bis zum Vesuv, dessen Name ebenfalls ligurisch ist. Sie bewohnten ferner einen großen Teil der Alpen, Südfrankreichs und Nordspaniens, wo sie sich mit den Iberern mischten. Tacitus kennt ein weitverbreitetes Volk ihres Namens in Germanien. Zahlreiche Orts- und Flußnamen stammen aus ihrer Sprache, wie Rhein (übereinstimmend mit dem Reno bei Bologna), Bodensee (dieselbe Wurzel, wie Bodincus), Genf (= Genua), Main, Mosel, Worms, vielleicht auch

Vindobona usw.[9]). Nach Fr. Stolz bildeten die Ligurer den Hauptteil der Urbevölkerung Tirols.

Daß die Ligurer keine Indogermanen waren, steht fest, schon Müllenhoff hat dies dargelegt. Übrigens finden antike Schriftsteller selbst ihre Spuren in Vorderasien, von woher sie offenbar kamen. In Italien wurden sie von den Etruskern, in den meisten anderen Ländern von den Kelten zurückgedrängt. Die weite Verbreitung der Kelten, die sich heute noch in zahlreichen Ortsnamen Deutschlands und Österreichs ausdrückt, und das spätere spurlose Verschwinden ihres Namens aus Zentraleuropa, zeigt übrigens auch, wie rasch selbst mächtige Rassen niedergehen.

Die Etrusker.

Von den Etruskern (Tusci, Tyrrheni oder Tyrseni, Turscha der Ägypter) sind uns viele tausende Inschriften, ja ein Buch erhalten, trotzdem ist uns ihre Sprache noch rätselhaft geblieben. Daß sie aber nicht dem indogermanischen Stamm angehörte, gilt heute als vollkommen sicher.

Nach der antiken Überlieferung (vgl. Herodot I. 94) kamen sie aus Kleinasien, ein Teil blieb auf der diesem Lande vorgelagerten Insel Lemnos sitzen, wo auch etruskische Inschriften gefunden wurden. — Ihr späteres Gebiet reichte in Oberitalien von Meer zu Meer, ihr Hauptland war Etrurien, das heutige Toskana[10]), in Süditalien beherrschten sie Campanien. Livius (V. 33) sagt von ihnen, vor der römischen Herrschaft habe sich ihre Macht weit und breit, zu Wasser wie zu Lande erstreckt, so daß beide Meere, die Italien einschließen, nach ihnen genannt wurden, das eine nach dem Gesamtnamen des Volkes das tuskische Meer, das andere das adriatische nach

[9]) Über die Ligurer eingehend Claßen a. a. O. S. 13ff. und Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. 1890/96, III. Bd., S. 173—193.

[10]) Oftmals wurde hervorgehoben, daß gerade Toskana besonders viele Talente hervorgebracht habe. Lombroso schreibt dies den Etruskern zu, während Woltmann, der die Etrusker natürlich für Arier erklärt, darin die Wirkung germanischer Beimischung erblickt.

einer tuskischen Pflanzstadt. In ihrem Ringen mit den Römern war ihnen der Sieg schon zugefallen, als plötzlich ihre Macht zusammenstürzte[11]), da sie gleichzeitig im Norden von den einbrechenden Galliern, im Süden von ihren italienischen Nachbarn wie auf Verabredung gemeinsam angegriffen wurden.

Rom war ihnen eine Zeitlang unterworfen. Die römische Überlieferung berichtet, daß das römische Königsgeschlecht der Tarquinier aus Etrurien gekommen sei, tatsächlich tragen seine Angehörigen Tarquinius (Tarchuns), Tanaquil, Aruns usw. etruskische Namen. Aber der Name „Rom“ selbst, der Fluß Tiber, die Namen der ältesten, römischen Geschlechter gehen auf etruskischen Ursprung zurück. Schulze[12]) sagt hierüber auf Grund sehr umfassender Untersuchungen: „Es drängen sich also in und um Rom die Namen etruskischer Geschlechter in solcher Fülle, daß sie wohl Einfluß auf die Gestaltung unserer Vorstellungen von den Anfängen der ewigen Stadt fordern dürfen. ‚Rom selbst hielten viele Geschichtschreiber für eine etruskische Stadt‘, wie Dionys von Halykarnaß bezeugt. Die sprachgeschichtliche Untersuchung, auf die ich mich hier grundsätzlich beschränke, wird von selbst zu einer Illustration der Sage, die den Äneas mit Tarchon und Tyrsenos verbindet. Der Tiber bei Rom ist in der Tat einmal, wie der Dichter ihn nennt, ein tuskischer Fluß gewesen. Und über den Tiber hinaus sind die etruskischen Geschlechter weit nach dem Süden vorgedrungen und haben den Grund vieler Städte gelegt.“ Die römische Überlieferung selbst betrachtete einen der drei Urtribus, aus denen sich Rom bildete, als etruskisch. In der Kunst und Technik, besonders im Bauwesen, erreichten die Etrusker eine hohe Stufe und waren vielfach die Lehrmeister der Römer. Auch die römische Religion weist den etruskischen Einfluß auf.

---

[11]) Mommsen, Römische Geschichte. 1865, I, S. 334.

[12]) Vgl. Wilhelm Schulze, Zur Geschichte lateinischer Eigennamen. 1904, S. 581. Die von Schulze im Originaltext zitierten Stellen gebe ich deutsch wieder.

Die Wohnsitze des Stammes erstreckten sich auch auf einen großen Teil der Alpen. Wie die römischen Geschichtschreiber mit Bestimmtheit berichten, waren insbesonders die Räter, die Graubünden, Tirol, Vorarlberg, Oberbayern, Kärnten, Krain bewohnten, etruskischer Herkunft. Livius (V. 33) sagt: „Auch die Alpenvölker haben ohne Zweifel etruskischen Ursprung, vorzüglich die Räter, welche durch ihren Wohnort selbst verwilderten, daß sie nichts von ihrem ursprünglichen Zustand, als den Klang ihrer Sprache und auch diesen nicht ganz unverdorben beibehielten.“ Auch Trogus Pompejus berichtet in seinem Geschichtswerk, dessen von Justin verfaßter Auszug uns erhalten ist, über die Abkunft der Räter von den Etruskern (Justin XX. 5)[13]. Diese Nachrichten der alten Geschichtschreiber wurden in unserer Zeit durch die Auffindung zahlreicher etruskischer Inschriften und Gegenstände in Tirol, Kärnten, Krain, Graubünden bestätigt. Solche Funde wurden z. B. bei Bozen, Matrei, Sondrio, Nonsberg, Hallstadt, Watsch, St. Margarethen, Dellach usw. gemacht. Schließlich hat zuerst Steub[14]) den Nachweis des Zusammenhangs zahlreicher Ortsnamen Tirols mit etruskischen Wurzeln geführt und die Zustimmung der größten Altertums- und Sprachforscher, wie Mommsen, Müllenhoff, Pott erhalten. Als Beispiele von alpinen Ortsnamen, die aus dem Etruskischen abzuleiten sind, werden u. a. angeführt Alxna, Alasina, Aldein, Andest, Arunda, Ladurns, Rasen (Rasener nannten sich die Etrusker selbst), Sauters, Trins, Tagusens, Ulten, Amras, Varn, Wattens, Vels, Velthurns, wahrscheinlich auch Schlitters, Schwaz, Tervens, Tisens, Vendels, Volders, Zams, Preghena, Larzena, Bulsana, Molveno, Toblino, Golfa, Spaur, Mutters, Natters, Altrans, Sistrans, Vintschgau, Tölz und Schliers in Oberbayern, Lavin,

---

[13]) Vgl. ferner Plinius, Nat. hist. III, 24, wo zahlreiche rätische Völker aufgezählt werden.

[14]) Vgl. Ludwig Steub, Rätische Ethnologie. 1854. Zur Ethnologie der deutschen Alpen. 1887. Ferner Fr. Stolz in den Beiträgen zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol. 1894.

Süs und Ardetz in Bünden usw. Das kleine Dörfchen Rum bei Innsbruck geht wahrscheinlich auf dieselbe etruskische Wurzel zurück, wie das weltbeherrschende Rom.

Der Typus der heutigen alpinen Rasse, die über einen großen Teil Mitteleuropas verbreitet ist, stimmt mit den Merkmalen der Etrusker, die uns von Bildern und Statuen aus Grabstätten, Vasen usw. gut bekannt sind, überein. Woltmann macht zwar mit gewohnter Phantasie die Etrusker zu blonden Ariern, wofür gar keine Anhaltspunkte vorliegen. Mommsen bezeugt dagegen ausdrücklich[15]), daß die Etrusker sich im Körperbau von den schlanken Hellenen und Römern unterschieden, es waren kurze, stämmige Figuren mit großem Kopf und dicken Armen, auf Bildern erscheinen sie recht dunkel. Funde, die das räto-etruskische Leben darstellen (z. B. die Watscher Situla) zeigen die Männer mit geschorenem Kopf und aufgestülpten dicken Nasen, die übrigens gerade in Tirol häufig zu finden sind. Außer den Rätern haben noch viele andere Rassen zur Bildung des heutigen alpinen Typus beigetragen.

Noch vor ihnen bewohnten die ebenfalls nichtarischen Ligurer weite Gebiete der Alpen, später kamen Kelten, Slawen, Germanen, auch Illyrier werden von manchen angenommen[16]). Daß der größere Teil der Alpenbevölkerung nicht-indogermanischer Herkunft ist, scheint außer Zweifel. Speziell in Tirol war, wie A. Deutschmann[17]) mehrfach hervorhebt, die germanische Kolonisation verhältnismäßig schwach, so daß die vorgermanische Bevölkerung keineswegs verdrängt wurde. Wie Albrecht Wirth bemerkt, sieht man gerade in den Alpen heute noch wahre Vorweltstypen lebendig umhergehen.

Die Iberer.

Ein weitverbreitetes nichtarisches Volk waren auch die Iberer, deren Sprache heute noch im Baskischen fortlebt, das

[15]) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte I, S. 120.

[16]) Vgl. neuestens die Kontroverse zwischen Prof. Zösmayr und K. F. Wolff in den Innsbrucker Nachrichten. 1912, Nr. 164, 165, 193.

[17]) Deutschmann, Zur Entstehung des Deutschtiroler Bauernstammes. 1913.

mit keiner anderen lebenden Sprache Europas verwandt ist und von etwa 900000 Menschen in Nordspanien und Südfrankreich gesprochen wird. Einst ertönte die iberische Sprache in ganz Spanien und Südfrankreich, in Sizilien, Unteritalien, Britannien, Irland (Hibernia = Ibernia), Schottland[18]). Dies beweisen, außer den Angaben der alten Historiker, zahlreiche Ortsnamen dieser Länder, die aus dem Baskischen erklärbar sind, die phonetische Übereinstimmung des Baskischen und Südfranzösischen, Inschriften, zahlreiche Sitten und Gebräuche[19]). Einzelne Zweige der Iberer, so die Turdetaner, hatten einen sehr hohen Kulturgrad erreicht.

Wahrscheinlich haben auch in Italien, den Alpen und den Donauländern iberische Stämme gewohnt. W. von Humboldt bringt die Carpi, nach denen die Karpathen heißen, mit den iberischen Carpetanern zusammen, in Rätien scheinen die Berunenser, in deren Gebiet es Bleigruben gab, mit beruna (baskisch für Blei) zusammenzuhängen. A. Wirth leitet den Namen des Wasgenwalds von den Basken (auch Vasken) her. Auch im Kaukasus lebten Iberer, die man neuerdings vielfach als Stammväter der westeuropäischen Iberer erklärt, um so mehr, als die Sprachforschung immer mehr dazu neigt, eine Verwandtschaft des Baskischen mit Kaukasussprachen anzunehmen und auch die Vergleichung von Völker- und Ortsnamen viele Anhaltspunkte hiefür liefert. —

Die Finnen und Magyaren.

Von den nicht-indogermanischen Sprachen Europas haben sich am besten das Finnische und seine Verwandten behauptet. Sie gehören dem ugro-altaischen (mongoloiden) Stamm an.

---

18) Die piktischen Inschriften aus Schottland wurden von Rhys als iberisch erklärt.

19) Vgl. Gerland in Groebers Grundriß der romanischen Philologie. 1888, Bd. I, S. 313 ff. — Reiches Material enthält Claßen a. a. O. S. 11 ff. und A. Wirth a. a. O. S. 100 ff.

Glieder dieser weiten Familie sind die Sprachen der Finnen, Lappen, Magyaren, Türken, Samojeden, Ostjaken, Chinesen, Japaner usw.

Finnische Völker sitzen heute in Skandinavien, dessen Namen einer finnischen Wurzel entstammt[20]), ferner in Finnland und an der baltischen Küste bis nahe an die deutsche Grenze, schließlich in großen Teilen Rußlands, von wo schon Herodot sie meldet. Früher hat ihre Verbreitung sich wohl auch auf südlichere Gebiete erstreckt, wie einzelne Sprachspuren, selbst aus den Alpenländern, zu belegen scheinen.

In Finnland haben die Finnen eine sehr hohe Kulturstufe erreicht, die dem Niveau der höchsten Zweige des Indogermanentums in keiner Weise nachsteht[21]), vielmehr den Zivilisationsgrad der überwiegenden Mehrzahl der europäischen „Arier“ übertrifft. Daß die Magyaren ein Kulturvolk sind, kann wohl niemand bestreiten. Rechnen wir Finnen, Magyaren, Türken und Tataren zusammen, so gehören heute in Europa wohl etwa 23 Millionen Menschen dem ural-altaischen Sprachstamm an. Ein slawisierter Finnenstamm sind die Bulgaren, auch die Rumänen sind stark finnisch gemischt. Andererseits haben die Finnen und Magyaren wohl auch Mischungen mit indogermanischen Elementen erfahren. —

Nichtarisches in Europa.

Die Untersuchung des großen vorgeschichtlichen Materials hat ergeben, daß in der jüngeren Steinzeit nicht-indogermanische Stämme aus Asien einwandernd sich über einen großen Teil Europas verbreiteten und die charakteristischen Haustiere ihrer früheren Heimat mitbrachten. Die antiken Schriftsteller, Stammessagen, zahlreiche Inschriften, Ortsnamen usw. bestätigen diese Annahme, die auch mit der anthropologischen Ver-

---

20) Müllenhoff a. a. O. Bd. II, S. 39 ff.

21) Vgl. die später wiedergegebenen Äußerungen H. Winklers.

gleichung der heutigen Rassentypen Europas und Vorderasiens übereinstimmt. Der vielbelesene Forschungsreisende Albrecht Wirth faßt das Ergebnis in die Worte zusammen: „Der nichtarische Ursprung der meisten Europäer und Vorderasiaten muß für bewiesen und wissenschaftlich anerkannt gelten[22]).“ Wirth entwickelt in mehreren Schriften die Theorie, daß die aus der Geschichte bekannten nichtarischen Stämme Süd- und Mitteleuropas, die Pelasger, Etrusker, Iberer, Ligurer, aber auch die Berber Nordafrikas, die Hetiter Vorderasiens, die Tscherkessen des Kaukasus usw. einer großen Rassenfamilie angehörten, die er die „kasische Rasse“ nennt. In einer großen Völkerwanderung, die vielleicht mehrere Jahrtausende vor dem Auftreten der Indogermanen in Anspruch nahm, hätten sich diese Kasvölker vom Kaukasus über Vorderasien, die ganzen Mittelmeerländer und Zentraleuropa verbreitet. Hiefür bringt Wirth ein ungemein reiches Beweismaterial aus den verschiedensten Wissenschaften bei, das hier unmöglich rekapituliert werden kann. Die Bezeichnung „kaukasische Rasse“, die der Begründer der modernen Anthropologie, Blumenbach, prägte, gewinnt so eine neue Bedeutung, denn tatsächlich hätten Völker, deren reinste Überreste sich heute noch im Kaukasus erhalten haben, sich zahlreichen älteren und jüngeren Rassen beigemengt und so den Typus der weißen Rasse in den Mittelmeerländern geschaffen, der trotz der Sprachverschiedenheiten

---

[22]) A. Wirth, der Gang der Weltgeschichte. 1913. S. 95. Vgl. ferner sein neuestes Buch „Rasse und Volk“. 1914. Wirths Schriften sind alle voll von Ideen, Anregungen und Tatsachen, wobei aber auch viel Unrichtiges, Unbewiesenes und Phantastisches mit einfließt. Der Widerstreit zwischen seinem entschiedenen, alldeutschen Parteistandpunkt und seinem ausgebreiteten Wissen, das aus der lebendigen Anschauung vieler Völker schöpft, führt zu zahlreichen Widersprüchen. Er gefällt sich einerseits in Redensarten und Behauptungen über die Juden, die er unbedenklich aus der trübsten antisemitischen Literatur übernimmt. Andererseits führt er ein sehr großes Material dafür an, daß Juden und europäische Arier dieselbe Rassengrundlage hätten, nämlich größtenteils von „kasischen“ Völkern abstammten, von denen die einen semitische, die anderen indogermanische Sprachen angenommen hätten. —

Indogermanen, Semiten, Türken, Berber usw. als nahe Verwandte ausweist.

Es kann hienach nicht mehr wundern, wenn ganz auffällige Übereinstimmungen zwischen Ortsnamen der entlegensten Gebiete in überraschender Fülle vorkommen. Die Kasvölker sind nach Wirth das verbindende Element gewesen. Vom Hindukusch bis Gibraltar sind die Ortsnamen gleich. Die Eneter kommen in Kleinasien, aber auch als Veneter in Italien und den Alpen vor. Der Bodensee heißt lacus Venetus. Der Mons Venetus liegt in den Pyrenäen. Die hohen Tauern der Alpen sind mit dem Berge Tabor in Palästina, ferner mit Täbris, Tauris usw. (vielleicht auch mit slawisch-türkisch „Tabor“ = Burg) zusammenzubringen. Überhaupt weisen besonders viele Alpennamen nach Asien, so die Namen Kärnten, Krain, Tirol, Steier, Lech, Tegernsee, Enns, Gastein, Möll, Sill, Rhein, Brixen, Bregenz und zahlreiche andere. Ein weitverbreitetes Element, das in vielen zusammengesetzten Flußnamen vorkommt und jedenfalls „Fließen“ bedeutet, ist die Wurzel „dan“. Es findet sich z. B. in den Flüssen Danubius (Donau), Rhodanus (Rhone), dem Eridanus (Po) Italiens, Dnjestr (lat. Danaster), Dnjepr (lat. Danaprus), dem Don und der Düna Rußlands, dem Jordan Palästinas, dem Ardon des Kaukasus, in den nordostsibirischen Flüssen Aldan, Korkodon, Uljandina, Lawdon, im Namen Engadin usw. Das Grundwort „din“ bedeutet im Georgischen, einer Kaukasussprache, „Fließen“[23]). Wir begnügen uns mit diesen Stichproben, aus dem großen Material A. Wirths, auf das wir nochmals hinweisen. —

Auch für den Norden lassen sich nichtarische Einflüsse nachweisen[24]). Das Skandinavische und Friesische stellt den

[23]) Vielleicht hängt hiemit auch der Name Poseidon zusammen. In pelasgischer Zeit gebot dieser Gott nach der Mythe auch über die Binnengewässer und Herodot bezeugt ausdrücklich seine fremde Herkunft.

[24]) Das Folgende nach Wirth, Gang der Weltgeschichte, S. 256 ff.; ferner Rasse und Volk, S. 250.

Artikel nach, wie das Finnische und Baskische. Der Donnergott Thor erinnert an den *finnischen Donnervogel Turul*, der auch das Totem Attilas war. Das Wort Deutsch kommt von Theudiscus und der gotischen Wurzel thiod, altdeutsch diet = gewöhnliches Volk, lettisch tauta und bretonisch teut. Lappisch heißt teudo Mann. Möglicherweise bezeichnete also „deutsch“ ursprünglich die nichtgermanische, unterjochte Masse des Volkes. Die altgermanischen Stände scheinen Rassenunterschieden zu entsprechen, wie die Schilderung der verschiedenen Körperbeschaffenheit von Adeligen, Bauern und Sklaven in der Edda vermuten läßt, auch haben Bauern und Edle verschiedene Götter.

Feist untersucht in kritischer Weise die Abweichungen des Germanischen von dem Gemeingut der indogermanischen Sprachen, insbesonders die Lautverschiebungen, Akzentverlegung, Verfall der Flexionsformen, und kommt zu dem Schlusse, daß alles auf eine starke Beeinflussung des Germanischen durch nichtarische Sprachen hinweist. Auffallend ist, daß sich die Lautverschiebung vielfach mit dem Verbreitungsgebiet der alpinen Rasse deckt und gerade da ihre größte Intensität entfaltet, wo sie am dichtesten gedrängt erscheint. Auch der Wortschatz des Germanischen läßt sich großenteils nicht aus indogermanischen Wurzeln ableiten; Feist berechnet den fremden Bestand auf etwa ein Drittel. Aus diesen und anderen Gründen schließt Feist, daß die Germanen ein ursprünglich nichtarisches Volk waren, das indogermanisiert wurde und dabei die fremde Sprache wesentlich umbildete[25]. — Der Name „Germanen“ kommt übrigens mehrfach auf keltischem, iberischem, kleinasiatischem Boden vor. Ähnlich hat Hommel die Burgunder mit den Berekynd verglichen, die im 13. Jahrhundert vor Christus in Kleinasien einbrachen.

[25]) Vgl. neuestens Feist, Indogermanen und Germanen. 1914. (In der Deutschen Literaturzeitung, XXXV, S. 838, bespricht O. Schrader die Feistschen Theorien, die er trotz vielfacher Übereinstimmung mit Feist doch ablehnt, da sie zwar möglich, aber nicht hinreichend erwiesen seien.

So ist die Forschung auf den verschiedensten Wegen zu dem *Ergebnis gekommen, daß die heutige Bevölkerung Europas der Niederschlag vieler, durch ungezählte Jahrtausende sich erstreckender Völkerwanderungen und Mischungen ist.* Dieses Fluten ist nicht auf vorgeschichtliche Zeiten beschränkt. Im 4. und 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung haben die Hunnen einen großen Teil Europas beherrscht, ihre Macht reichte bis zur Ostsee, die meisten germanischen Stämme, wie die Ostgoten, Gepiden, Quaden, Markomannen, Suaven, Thüringer, ripuarische Franken usw. waren ihnen unterworfen und mußten Tribute und Heeresfolge leisten, die Westgoten flüchteten auf römisches Gebiet. Auch Byzanz zahlte Tribute, und Papst Leo erschien vor Attila, um Schonung Roms flehend. Nach Attilas Tod beginnen seine Söhne um die Macht zu hadern, und die Hunnen werden nach dem Osten zurückgeworfen. Vom 6. bis Ende des 8. Jahrhunderts folgen die ebenfalls finnisch-ugrischen Avaren, die die Geschichtsquellen den Hunnen gleichsetzen. Ihre Herrschaft erstreckte sich u. a. über Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und bis in das Pustertal Tirols; zeitweise selbst bis nach Mittel- und Norddeutschland. Avarenhorden ließen sich in Oberfranken nieder, wo man ihren Typus heute noch erkennen will. (Wirth.) Erst Karl der Große bricht ihre Macht. Den Avaren sind die Slawen gefolgt, welche sich nicht durch kriegerische Macht, sondern in stiller Kolonisation — teilweise unter avarischer Hoheit — festsetzten und kurze Zeit sogar ein großslawisches Reich behaupteten. Slawen saßen nicht nur in ganz Norddeutschland (Holstein, Oldenburg, Mecklenburg, Rügen, Vorpommern, Mark, Teile von Hannover usw), sondern auch in Mitteldeutschland (Sachsen, Lausitz, Oberfranken). Die Gegend südlich von Bayreuth hieß lange „Slavonia“, die Namen Berlin, Brandenburg, Leipzig, Nürnberg leiten sich von slawischen Wurzeln her. Sie besiedelten aber auch die österreichischen Alpenländer, wo noch viele Ortsnamen (z. B. Graz) auf sie zurückgehen, bis nach Osttirol und Salzburg. Daß die Slawen stark mit nicht-

indogermanischen Bestandteilen gemischt waren, ist leicht nachweisbar[26]).

Im 10. Jahrhundert brechen die Magyaren ein, durch mehr als fünfzig Jahre plündern sie fast alljährlich in Deutschland, Italien, Frankreich, bis sie endlich bei Augsburg entscheidend geschlagen werden. Erst im 13. Jahrhundert braust der Mongolensturm über Osteuropa hin, das deutsche Ritterheer unter Heinrich dem Frommen wird bei Liegnitz blutig geschlagen. Doch haben auch die Mongolen schwere Verluste erlitten und unterlassen ein weiteres Vordringen nach Deutschland. In Rußland haben sie dagegen ein Vierteljahrtausend geherrscht (bis 1480), zahlreiche russische Adelsgeschlechter sind mongolischen und tartarischen Ursprungs[27]). Wie bei den Hunnen zersplittert auch hier die Macht sich durch innere Streitigkeiten. —

Nur kurz erwähnen wir die Araber, die Karl Martell (732) bei Poitiers aufhält. In Spanien herrschen sie fast acht Jahrhunderte (711 bis 1492). In den Türkenkriegen (14. bis 18. Jahrhundert) wurde Wien zweimal von Heeren des Sultans belagert, und erst Prinz Eugen vertreibt sie aus Ungarn.

Dieses ganze, Jahrtausende erfüllende Ringen zwischen Ost und West hat stets auch große Rassenmischungen bewirkt. Die Geschichtsquellen sind voll von Hinweisen hierauf. Übrigens darf man nicht annehmen, daß etwa zwischen Germanen und Hunnen eine starke Rassenabneigung herrschte. Germanische Fürstentöchter heirateten hunnische Khane, das Nibelungenlied berichtet ja noch von König Etzels (Attilas) Heirat mit Kriemhild und schildert den Hunnenkönig, obzwar es den Gegensatz zwischen dem Heiden und der Christin betont, als

---

[26]) Der hervorragende Historiker und konservative Publizist Hans Delbrück sagt (Regierung und Volkswille. 1914. S. 5.) „Es ist gar kein Zweifel, daß nur ein geringer Teil des heutigen deutschen Volkes — in der Hauptsache Germanen sind.“ A. Wirth schätzt den germanischen Teil auf $^1/_{10}$ des deutschen Volkes.

[27]) Vgl. Schiemann, Rußland, Polen und Livland. 1886, Bd. I, S. 255.

edlen, ritterlichen Fürsten[28]). Germanen und Römer haben ihm mit hingebender Treue gedient. Hunnische, avarische und magyarische Landsknechte begegnen uns später im Dienste von Römern, Germanen usw. Stets war der Krieg der stärkste Rassenmischer. Die letzten Einwanderer aus dem Osten sind die Zigeuner, die sich mit ihrer Eigenart über ganz Europa verbreitet haben. — Nicht unerwähnt sei schließlich die starke jüdische Beimischung, die alle Völker Europas seit dem frühen Mittelalter teils durch Zwangstaufen, teils durch freiwilligen Übertritt erfahren haben.

Wenn trotz aller Völkerstürme von Asien her heute Europa — und damit die Weltherrschaft — indogermanisch ist, so spricht dies gewiß auch für Rassentüchtigkeit. In erster Linie aber war es kaum die physische Überlegenheit der Indogermanen, die den Sieg bewirkte; ihr militärisches Übergewicht, selbst gegenüber asiatischen Horden, erscheint uns sogar häufig gering[29]). Wenn Europa nicht hunnisch oder mongolisch geworden ist, so verdankt es dies der römischen Kultur, an deren noch immer festem Gefüge die wilden, staatlich unorganisierbaren Reiterscharen abprallen mußten. Die Germanen konnte Attila niederwerfen, mit ungeheuren Opfern nur hielt ihn der Römerfeldherr Aetius, unter dessen Führung ebenfalls Germanen fochten, auf. Seine Verwaltung aber mußte Attila durch römische Beamte führen lassen. Mit Attilas Tod zerfiel die hunnische Macht, Rom aber lebt noch heute in den großen Organisationen des Staats und der Kirche und in unserer Kultur[30]).

---

[28]) „Der Allerbesten einer, der je ein Königsland
Gewann mit vollen Ehren und Krone durfte tragen“,
so nennt das Nibelungenlied (Simrocks Übersetzung, zwanzigstes Abenteuer) den Hunnenkönig.

[29]) Öfters ist behauptet worden, die Indogermanen hätten bei ihrem ersten Auftreten durch bessere Bewaffnung (Bronze gegen Stein) oder durch die frühere Zähmung des Pferdes das Übergewicht erlangt. Ein örtlich begrenzter Teil ihrer Erfolge mag ja hierauf zurückgehen.

[30]) Wohin die römische Kultur nicht mehr oder nur schwach ausstrahlte, dort

Diese römische Kulturmacht ist aber keineswegs eine rein indogermanische Schöpfung. In ihren Wurzeln geht sie überall auf die vorarischen Kulturen des Mittelmeeres und auf den alten Orient zurück, später haben die Hellenen, über deren vorarische Kulturgrundlage auch schon gesprochen wurde, am stärksten gewirkt. Das Christentum bringt neues „Licht aus dem Osten“, die heiligen Bücher Israels werden die Grundlage aller folgenden moralischen Kultur. Die Kreuzzüge bringen Morgen- und Abendland wieder in fruchtbare Berührung. In den arabischen Reichen Spaniens entfaltet sich schon im 9. und 10. Jahrhundert eine Kulturblüte, der das christliche Europa durch Jahrhunderte nichts Gleichwertiges an die Seite stellen konnte[31]. Auch die Mitarbeit der Juden an der modernen Kulturentwicklung ist zweifellos sehr groß[32], in neuester Zeit haben die Japaner begonnen, die Wissenschaft zu bereichern, nachdem unser Kunstgefühl bereits vorher ihren Einfluß erfahren hat. — So erscheint es nicht mehr paradox, wenn A. Wirth die Frage stellt, ob die heutige Weltkultur mehr auf Arier oder Anarier zurückgeht. Die Antwort ist freilich unmöglich und unnötig, denn die „Arier“ von heute sind ein Amalgam aus hundert Rassen, deren besondere Züge sich längst verwischt haben. —

erlagen die Arier dem neuerlichen Ansturm aus Asien, wie in Rußland, das erst spät dem Europäertum gewonnen wurde. Wenn die deutsche Kolonisation im Süden nicht dieselben Erfolge erzielte, wie im Nordosten, so erklärt sich dies aus der Widerstandskraft der römischen Kultur, die früh das Christentum eingeführt hatte, im Süden. (Paul Samassa, Völkerstreit im Habsburger Staat. 1910, S. 9.)

[31]) Vgl. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien. 1877. 2 Bände.

[32]) Vgl. die Schrift des berühmten Botanikers und Kulturhistorikers M. J. Schleiden, Die Bedeutung der Juden für die Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter. 1877; ferner für die neuere Zeit: „Der Juden Anteil am Fortschritt der Kultur“ (Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus) und Prof. Julius Goldstein, Das deutsche Geistesleben und die Juden (Vortrag 1913).

VI. Die neueren Rassentheorien.

Die Theorie Gobineaus.

Ein Franzose und ein Engländer, Gobineau und Chamberlain, sind die Propheten des heutigen Rassenglaubens. In ihrer Heimat fanden sie keine Beachtung, dafür aber erwuchs ihnen in Deutschland eine begeisterte Jüngerschaft. Hier sei zunächst Gobineaus Bild in großen Zügen umrissen: Arthur Graf Gobineau, — dessen Hauptwerk[1]) seine Anhänger mit Stolz das Rassenbuch nennen — war einer der frühesten Verkünder der linguistischen Rassentheorie. In seinen Schriften mischen sich Geist, Belesenheit und naivste Kritiklosigkeit, wie dies bei vornehmen Dilettanten mit vorwiegend phantastischer Neigung nicht selten ist. Das Material Gobineaus ist heute derart veraltet, daß jedes Eingehen auf Einzelheiten Zeitverschwendung wäre. Wir beschränken uns daher auf einen kurzen Abriß seiner Lehre und verweisen im übrigen auf die wertvollen Werke Seillières und Friedrichs über Gobineau[2]).

Der erste Band des „Versuchs über die Ungleichheit der Menschenrassen" gibt ein gutes Bild von der Theorie Gobineaus, die folgenden drei erschöpfen sich in endlosen Wiederholungen der wenigen Grundideen. Gobineau nimmt drei Urrassen an: die höchststehende weiße Rasse, die auch mit den

[1]) Gobineau: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann, 4 Bde.

[2]) Das beste und erschöpfendste Werk über Gobineau ist das Buch von Ernest Seillière, Le Comte de Gobineau et l'Aryanisme historique. Paris 1903. — Ferner ist Fritz Friedrich (Studien über Gobineau. Leipzig 1906) lehrreich.

Namen kaukasische, semitische, Japhetitische Rasse bezeichnet wird, die gelbe (mongolische, altaische, finnische, tatarische) Art und den schwarzen Typus, dessen Rassenwert am geringsten ist. Der weiße Stamm, der heute in den Ariern noch am reinsten erhalten ist, dringt von den Hochebenen Asiens nach Süden und Osten vor, indem er sich in verschieden starkem Grade mit den Urnegern mischt, woraus die einzelnen semitischen Stämme, die Ägypter usw. entstehen. Aus der Mischung der weißen und der gelben Rasse bilden sich u. a. die Engländer, Deutschen und Russen. Wiederholt und nachdrücklich hebt Gobineau die Notwendigkeit der Rassenmischung für die Kulturentstehung *hervor, nur die gemischten Rassen konnten Zivilisationen erzeugen. Die Rassen stehen um so höher, je mehr* sie vom weißen Typus enthalten, um so tiefer, je mehr Negerblut in ihnen steckt. Doch hat auch dieses seine guten Seiten; es gibt den etwas spießbürgerlichen Weißen künstlerischen Schwung. Ja Gobineau betont immer wieder, daß ohne das sinnliche und phantasiereiche Negerblut nirgends künstlerische Begabung entstanden und daß die Rassen genau in dem Verhältnis zur Kunst veranlagt seien[3]), in dem sie eine gewisse Beimischung des schwarzen Urtypus erfahren hätten, der aber für sich allein durch seine intellektuelle Minderwertigkeit von seiner künstlerischen Empfindungsfähigkeit keine Anwendung machen könne. „Die arischen Völker, die zum Praktisch-Tatsächlichen hinneigen, sind an sich nicht künstlerisch. Bedacht-

[3]) Die einzelnen Völker hält Gobineau in folgender Rangordnung für kunstbegabt: Zuerst kommen Assyrier, Ägypter und Inder, dann die Griechen, in weiterem Abstand die Italiener des Mittelalters, die Spanier und noch weiter unten die Franzosen der Neuzeit. „Nach diesen endlich“ fährt Gobineau fort, „ziehen wir einen Strich und lassen nichts mehr gelten, als Eingebungen aus zweiter Hand und Erzeugnisse einer gelehrten Nachahmung, die für die Massen des Volkes nicht vorhanden ist.“ Somit wird allen germanischen und slawischen Völkern einfach alle Kunstbegabung abgesprochen!! Und dabei war Gobineau einer der nächsten Freunde Richard Wagners, der seinen Rassenglauben aus Gobineaus Theorien schöpfte.

sam, vernünftig im Urteilen, Reden und Denken, das sind sie; von der höchsten Fassungskraft sind sie auch; geschickt, die Vorteile aller Dinge zu entdecken usw." Die beiden „arischen Instinkte" sind „Vernünftigkeit und das Aufsuchen des Nützlichen". Das stimmt ziemlich wenig mit anderen Schilderungen des arischen Charakters. Bezüglich der künstlerischen Begabung erklärt Gobineau: „So geben alle bisher ins Auge gefaßten Erscheinungen das übereinstimmende Resultat: Die Mischung mit der schwarzen Rasse bringt, wenn sie eine leichte ist, die Intelligenz bei der weißen insofern zur Entwicklung, als sie ihr eine Wendung zur Phantasie gibt, sie mehr künstlerisch macht, ihr gewaltigere Flügel verleiht. Zu gleicher Zeit aber entwaffnet sie ihre Vernunft." Nach all diesen Kriterien muß Gobineau, dem künstlerische Begabung gewiß nicht abgesprochen werden kann, eine gehörige Dosis Negerblut in den Adern gehabt haben, denn die Gobineausche Geschichtsphantasie ist nicht nur eine Folge der Vernunftentwaffnung, sondern entwaffnet durch ihre Naivität auch die Vernunft seiner Kritiker.

Die Idee der organischen Entwicklung kennt Gobineau nicht, den Einfluß der umgebenden Natur hält er für sehr unwesentlich. Die Arier hätten selbst am Pol oder unter dem Äquator dieselbe Stellung erlangt. Die Mischung mit anderen Rassen war ihnen zwar nützlich und nötig, muß aber schließlich zu ihrem und der Welt Unheil ausschlagen und eine furchtbare Degeneration der edlen Rasse erzeugen. Der Bewunderer Gobineaus, Fritz Friedrich, gibt diese Geschichtsvisionen Gobineaus gut wieder: „Die Arier, seit Anbeginn der Welt in makelloser Herrlichkeit Gottes Ebenbild darstellend, bestimmt, als läuternder Sauerteig die übrige Menschheit zu durchdringen und sich selbst zu verlieren, das ist eine rein poetische Konzeption und zwar eine Konzeption von ungeheurer konzentrischer Kraft und einer Wucht und Unerbittlichkeit des tragischen Ernstes, für die es wenig Ähnlichkeiten gibt." Eine „Arierdämmerung" sieht Gobineau hereinbrechen, einen Unter-

gang, den einer seiner Jünger der germanischen Mythe von der Götterdämmerung und der Nibelungen Not vergleicht.

Wie schon erwähnt, hat Gobineau auf Richard Wagner stark gewirkt, und aus seinem Kreise heraus ist in Deutschland die Gobineaugesellschaft entstanden, welche Gobineaus sämtliche Werke in deutschen Übersetzungen herausgegeben hat und auch sonst den Arierkult betreibt. Durch ihr Wirken ist man in neuerer Zeit auch in Frankreich auf Gobineau, der dort ganz vergessen war, wieder aufmerksam geworden, doch hat man ihn dort nicht nur als Gelehrten vollständig abgelehnt, sondern selbst seine rein literarische Bedeutung und sogar seinen Stil gering eingeschätzt. Die deutschen Verehrer Gobineaus stellen ihren Meister als Apostel des Deutschtums hin und suchen den Anschein zu erwecken, als habe er uns Deutsche auf Kosten seiner Landsleute verherrlicht. Wie aber Friedrich (S. 139) richtig ausführt, lag Gobineau nichts ferner. Er hatte vielmehr eine sehr ungünstige Meinung von den Deutschen, von denen er glaubte, daß sie überwiegend slawisch-keltischer Herkunft seien und selbst weniger germanisches Blut enthielten, als die Franzosen. Im letzten Punkt mag übrigens Gobineau nicht so unrecht haben, tatsächlich ist ein sehr großer Teil der deutschen Bevölkerung ungermanischer, ja unarischer Herkunft, und die gewöhnlich als germanisch betrachteten Rassenmerkmale kommen, wie schon erwähnt, in Nordfrankreich häufiger vor, als etwa in Süddeutschland.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Gobineauschen Theorien, die uns seine rührige Gemeinde als neue Offenbarung preist. Fritz Friedrich, der ein Bewunderer der Persönlichkeit Gobineaus ist, hat in der erwähnten Schrift seine wissenschaftliche Bedeutung in kritischer Weise untersucht. Die Vertiefung in den Gegenstand und die Ehrlichkeit, mit der Friedrich trotz seiner Begeisterung für Gobineau dessen wissenschaftlichen Charakter kennzeichnet, verdient die größte Anerkennung. Auf Schritt und Tritt deckt Friedrich die vollständige wissenschaftliche Haltlosigkeit der Gobineauschen

Theorien auf. Hier seien nur einige seiner Urteile wiedergegeben: „Gobineau, sagt er (S. 81), ist ein „Universal-Dilettant, er besaß auf keinem Gebiet eine methodische Fachbildung, insbesonders nicht diejenige, die er bei der ganzen Anlage seines Buches am nötigsten gebraucht hätte, die des Historikers“. „Obschon er beängstigend viel mit den Worten ‚Wissenschaft‘ und ‚wissenschaftlich‘ um sich wirft, sündigt er beständig gegen die elementarsten Regeln der historischen Methode“ (S. 82). Dies wird nun im einzelnen nachgewiesen.

Weiter heißt es bei Friedrich u. a.: „Gobineau hat eine gründliche Kenntnis des von ihm so gepriesenen Mittelalters nicht besessen“ (S. 83), „er kennt eine wissenschaftliche Kritik der Quellen überhaupt nicht, vergewaltigt aber die denselben gläubig entnommenen Angaben auf das willkürlichste“ (S. 85). „Alles andere hat sich Gobineau aus den Fingern gesogen“ — „Mangel an Achtung vor den Tatsachen“, — „von Beispielen für dieses Verfahren strotzt das Buch geradezu“ (S. 86/87). „Gobineau weiß nicht nur nicht oder will nicht wissen, daß es eine Quellenkritik des Alten Testamentes gibt, sondern er lehnt auch jede Kritik der dort berichteten Tatsachen, jede andere als ihre buchstäbliche, historisch-chronologische Deutung rundweg ab“ (S. 89). „Die Tatsachen sind falsch und die Motive erdichtet. Die Berufung auf Movers bessert den offenbaren Unsinn nicht“ (S. 94). „Haarsträubende Etymologien und schülerhafte Schnitzer“ (S. 97) „wahre Tertianerschnitzer“ (S. 101), „Die Behauptung ist in jedem Falle purer Unsinn“ (S. 102), „Der Polyhistor weiß also nicht, daß das ganze Mittelalter durch die lateinische Urkunde die Regel war —“ (S. 103). „Fast aus jedem Kapitel ließe sich eine Reihe ähnlicher Verkehrtheiten zusammenstellen“ (S. 104). „Die Einzelheiten der griechischen Geschichte werden tendenziös bis zur Fälschung vorgetragen“ (S. 114). „In einzelnen Fällen scheut er sich dagegen nicht, Unliebsames zu unterdrücken oder die Texte so zu vergewaltigen, daß man geradezu von Fälschung sprechen müßte, wenn man nicht wüßte, welche Streiche ihm seine

Phantasie zu spielen pflegte“ (S. 182). „Darin steckt sehr viel Böswilligkeit, sehr viel Verständnislosigkeit für geschichtliche Größe und sehr geringer Sinn für die Ehrenpflichten des Geschichtschreibers, der kein Recht hat, mit den Objekten seiner Vorstellung umzuspringen, als wären sie vogelfrei“ (S. 194). „Die grausame Vergewaltigung der Logik, die durch keinerlei Streben nach verstehender Gerechtigkeit gemilderte, wahrhaft barbarische Voreingenommenheit, die fahrige Hast des stets zu Übertreibungen geneigten Urteils haben etwas ungemein Peinliches . . .“ (S. 207). „Unbeschadet der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Rassentheorie an sich, kann die weltgeschichtliche Konstruktion, welche das 2. bis 6. Buch des ‚Versuches über die Ungleichheit der Menschen‘ füllt, weder in den Hauptzügen, noch in den Einzelheiten Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung erheben. Sie ist weder eine brauchbare Wissensquelle von praktischem Wert, noch ein möglicher Unterbau für die weitere Rassenforschung. Keine einzige Bemerkung daraus kann, auch wenn sie an und für sich noch so wahrscheinlich klingt, ungeprüft daraus entnommen werden, und nichts kann, auf die bloße Autorität des Rassenbuches hin, für erwiesene Wahrheit gelten; vielmehr muß die ganze Arbeit, soweit sie es nicht schon ist, von Grund aus neu geleistet werden“ (S. 128).

Diesen Urteilen eines Rassentheoretikers, der trotz alledem Gobineau Bewunderung widmet, kann die Kritik Chamberlains an die Seite gestellt werden, der ihm u. a. „Verschrobenheit“, „perverse Antiwissenschaftlichkeit“ und ähnliches vorwirft. Ja mehr. „Ein Mann wie Gobineau,“ sagte er, „ahnt nicht einmal die enorme Verwickeltheit des Problems, das er so einfach und mit kindlicher Allwissenheit zu lösen unternimmt.“

Freilich hat Chamberlain am allerwenigsten das Recht, auf Gobineau herabzublicken, denn er übertrifft ihn noch an „perverser Antiwissenschaftlichkeit“, nur daß Gobineaus Naivität bei Chamberlain durch Raffiniertheit ersetzt ist.

Für Gobineau überaus charakteristisch ist sein starres Festhalten am Buchstaben der Bibel. Die prähistorische Forschung

wird kurzweg verworfen, weil ihre langen Zeiträume mit den chronologischen Angaben der Bibel im Widerspruch stehen; den Fortschritt der Wissenschaft zweifelt Gobineau an, denn zu Abrahams Zeiten habe man offenbar mehr von den Urzuständen gewußt, als heute u. dgl. mehr. Geradezu komisch wirken die Ausfälle Gobineaus gegen ganze Zweige der Wissenschaft, die ihm nicht in den Kram passen, z. B. die Nationalökonomie. Gobineau bekennt selbst, daß seine Rassentheorie den Zweck habe, seine feudal-klerikale Weltanschauung zu stützen. Er sagt von seinem Rassenwerk: „Dies Buch ist der Ausdruck der Instinkte, die ich bei der Geburt mitgebracht habe.“ Es soll als Kampfmittel gegen die „Theoretiker des Umsturzes“ und des „grillenhaften Liberalismus“ für die Rechte des Adels und die Wahrheit der biblischen Offenbarung dienen. Sein politisches Ideal sind aber keineswegs das Königtum oder das Vaterland, denn beide Begriffe sind im Kampfe gegen die feudale Zersplitterung entstanden. Der Adel, der die arische Rasse noch am reinsten bewahrt hat, soll in feudaler Selbstherrlichkeit über den unterworfenen und minderwertigen Bestandteilen thronen. Gegen den Patriotismus zieht Gobineau in heftigster Weise los, und die Idee des Vaterlandes nennt er eine „kanaanaische Monstrosität“, welche die Semiten den Ariern aufgedrängt haben[4]).

Die anthroposoziologische Schule.

Wenn noch Gobineau bei seiner Konstruktion ganz ohne Anthropologie auskommt und die sprachlichen Einheiten zur Grundlage nimmt, so machte es der Fortschritt der Anthropologie immer klarer, daß jene aus sehr mannigfach gemischten Typen bestehen. Die anthropologische Schule — oder, wie

---

[4]) In der ersten Auflage dieses Buches findet sich auch eine eingehende Besprechung der Rassentheorien Driesmans (Das Keltentum in der europäischen Blutmischung. 1900; die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. 1901; Rasse und Milieu. 1902), sowie einiger anderer Autoren. Aus Raumrücksichten wurden diese Ausführungen hier weggelassen.

sie sich selbst nennt, die anthroposoziologische — kehrt sich gar nicht an politische und Sprachgrenzen, sondern sucht auf Grund somatischer Kennzeichen die ursprünglichen Rassen zu rekonstruieren. Ihre Häupter sind der französische Anthropologe G. Vacher de Lapouge und Otto Ammon in Deutschland. Lapouges Hauptwerk ist das Buch: Les sélections sociales; eine gute Zusammenfassung seiner Theorie gibt er in einem Artikel: Die Grundgesetze der Anthroposoziologie, der in mehrere Sprachen übersetzt wurde[5]). Lapouges Haupteinteilung der Rassen geschieht nach der Schädelform. Er unterscheidet zunächst eine langköpfige (dolichocephale), blonde und hochgewachsene Rasse, die er homo europaeus nennt und im allgemeinen mit den Ariern identifiziert; doch decken sich die Begriffe nicht ganz. In psychologischer Beziehung soll sich der europaeus durch Ehrgeiz, Energie, Kühnheit, Idealismus und eine Neigung zum Protestantismus auszeichnen. Die brünette, breitköpfige (brachycephale) und kleine Rasse, die in ganz Mitteleuropa neben und mit Langköpfen vermischt wohnt, nennt er nach allgemeinem anthropologischen Gebrauch homo alpinus. Er schreibt ihr einen konservativen, vorsichtigen, weniger genialen und katholischen Zug zu. Die dritte Hauptrasse Europas ist die mediterrane (mittelländische) Rasse, die dolichocephal aber brünett ist und moralisch noch unter der brachycephalen steht. Lapouge stellt nun zwölf Gesetze auf, die er alle zusammenfaßt in das eine Gesetz der überragenden geistigen Regsamkeit des homo europaeus. Zur Illustration dieser Aktivität wird behauptet, der homo europaeus besitze mehr Wohlstand und sei steuerkräftiger, als der alpinus, halte sich hauptsächlich in den Städten auf, liefere den größeren Prozentsatz der Gebildeten und der Auswanderer und huldige lebhafter dem Radfahrsport! Das Radfahren als Rassencharakter wird ebenfalls mit der größeren geistigen Regsamkeit erklärt. Doch die Freude Lapouges an dem wohlgeratenen homo euro-

[5]) Ich zitiere ihn nach der englischen Übersetzung im Journal of Political Economy, herausgegeben von der Universität Chicago, 1897—1898, S. 54ff.

paeus ist nicht ungetrübt. In historischen Zeiten zeigt sich ein beständiges Wachsen des Schädelindex, also eine bedrohliche Zunahme der Rundköpfigkeit. Lapouge sieht darin ein allgemeines Gesetz der geschichtlichen Entwicklung. Überall geschieht der soziale Fortschritt dadurch, daß ein Herrenvolk ein minder befähigtes unterjocht und in wohltätiger Knechtschaft hält. So sind auch die Dolichocephalen Mitteleuropas die Nachkommen der germanischen Herrenrasse, die die rundköpfige Urbevölkerung unterwarf, wo diese nicht in unzugänglichen Gebirgen Schutz fand. Aber im Laufe des Mittelalters trugen die vielen Kriege, Revolutionen, Privatfehden, Religionsverfolgungen, das Zölibat, Einkerkerungen und schließlich Mißheiraten dazu bei, daß der Edle ausgerottet, an der Fortpflanzung verhindert oder durch Vermischung mit unedlem Blut zur Degeneration gebracht wurde. — Doch Lapouge ist nicht ganz hoffnungslos. Er schreibt seiner Theorie große Folgen zu:

„Ich bin überzeugt, daß man sich im nächsten Jahrhundert nach Millionen schlachten wird wegen ein oder zwei Graden mehr oder weniger im Schädelindex — an diesem Zeichen, das das biblische Schiboleth und die Sprachverwandtschaften ersetzen wird, werden sich die verwandten Rassen erkennen, und die letzten Sentimentalen werden gewaltige Ausrottungen von Völkern erleben[6].“

Einen nicht weniger kühnen Gedankenschwung weist der Vorschlag Lapouges auf, besonders hervorragende Rassemenschen zu Zuchtzwecken zu gebrauchen, indem ihr Sperma zur künstlichen Befruchtung geeigneter Exemplare der Weib-

[6]) Vgl. den Aufsatz von Manouvrier: L'indice cephalique et la pseudosociologie. Revue de l'Ecole d'Anthropologie de Paris, 1899, S. 233ff. und 280ff. — Einen ganz hübschen Streich hat übrigens die Geschichte Lapouge gespielt. Um zu beweisen, daß England seine Expansion nicht seiner Lage verdanke, führt er Japan an, daß niemals expandiert hätte (was nebenbei ganz falsch ist), weil ihm trotz der insularen Lage der betreffende „Expansionszug“ fehle. Das war 1894. Im Jahr darauf begann der chinesisch-japanische Krieg und damit die moderne japanische Expansion.

lichkeit verwendet wird. Ein solcher Zuchtmensch könne auf diese Weise die Erzeugung von gegen 200000 Nachkommen ermöglichen. —

Einen ähnlichen Standpunkt, wie Lapouge, vertritt Otto Ammon in Karlsruhe, ein mit den nötigen Mitteln — Geld, Fleiß, Zeit, Phantasie und gewaltigem Selbstbewußtsein — versehener anthropologischer Privatier. Seine „Lehre" ist nicht übermäßig originell und stellt eine Verbindung der anthropologischen Rassentheorie mit selektionistischen Ideen dar. Bemerkenswert ist nur die stark aufgetragene politische Tendenz gegen alles, was wirtschaftlich oder politisch freiheitlich gesinnt ist. Diese Richtung und die unermüdliche Propaganda Ammons [7]) haben bewirkt, daß dieser Schriftsteller in der Öffentlichkeit und selbst von Seite offizieller wissenschaftlicher Kreise viel mehr beachtet wurde, als sich gebührt. Was seine Rasseneinteilung und -schilderung betrifft, so können wir auf Lapouge verweisen. Doch betont Ammon die segensreichen Folgen des „Kampfes ums Dasein" schärfer. Niemals sei es dem begabten Proletarier so leicht gewesen, durch Sparsamkeit und Tüchtigkeit aufzusteigen, die große Masse der Arbeiter sei aber eben moralisch wie intellektuell minderwertig, der Unternehmer, der „geborene Organisator der nationalen Arbeit", wird als Muster aller germanischen Tugenden gepriesen. Die Anhäufung der Langköpfe in den Städten wird durch den „Zug in die Stadt" bewirkt, der immer die geistig regsameren, also dolichocephaleren, unter den Landbewohnern „ausliest" und in die Städte führt. Dort steigen die besten dieser bereits ausgelesenen Elemente in die „höheren Stände" auf. Aber die aufreibende Wirkung des Stadtlebens, verbunden mit den enormen geistigen Anstrengungen der „ausgelesenen" Unternehmer, Beamten, Professoren usw. lassen diese Blüte der Rasse nach wenigen

---

[7]) O. Ammon: Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. 2. Aufl. 1896; ferner: Die natürliche Auslese beim Menschen. 1893 u. a.

Generationen aussterben, wodurch natürlich die Rasse verschlechtert wird. So fressen die Städte die besten Elemente der Nation, die sich dem Gemeinwohl aufopfern[8]). Was die Entstehung der besonders edlen langköpfigen Rasse betrifft, so akzeptiert Ammon die Hypothese, daß die Arier die durch die Gefahren der Eiszeit bewirkte strenge, aber köstliche Auslese darstellen. Auch später habe die Lebensweise mitgewirkt. „Einzig und allein der in dem rauhen Klima Nordeuropas unter Jagd, Krieg und ritterlichen Übungen aufgewachsene Mensch bietet diejenigen Anlagen, welche die Zierde des Ariers ausmachen, nämlich Kraft, Energie, Tapferkeit, Selbstgefühl, Wahrhaftigkeit, Mitleid mit Schwachen und echte Menschlichkeit usw." Wenn „Mitleid mit Schwachen" ein arischer Charakterzug ist, wie reimt sich damit Ammons Haß gegen den „Schutz der Schwachen" durch die Sozialpolitik?

Es ist nun erstaunlich, welch hohes Lob Ammon der Gesellschaftsordnung spendet, die doch diese Blüte der Menschheit so grausam ausrottet. Anstatt mit dem „demokratischen" Rundkopfgesindel, das eine Änderung dieser mörderischen Gesellschaftsordnung anstrebt, gemeinsame Sache zu machen, gießt Ammon alle Schalen des Zornes über dieses aus. Dem Pöbel werden die ärgsten Beschimpfungen zuteil, unter denen sich nur die Vorwürfe der „Gehässigkeit" und des „Fanatismus" etwas komisch ausnehmen. Mit Sozialreformen und dgl., die

---

[8]) Im Zentralblatt für Anthropologie, 1901, findet sich ein Aufsatz von Kohlbrugge-Utrecht gegen die Behauptung Ammons von der schädlichen Wirkung des Stadtlebens. Der Verfasser weist u. a. auf die französischen Refugiés hin, die vor mehr als 200 Jahren nach Deutschland kamen, ganz verarmt waren, sich in den Städten niederließen und deren Nachkommen, heute bedeutend vermehrt und an ihren französischen Namen kenntlich, sich in den höchsten Stellen finden. Ebenso sei es mit den Nachkommen der Holländer in den Vereinigten Staaten (Knickerbocker, Holland Society, Roosevelt!). — Die Lehre vom Zug in die Stadt und die Wirkung auf die Rasse hat Ammon übrigens aus dem Buch von G. Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen. 1889. Eine gute statistische Widerlegung Hansens gibt Robert Kuczynski: Der Zug in die Stadt. Münchener Volkswirtschaftliche Studien, 24. Stück.

die Bedeutung der Minderwertigen heben, muß man sehr vorsichtig sein. Sogar Schulgeldermäßigungen kommen Ammon bedenklich vor. Die Bismarck'sche Art von Sozialreform, die die Arbeiter für „internationale Schwindeleien weniger empfänglich machen" soll, findet noch Gnade vor Ammons Augen, selbst einige weitere Reformen wären möglich. Die Sonntagsruhe ist aber für ihn schon von zweifelhaftem Wert, da es ja vorkommen kann, daß ein älterer und gebildeter Mann den Weg zum Bahnhof machen muß, damit der junge Postbote Sonntags im Bierhaus sitzen kann. Natürlich ist Ammon für ein Sozialistengesetz, das aber „drakonischer" sein müßte, als das frühere „zu milde". Selbst auf einen „mißglückten, revolutionären Versuch der verwilderten Massen" scheint er Hoffnungen zu setzen. Selbstverständlich spricht er heftig gegen das allgemeine Wahlrecht und preist das Dreiklassenwahlsystem als Gipfel der Weisheit, da nur auf diese Weise die edlere Rasse vor der Überwältigung durch die gemeinere geschützt sei. Als Probe Ammonscher Weisheit wollen wir noch erwähnen, daß er auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung (!) berechnet, daß von den 11 Millionen deutschen Wählern 9 Millionen „Mittelgut" sind, 800000 schwachbegabte usw. In den höheren Begabungsklassen sind bloß 2717 Mann, aus denen eigentlich der Reichstag gewählt werden sollte, in der höchsten Klasse X sind volle 11 Mann. Hoffentlich hat sich Ammon mitgerechnet.

Die richtige Antwort hierauf hat Carl Jentsch gegeben, dessen Büchlein[9]) einen wahren Genuß, mit gewohnt reicher Belehrung verbunden, bietet[10]). Wenn wir also den sozial-

---

[9]) Carl Jentsch: Sozialauslese. Kritische Glossen. 1898. Besonders kommt der 3. und 4. Essay in Betracht.

[10]) Vgl. auch Heinrich Herkner: Die Arbeiterfrage. 2. Aufl.; Berlin 1897. Kap. XIX, S. 441ff., wo Herkner über die „sozialpolitischen Allotria der Darwinisten, bevor diese über den Darwinismus im reinen sind" sehr gut abhandelt. Dort findet man auch Genügendes zur Illustration von Ammons „Methode". In der neuesten Auflage des Buches sind leider diese Ausführungen fortgelassen.

wissenschaftlichen Leistungen Ammons keine weitere Beachtung schenken, so erfordern die anthropologischen Grundlagen doch eine kurze Erörterung, denn sie beruhen ja auf „exakter" Messung und Beobachtung. Auf Ammons Veranlassung wurden in Baden an den Wehrpflichtigen umfassende Beobachtungen angestellt, die sieben Jahre dauerten, und deren Verarbeitung durch Ammon weitere fünf Jahre in Anspruch nahm. Das Ergebnis liegt in einem gewaltigen Band[11]) vor. Dr. Ladislaus Gumplowicz hat dieser Arbeit, die dem Fleiße des Autors alle Ehre macht, einen interessanten Artikel gewidmet, der die Art der Bearbeitung des Materials und die Methode der Schlußfolgerung scharf kritisiert[12]). Das Resultat ist, daß trotz aller Mühe und trotz Anwendung ganz unzulässiger statistischer „Methoden" gerade die wichtigsten Punkte nicht bestätigt, ja sogar in gewichtiger Weise erschüttert wurden, daß Ammon daraufhin die diesbezügliche Untersuchung, die zu unbequemen Resultaten zu führen schien, fallen ließ, nichtsdestoweniger aber noch nachher bewußt wahrheitswidrige Angaben über das Resultat der Enquete machte. Gumplowicz schließt seinen sehr lesenswerten Aufsatz: „So also sehen die Grundlagen aus, auf welchen Ammon die „neue Wissenschaft der Sozialanthropologie" aufgebaut hat. Die Beschaffenheit dieser Grundlagen läßt sich mit einem Wort charakterisieren: sie sind nicht vorhanden. Und daraus folgt, daß Ammons in allen Tonarten gefeiertes Werk: „Die Gesellschaftsordnung" wissenschaftlich wertlos ist. Nun hat Otto Ammon das Wort." — Obwohl die Redaktion der Zeitschrift Ammon unbeschränkten Raum zur Entgegnung anbot, begnügte sich Ammon mit einer „Erklärung" von 18 Zeilen, in der er eine Diskussion ablehnte und seinem Kritiker einige unsachliche Grobheiten sagte.

---

[11]) O. Ammon: Zur Anthropologie der Badener. Jena, Gustav Fischer, 1899.

[12]) Ladislaus Gumplowicz: Anthropologie und natürliche Auslese. Politisch-Anthropologische Revue, 1902, S. 105ff.

Alle Gesetze Lapouges lassen sich auf das eine zurückführen, daß die Stadtbewohner etwas langköpfiger sind als die Landleute. Damit wird natürlich die höhere Steuerkraft, „kommerzielle Überlegenheit" usw. leicht erklärt. Aber zwei Fragen drängen sich uns auf: 1. Ist die größere Dolichocephalie der Städte allgemein erwiesen? 2. Welche Bedeutung kommt ihr zu? Rassenverschiedenheit oder Einfluß des Milieus?[13]) Sind die Leute dolichocephal, weil sie in der Stadt wohnen, oder sind sie in die Stadt gezogen, weil sie dolichocephal (d. h. geistig regsamer usw.) sind?

Was die erste Frage betrifft, so hat Gumplowicz in seinem Artikel darauf hingewiesen, daß das „Gesetz" nur dort zutrifft, wo die Stadt aus Gebieten Zuwanderung erhält, die dolichocephaler sind, als die nächste Umgebung. Für andere Gebiete gilt das Gegenteil. Ferner haben wir bereits nachgewiesen, daß der ganze Körper des Menschen ungemein bildsam ist, sich verschiedenen natürlichen und sozialen Situationen verschieden anpaßt. Dies gilt auch für den Schädel. Hier sei nur wiederholt, daß sowohl nach den statistischen Erhebungen Nyströms in Schweden die Gebildeten gerade brachycephaler sind als die Ungebildeten, als auch die Schädel großer Männer eine direkt anormale Breitköpfigkeit zu zeigen pflegen. Wenn wir bedenken, daß die Schädelform keineswegs sicher vererbt wird, daß zahlreiche Faktoren den Schädel umzuformen suchen, daß schließlich schon geringe für das Auge gar nicht auffällige Maßänderungen starke Indexverschiebungen hervorrufen, so werden wir etwas vorsichtigere Schlüsse ziehen, als die „Anthroposoziologen". Eine Verlängerung des Kopfes in einer Richtung, verbunden mit einer Verkürzung in der anderen, um sage und schreibe je einen Millimeter genügt bei einem Durchschnittsschädel schon, um eine Veränderung des

[13]) Lapouge läßt selbst einen solchen zu, indem er behauptet, daß das Stadtleben das Pigment zu verteilen, die Haut zu entfärben, Haar und Augen dunkler zu färben scheint.

Index um etwa $^3/_4$ Einheiten bis eine ganze Einheit herbeizuführen. Nun ziehen die Anthroposoziologen aber schon aus Indexdifferenzen von Zehnteln einer Einheit weittragende Schlüsse. Gott bewahre, daß der Meßapparat Ammons und Lapouges etwa ungenau sei, sonst fallen vielleicht noch einige Millionen dem uns verheißenen Massenmord zum Opfer — zur höheren Ehre der Anthroposoziologie!

Die behaupteten geistigen und moralischen Unterschiede der verschiedenen Typen brauchen wir danach wohl nicht mehr zu besprechen. Doch sei noch eine nicht uninteressante Rassentheorie eines Norwegers, des Dr. Andr. Hansen, erwähnt, über die Ammon berichtet[14]). Hansen hat gefunden, daß die brachycephale, dunkle Rasse die konservativen Wahlkreise bewohnt, die langköpfige, blonde, germanische Rasse die demokratischen Gebiete. Das würde mit Ammons Theorie, die Demokraten seien brachycephal, recht wenig übereinstimmen; doch ein richtiger Rassengläubiger weiß sich zu helfen, sei es auch nur mit einem Wortspiel. So erklärt denn Hansen, die radikale Wählerschaft weise aristokratische Anlagen auf, da sie die Freiheit über die Gleichheit stelle, die Konservativen aber stellten die Gleichheit über die Freiheit. Ammon selbst läßt eine ungemein einfache Erklärung wahrscheinlich erscheinen, die er freilich gleich wieder anzweifelt, die aber trotzdem richtig sein kann. Wo die eindringenden Germanen rundköpfige Urbewohner vorfanden, da unterwarfen sie diese und wurden Grundherren, die Unterworfenen aber Hörige. Mit der Zeit starben die vereinzelten Familien der Grundherren aus, vermischten sich mit den Unterworfenen und verschwanden in der brachycephalen Masse. Die soziale Verfassung aber blieb — nur sind heute eben Rund- oder Mittelköpfe Großgrundbesitzer — und mit dieser blieb auch die politisch rückständige, konservative Richtung, die überall herrscht, wo Großgrundbesitz überwiegt. Dort, wo die Germanen aber

[14]) Vgl. O. Ammon: Zur Anthropologie Norwegens. Zentralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1900, S. 129.

keine Einwohner vorfanden — vielleicht, weil diese das schwere Land mit ihren leichten Pflügen nicht brechen konnten — dort ließen sie sich nicht als Grundherren — denn Hörige gab es ja nicht! —, sondern als freie Bauern nieder. Dort blieb natürlich die Schädelform, wie auch die in allen freien Bauernländern (Schweiz, Nordamerika usw.) herrschende demokratische Richtung erhalten. Die durch die Schädelform bezeichnete Rasse ist also nicht der Grund der politischen Richtung, diese wurzelt in den sozialen Verhältnissen, der geltenden Wirtschaftsform, aber die Verteilung der Schädeltypen zeigt wenigstens an, wo und wie die Wirtschaftsform entstanden ist. — Vielleicht sind es aber auch Unterschiede in der Landesnatur (Gebirge!) oder Lebensweise (Stadt- und Landleben), die gleichzeitig Schädelform und Charakter beeinflussen.

Die Rassentheorie H. St. Chamberlains.

Unter den Rassentheorien ragt die Theorie H. St. Chamberlains[15]) durch Form, Inhalt und Erfolg hervor. Die vielen Auflagen des umfangreichen Werkes beweisen, daß es die Gunst des Publikums gefunden hat. Die Verlagsanstalt hat in einem Bändchen eine Reihe von Urteilen über Chamberlain gesammelt, die von sehr bekannten Autoren abgegeben sind. Am weitesten geht wohl Dr. H. Helmolt, der Chamberlain einen Höhenmenschen nennt, ihm einen wahren Dithyrambos widmet und ihn Leibniz, Bayle, Winkelmann, den Brüdern Humboldt gleichstellt! Diese kleine Buchhändlerpublikation verdient großen Dank, denn sie bietet ein wichtiges Dokument zur Zeitpsychologie. Dazu kommt noch die mächtige Förderung durch sehr einflußreiche Kreise, die zur Stiftung eines eigenen reichdotierten Fonds führte, aus dem Bibliotheken und Vereine mit Exemplaren der „Grundlagen“ beteilt wurden.

Ein großer Teil des Erfolges kommt übrigens auf die glänzende Darstellung, das selbstbewußte, unfehlbare Urteil,

[15]) Houston Stewart Chamberlain: Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. 2 Bde. (viele Auflagen). Zitiert nach der unveränderten 2. Auflage.

dem eine öfters ausgedrückte Bescheidenheit nur als effektreiche Folie dient, schließlich auf die prunkvolle Belesenheit des Verfassers. An dieser Stelle soll zunächst eine Erörterung des Begriffes und der Bedeutung der Rasse bei Chamberlain versucht werden.

Diese Aufgabe ist nicht leicht, denn Chamberlain verwirft jede Definition des Begriffes und alle strengen Abgrenzungen der einzelnen Rassen. Er läßt es dahingestellt, ob Rasse im Sinne von Art oder von Varietät zu gebrauchen sei[16]), ob also die Menschheit mehrere Arten oder nur eine bilde. Selbst für die einzelnen Rassen will er unentschieden lassen, ob sie wirklich aus einer Quelle entsprungen oder jede aus mehreren zusammengeflossen sei. So sagt Chamberlain: „Was ist ein Arier? Was ist das für ein Mensch? Welcher konkreten Vorstellung entspricht er? Nur wer nichts von Ethnographie weiß, kann eine bestimmte Antwort auf diese Frage wagen. Physisch weichen die Völker, die wir unter dem Namen Arier zusammenzufassen gelernt haben, weit voneinander ab; sie weisen den verschiedensten Schädelbau auf, auch verschiedene Farbe der Haut, der Augen und des Haares; und gesetzt, es habe eine gemeinsame indo-europäische Urrasse gegeben, was kann man gegen das sich täglich anhäufende Material anführen, welches wahrscheinlich macht, daß auch andere, ganz unverwandte Typen von jeher in unseren heutigen sogenannten arischen Nationen reichlich vertreten sind, wonach man höchstens von einzelnen Individuen, nimmer von einem ganzen Volke sagen dürfte, es sei arisch?“ Mit Nachdruck betont er ferner, daß weder Sprache noch körperliche Merkmale, wie der Schädelindex, die Rassenscheidung und -bestimmung ermöglichen. Doch keinen dieser Sätze läßt ihr Verfasser unwidersprochen. Seine ganze Theorie setzt die engste Verwandtschaft aller Arier voraus, denn er findet eine bis in die kleinsten Züge ausgeprägte Gemeinsamkeit ihres geistigen

---

[16]) Vgl. Vorwort zur 4. Auflage, S. 15.

Seins. — Noch mehr, selbst die „unzweifelhafte prähistorische Gemeinsamkeit“ (S. 13) steht ihm fest, obwohl der Verfasser wiederholt alles Forschen nach Ursprüngen als nutzlos verspottet.

Was versteht also Chamberlain überhaupt unter der Rasse, die ihm doch die Grundlage und Triebkraft aller Geschichte ist? — Nachdem die Wissenschaft nicht hilft, beruft er sich auf den gesunden Menschenverstand, die Erfahrung des praktischen Lebens, den Instinkt, die das Dasein der Rasse im besonderen Fall anzeigen sollen. „Einfach vermöge unserer Eigenschaft, als lebendige Wesen, steckt in uns eine unendlich reiche und sichere Fähigkeit dort, wo es not tut, auch ohne Gelehrsamkeit das Richtige zu treffen.“ „Reine Wissenschaft ist ein edles Spielzeug“ und was dergleichen Redensarten des modernen Obskurantentums mehr sind. Chamberlain dagegen als „schlichter Mann der Praxis“ sucht die wichtigsten Aufschlüsse fürs Leben zu gewinnen und setzt daher die lebendige Anschauung über akademische Klügeleien. Er geht zu den Tier- und Pflanzenzüchtern und sucht ihre Auffassung von Rasse auf die Menschheitsgeschichte zu übertragen. Die Absicht der Züchter ist, die organischen Wesen in bestimmten, den Menschen förderlichen Richtungen besonders stark auszubilden, besonders schnelle Pferde, besonders milchreiche Kühe und fette Schweine zu erzielen. Wenn dem Züchter dies gelungen ist, dann sagt er von dem Zuchtprodukt: Das Tier hat Rasse. Eine genaue Begrenzung dieses Begriffes liegt ihm natürlich fern. — Chamberlain verzichtet also ebenfalls darauf, zu sagen, was die Rasse ist, wie sie sich von anderen ähnlichen Begriffen abgrenzt und dergleichen, er definiert sie mit ihren angeblichen Wirkungen, etwa wie ein Kind sich ausdrückt: Schlimm war ich, wenn ich nachher Schläge bekomme, gut, wenn ich gelobt werde. Für das praktische Leben des Kindes reicht das zunächst freilich aus, ist aber das Problem von Gut und Böse damit gelöst? — Genau so verfährt unser Autor. Alle Größe entspringt nach ihm aus einer Überschwänglichkeit, und diese

entsteht nur aus Rasse[17]). Wo also diese guten Früchte vorhanden sind, da liegt Rasse zugrunde und umgekehrt. Vor allem verleiht sie „Sicherheit des Charakters". An einer anderen Stelle nennt Chamberlain die Arier eigentümlich charakterlos im Vergleich zu den Juden[18]). Haben also die Arier keine Rasse? Schwanken im Charakter ist so für Chamberlain der sicherste Beweis der Rassenmischung.

Ein netter logischer Wirrwarr! Nirgends wurde bewiesen, daß Rasse Überschwänglichkeit hervorbringt, es wird einfach angenommen. Dann aber wird wieder von der Überschwänglichkeit auf das Vorhandensein von Rasse geschlossen, ja diese überhaupt erst als „Erzeugerin der Überschwänglichkeit" bestimmt. Wenn das Wort nicht jeden Sinn verlieren soll, wird man von Rassen dort sprechen, wo große äußere und innere Gleichartigkeit vorliegt und Mischungen keine große Rolle spielten. In diesem Sinne sind am ehesten die niedersten Völker echte Rassen, wo ein Mensch dem andern viel mehr gleicht, als bei den differenzierten Kulturvölkern. Aber weder Überschwänglichkeit noch Sicherheit des Charakters heben den Australneger über den Europäer. Das fortwährende Schwanken des Charakters ist sogar der Hauptzug aller Naturvölker. — Doch nehmen wir die Hypothese an, um Chamberlain weiter folgen zu können. Ein wichtiges Moment der Chamberlainschen Auffassung ist die Plastizität der Rasse. Rassen entstehen und vergehen, oder besser: verwandeln sich. „Eine edle Rasse fällt nicht vom Himmel herab, sondern sie *wird* nach und nach edel, genau so wie die Obstbäume, und dieser

---

[17]) „Rasse hebt einen Menschen über sich selbst hinaus, sie verleiht ihm außerordentliche, fast möchte ich sagen übernatürliche Fähigkeiten, so sehr zeichnet sie ihn vor dem aus einem chaotischen Mischmasch von allerhand Völkern hervorgegangenen Individuum aus" usw. S. 272.

[18]) Freilich ist der Jude wirklich nicht selten überschwänglich, aber selten zu seinem Vorteil. So artet seine Ethik in Sinnenverdrängung aus, sein Familiengeist in Beengung, seine Aufgeklärtheit in geistige Libertinage, sein Konservativismus in Staatsvergötzung, seine Selbsterkenntnis in Selbstschmähung.

Werdeprozeß kann jeden Augenblick von neuem beginnen, sobald ein geographisch-historischer Zufall oder — wie bei den Juden — ein fester Plan die Bedingungen schafft." Gegenüber der Gobineauschen Auffassung, Gott habe drei Rassen geschaffen, wovon gewissermaßen die älteste die schlechteste sei, die letzte aber das nach vielem Experimentieren endlich zuwege gebrachte, fix und fertige, unübertreffliche Meisterwerk darstelle, bedeutet diese Chamberlainsche Ansicht einen Fortschritt.

Ist aber Rasse etwas absolut Zwingendes? Kann sich der Einzelne über die Rasse erheben, unter sie herabsinken? — Chamberlains Antwort ist zweifelnd und schwankend. Er trennt Judentum und Juden, gibt eine gewisse Macht der religiösen Ideen über die Rassennatur zu, vertritt die Möglichkeit einer Assimilation der Juden. Andererseits genügen die leisesten Züge in der geistigen Physiognomie eines Mannes, um ihn mit apodiktischer Sicherheit einer Rasse zuzuweisen. Er verkündet, eine Kultur könne eine andere vernichten, aber nicht durchdringen, redet jedoch fortwährend davon, daß die Germanen — und zwar Katholiken wie Protestanten — vom Judentum im Christentum angesteckt seien, ja, er behauptet dies nicht nur von einzelnen: der rein serbische Bosniak und der hellenische Mazedonier trügen als Mohammedaner genau dieselbe geistige Kulturanlage, „wie nur irgend ein Osmane". Das Gehirn habe gewisse plis de pensée, Gedankenfalten, die das Denken bestimmen und der Rasse eigentümlich sind, und doch bildet es den Hauptschmerz Chamberlains, daß niemand so viel Antigermanisches gewirkt hat, als — Germanen. Ja, er kommt so weit, daß er den Germanen wiederholt eine „eigentümliche verhängnisvolle Anlage" zuschreibt, andere Weltanschauungen aufzunehmen und für sie wie für ihr Heiligstes zu kämpfen! Also eine Gedankenfalte der Widernatürlichkeit! Eine eigentümliche Anlage zum Aufgeben aller anderen Anlagen!

Wie entsteht nun edle Rasse? Fünf Faktoren hält Chamberlain für maßgebend: 1. Vorhandensein edlen Grundmate-

rials; 2. eine gewisse nicht zu weit getriebene Inzucht zur Befestigung des Rassencharakters; 3. Mitwirken der Zuchtwahl, Auslese der besten Elemente zur Fortpflanzung; 4. die Notwendigkeit von Blutmischungen; 5. die Notwendigkeit, daß diese Blutmischungen strenge in der Wahl und in der Zeit beschränkt seien. —

Schon die erste Bedingung ist merkwürdig. Auf die Frage: Wie entsteht edle Rasse? antwortet Chamberlain: aus anderen edlen Rassen. Woher dieser Adel kommt, bekennt Chamberlain, nicht zu wissen, doch gibt er zu, daß der Kampf ums Dasein die schon vorhandene edle Rasse weckt. Über das „Im Anfang war die edle Rasse" kommen wir also doch nicht hinweg.

Die Notwendigkeit der Blutmischung für die Entstehung edler Rassen betont Chamberlain besonders. Es ist gewiß unbestreitbar, was auch Chamberlain hervorhebt, daß die geistig produktivsten Gegenden Deutschlands die am stärksten mit Nichtgermanen gemischten sind. — Eine gewisse Möglichkeit dieser Wirkung kann man sich ja vorstellen. Übrigens macht Chamberlain selbst wichtige Einschränkungen. Rassenmischungen nützen nicht unter allen Umständen, sondern 1. nur zwischen nicht zu weit entfernten Rassentypen, 2. mit zeitlicher Beschränkung; das heißt, die Zufuhr neuen Blutes muß möglichst schnell vor sich gehen und dann aufhören. — Augenblicklich macht aber Chamberlain wieder Ausnahmen: auch „die Vermischung zweier sehr fremdartiger Wesen" kann unter gewissen Umständen zur „Bildung einer edlen Rasse führen". Beispiele gibt Chamberlain selbst: „Eines der edelsten Wesen, welche die Natur überhaupt aufweisen kann", der echte Neufundländer, ist aus der Kreuzung zwischen dem Eskimohund und einem französischen Hetzhund entstanden, ebenso das englische Vollblut[19]) aus arabischen Hengsten und englischen

[19]) Vgl. ferner: „Das gemeine englische Pferd und das (zweifellos ursprünglich selber aus einer Mischung hervorgegangene) arabische Pferd waren physiologisch ebenfalls sehr verschieden und aus ihrer Verbindung erzeugte sich

Stuten. — Sollten der Eskimohund und der französische Köter geringere physische Verschiedenheiten aufweisen, als ihre Herren, der Eskimo und der Franzose, oder sonst irgend zwei Mitglieder der menschlichen Rasse?[20]) Daß die Kreuzung nur einmal stattfinden darf, stimmt übrigens mit vielen Züchtererfahrungen nicht überein und wird von Chamberlain selbst widerlegt, indem er zugibt, daß das englische Vollblut von Zeit zu Zeit mit Arabern aufgefrischt werden muß. Chamberlain hat also die beiden von ihm mit so bedeutsamer Miene aufgestellten Sätze über Mischung sofort wieder umgeworfen. Dazu kommt aber noch die später zu behandelnde Unklarheit über den Begriff der verwandten Rassen. —

Als Hauptbedingung nach all diesen Vorbereitungen soll nun zur Erzielung edler Rasse eine gewisse Inzucht (Fernhaltung der Vermischung) zur Befestigung und Steigerung des Rassentypus stattfinden. Es scheint fast, als ob schon bloße Inzucht selbst bei sonst ungünstiger Grundmischung eine Rasse edel macht, was auch zum Beispiel Lapouge, dem Chamberlain oft folgt, wirklich behauptet. Zur Bekräftigung sollen die spanischen Juden (Sephardim) dienen, die Chamberlain mit übertriebenem Lob überhäuft. Alles nur, weil sie angeblich die Fernhaltung der Mischung, das „heilige Gesetz des Blutes" strenger beobachtet hätten, als die nördliche Judenrasse (Aschkenasim), obwohl sie doch beide nach Chamberlain aus einer ganz unglücklichen Mischung sehr fremder Elemente stammen. Man verfolge nun mit Staunen die equilibristische Kühnheit Chamberlains: Die nordeuropäischen Juden haben sich doch mit Germanen und Slawen gemischt — und da-

---

doch im Laufe der Zeit die physiologisch einheitlichste und edelste Tierrasse der Welt, das englische Vollblut".

[20]) Tatsächlich kann man sich durch einen Blick von der gänzlichen Unähnlichkeit der genannten Hunderassen überzeugen, die alle menschlichen Differenzen weit übersteigt. — Die südamerikanischen Mestizen nennt Chamberlain Kinder einer naturwidrigen Unzucht, um hinzuzufügen, die Grundmischung des Judentums sei noch ärger gewesen als jene Südamerikas!

durch Rassenverschlechterung der Juden? Doch weiter: In den Nachträgen zur dritten Auflage ist Chamberlain geneigt anzunehmen, daß die edlen spanischen Juden eigentlich — Goten sind, „die früher in großer Zahl das Judentum angenommen haben sollen". Wahrscheinlich haben sie sich aber doch mit ihren jüdischen Bekehrern vermengt — warum hier keine Rassenverschlechterung durch Mischung von Germanen und Juden? — Komisch ist auch, daß Chamberlain behauptet, die jüdischen Proselyten jener Jahrhunderte seien nur die Hefe des Völkerchaos gewesen — gilt das für die edlen Goten auch? — Um die Rassenverschiedenheit der Sephardim und Aschkenasim zu unterstreichen, behauptet er, jene hegten vor diesen einen „fast komischen Abscheu" (275). An anderer Stelle spricht er wieder von der „alle Berge und Meere überfliegenden, alle Verschiedenheiten der Sprachen und Sitten überwindenden, bewundernswerten Solidarität" der Juden! — Daß schließlich die Scheidung zwischen Sephardim und Aschkenasim eine ganz willkürliche ist[21]), kommt hier, wo wir nur eine kleine Probe Chamberlainscher Logik geben wollten, nicht weiter in Betracht.

Wichtiger scheint uns der Vergleich, den er zwischen den menschlichen und den Rassen der Tierzüchter zieht. Die Zuchtwahl muß offenbar eine fortwährende Anhäufung der von den Züchtern gewünschten Eigenschaften bewirken. Man bedenke aber, daß die Menschenrassen keineswegs unter derselben zielbewußten Auslese stehen, wie die Haustiere, die durch bloße Inzucht auch nicht edel werden würden. Ferner ist die Anwendung des Wortes „edel" in diesem Sinn überhaupt verwerflich. Wir nennen beim Menschen gerade den von Einseitigkeit freien, harmonisch ausgebildeten Typus edel. Mit viel besserem Recht kann man diese edlen Tiere einseitige Übertreibungen nennen. Wenn wir schon wirklich die von Chamberlain beliebte moralische Beurteilung der Tier-

---

[21]) Vgl. Dr. J. M. Judt: Die Juden als Rasse. (Berlin 1903.) S. 67.

welt[22]*) anwenden wollen, wäre es noch sehr zweifelhaft, ob* **der wilde Eber, der den** *alten Völkern als Symbol der* **unge-stümen** Kraft und Fruchtbarkeit der Natur heilig war[23]), oder das rein gezüchtete Yorkshire-Schwein, das beinahe nur mehr aus Fett und Fleisch besteht und wie eine verwöhnte Dame der sorgsamsten Pflege bedarf, edler genannt zu werden verdient. Selbst das von Chamberlain gepriesene Rennpferd ist ein ganz unnatürliches Kunstprodukt, das zwar mit unglaublicher Mühe dahin gebracht wird, einige Minuten lang die höchste Geschwindigkeit einzuhalten, dafür aber dem nicht rein gezüchteten natürlichen Pferd an Mut und Klugheit weit nachsteht. — Oft beruht der Adel dieser Tierrassen direkt auf pathologischer Grundlage, so — von den fettsüchtigen Schweinen abgesehen — das Charakteristische des edlen Mopses auf Rachitis[24]).

Nach Chamberlain wäre eine berühmte Boxerfamilie, die zahlreiche, an Gehirn verkümmerte, an Muskeln starke Champions hervorbringt, ein Muster reingezüchteter „edler" Rasse.

Im Gegensatz zur Reinzüchtung soll nun die Vermischung der Rassen die schrecklichsten Folgen haben, vor allem gänzliche Charakterlosigkeit herbeiführen. Es beruht dies auf der rohen und willkürlichen Annahme, daß die Mischung eine Art mechanisches Gemenge einander widerstreitender Eigenschaften bewirke, kann sie aber nicht ebenso gut einer chemischen Verbindung mit neuem und ausgeprägtem Charakter ähneln? Die wissenschaftliche Psychologie hat noch keine Antwort hierauf gefunden.

Wenn schon die allgemeinen Sätze Chamberlains über Rassenzucht jedes festen Halts entbehrten, so steigert sich dies

[22]) Ein Bastardhund ist nach Chamberlain „sittlich stets ein Lump".

[23]) Woher sich auch, nebenbei gesagt, das Verbot des Schweinefleisches bei den Juden herschreibt. Das Essen von Schweinefleisch war eine Kulthandlung der älteren Volksreligion und wurde daher von den Propheten ebenso bekämpft, wie der Genuß des Pferdefleisches bei den Germanen von der Kirche.

[24]) Von edlen Dachshunden spricht Chamberlain wirklich.

noch in bezug auf die besondere Charakteristik der Rassen. *Was nützen alle Behauptungen über die gute oder schlechte Wirkung* von Rassenmischungen, wenn der Fremdling und der Rassenverwandte nicht genau unterschieden werden können? Wenn überhaupt nicht feststeht, was als fremd, verwandt, nah verwandt usw. zu gelten hat? Da Chamberlain den Umfang seines Rassenbegriffes gar nicht bestimmt, einmal Neger und Arier, ein anderesmal Germanen und Griechen als unverwandte Rassen aufführt, ist jede Anwendung auf die Geschichte unmöglich. Der Untergang der griechischen Kultur und Rasse wird mit dem Einströmen „unverwandter" Völker erklärt; als solche unverwandte Eindringlinge werden aber lauter „Arier", Römer, Mazedonier, Kelten, Germanen, Slawen aufgezählt! Wenn man den Kreis der Verwandtschaft noch etwas enger zieht, kommt man vielleicht dazu, die Mischung zwischen Bewohnern von Nord- und Süddeutschland, oder des Ostens und Westens eines deutschen Bundesstaates als schädigend und die Individualität verwischend zu verwerfen. Wenn der griechischen Rasse die keltische und slawische Mischung tödlich war, warum hat dieselbe Mischung den Germanen so außerordentlich genützt? Warum hat den Griechen und Römern die Mischung, die sie am Anfang ihrer Geschichte mit Hetitern, Semiten, respektive Etruskern durchmachten, gar nicht geschadet? Und dergleichen mehr. In die größte Konfusion stürzt sich aber unser Panegyriker des Germanentums dort, wo er die Kennzeichen des Germanen angeben soll. Chamberlains poetische Schilderung des germanischen Typus stimmt mit den anthropologischen Merkmalen der heutigen Deutschen und der größten Genies des deutschen Volkes wenig überein[25]).

Chamberlain fühlt sehr wohl den völligen Bankerott seiner auf Merkmale gestützten Rassendiagnose. Mit kühner Hand verwirft er also überhaupt diese Methode und beruft sich auf

---

[25]) Vgl. oben S. 78ff.

den Instinkt des Züchters, der angeblich Rasse erkennt, ohne sie beschreiben zu können. Kleine Kinder, die noch nicht von den Vorurteilen der Erwachsenen — und besonders der Gelehrten — besessen sind, haben die wunderbare Fähigkeit, Juden zu riechen, sie instinktmäßig zu erkennen. Leider erwies sich die nette Anekdote, mit der Chamberlain dies beweisen wollte, als Fälschung[26]). Aber haben wirklich nur Gelehrte verdammungswürdige Vorurteile? Besitzen kleine Kinder gar keine? Wenn nicht selbsterzeugte, so die ihrer Ammen, Gouvernanten, Eltern, Gespielen? Mit der hier ergriffenen Methode der Rassenbeurteilung läßt Chamberlain das Ammenmärchen über die Wissenschaft, das unkontrollierbare Gefühl über die Vernunft, den atavistischen Instinkt einer tierischen Vorzeit über das vernunftgeleitete Wollen triumphieren. Diese notwendige Folge aus den psychologischen und theoretischen Grundlagen des Chamberlain'schen Werkes kommt in ihm zu voller Entwicklung. Was aber einem kenntnisreichen und dabei ehrlich-bescheidenen Forscher nur als bedauerliche Verirrung angerechnet werden dürfte, wird bei Chamberlain, dessen hochmütige Unwissenheit auf sämtlichen von ihm behandelten Gebieten nur durch seine Gehässigkeit übertroffen wird, zu einem Attentat auf das gesunde Denken unserer Zeit, dessen teilweises Gelingen die bedrohliche Schwäche unserer Allgemeinbildung beweist. Im Folgenden wird unsere Anklage unter den gehörigen Beweis gestellt.

[26]) Den aktenmäßigen Beweis hierfür siehe in der „Gesellschaft". 1900. S. 357.

VII. Das religiöse Leben bei Ariern und Semiten.

Arische und semitische Religion nach H. St. Chamberlain.

Den Hauptunterschied zwischen arischem und semitischem Geistesleben findet H. St. Chamberlain auf religiösem Gebiete. Dem als Beispiel gewählten Indo-Arier, der die religiöse Anlage am höchsten ausgebildet hat, ist die Religion eine innere Erfahrung, im Gegensatz zur äußeren der Semiten. Sie entspricht dem drängenden Bedürfnis des Gemütes nach Vertiefung, dieser Zustand ist unabhängig von dem Fürwahrhalten äußerer historischer Begebenheiten, göttlicher „Offenbarungen" in Wort, Erscheinung oder Taten. Indische Religion ist also zeitlos, unhistorisch (oder besser antihistorisch), antirationalistisch. „Schon nach dem Zeugnis der ältesten Urkunden sehen wir den Arier beschäftigt, einem dunklen Drange zu folgen, der ihn antreibt, im eigenen Herzen zu forschen." (S. 221 ff.) „Sich und die Welt in Einklang zu setzen" und so das große Mysterium des Seins — nicht zu verstehen — nein im wunderbar erhellten Innern zu erleben, das ist der Kern seiner Religiosität.

Die äußeren Formen der inneren Anlage sind dementsprechend rein und edel. Die Götter sind nur Bilder, in denen die schaffende Phantasie das innere Erlebnis nach außen versetzt, ohne zu vergessen, daß jene geschaffen und vergänglich sind. „In keinem Zweig der indoeuropäischen Familie hat es zu irgend einer Zeit Götzendienst gegeben. Die unverfälschten arischen Inder, wie auch die Eranier hatten niemals weder Bild noch Tempel" — Bilderanbetung existierte nicht (S. 230), den Göttern zu Ehren wurden die unzähligen Bildnisse her-

gestellt, die die Seele *mit der lebendigen Vorstellung höherer* Wesen erfüllen sollten. — „Nie sind bei den Indoeuropäern die Götter Weltschöpfer", sie sind freundliche und gütige Symbole für das göttliche Eine, das seit den ältesten Zeiten geahnt wurde. (S. 396.) Der — geistige — Monotheismus ist also bei den Ariern schon im Anfange der religiösen Entwicklung vorhanden.

Charakteristische Züge dieser Religiosität sind der mystische Zug, die Auffassung der Erlösung des Menschen durch die Gnade, d. h. nicht durch den plötzlichen Willensakt eines despotischen Gottes, sondern durch das innere Wirken des von Liebe zum Göttlichen erfüllten Herzens. Die Gesinnung ist alles, dagegen fehlt der Gedanke der genauen Vergeltung jeder Tat nach ihrer „Gerechtigkeit", oder nach ihrem äußeren Erfolg, es fehlt das Binden der Sittlichkeit und Frömmigkeit an „Gebote", es fehlt der Ritualismus, das bevorrechtete „heiligere" Priestertum und die von diesem getragene Hierokratie. Ganz im Gegenteil ist der Drang nach religiöser Unabhängigkeit, nach innerer Freiheit eine arische Regung, die insbesondere im Christentum überall durchbricht, wo es auf germanischer Grundlage ruht. Der „Los von Rom"-Drang der Germanen (im weiteren Sinn) zeigt sich in allen religiösen Bewegungen vom Arianismus und dem Unabhängigkeitsstreben der slawischen Kirchen bis zur Reformation.

Vor allem aber ist die absoluteste Toleranz ein gemeinarischer Grundzug; niemals lag es in der Natur des Indogermanen, in das Seelenheiligtum eines anderen mit frevler Hand einzugreifen, wo von Ariern Religionsverfolgungen und andere Regungen der Unduldsamkeit vorkamen, ist stets ein fremdes, dem Arier eingeimpftes Gift tätig gewesen. (S. 406/7.)

Mit Religion ist Weltanschaung untrennbar verbunden, es sind eigentlich nur zwei Richtungen des Gemütes, die eine zum Erkennen, die andere zum Glauben. (S. 738.) Der Kern der germanischen Weltanschauung, in der die arische Anlage am glücklichsten ausgebildet ist, ist aber in Goethes Wort vom

äußerlich Begrenzten, innerlich Unbegrenzten gegeben, das Chamberlain im kantischen Sinn auf die Unterscheidung einer äußeren streng mechanischen Welt und einer inneren der absoluten sittlichen Freiheit deutet. Diese Weltanschauung stimmt überein mit der „allen Ariern gemeinsamen und ihnen allein eigentümlichen“ (S. 508) freischöpferischen Anlage, die dem Freiheitsbedürfnis und der Befähigung frei zu sein entspricht, und der „unvergleichlichen und durchaus eigenartigen germanischen Treue“. (S. 504.) Diese zwei Anlagen, die den Grund jener zweiteiligen Formel germanischer Weltanschauung bilden, finden auf allen Gebieten des geistigen und sozialen Lebens ihren Ausdruck.

Der Zweig der Semiten, mit dem Chamberlain sich vorwiegend befaßt, sind die Juden. Doch fällt auch auf die anderen Stämme gerade kein günstiges Licht. Nach Chamberlains Theorie sind übrigens die Juden gar keine echten Semiten, sondern eine Kreuzung unverwandter Rassen. Dieser Frevel gegen die Natur hat in Zusammenhang mit einem historischen Ereignis, das dem Priestertum die Macht in die Hand gab, die ganze unglückliche Entwicklung des jüdischen Geistes verschuldet.

Im Gegensatz zum gemütstiefen, freischöpferisch beanlagten Arier herrscht beim Semiten der auf Kosten aller anderen Anlagen übermäßig entwickelte Wille vor.

Egoismus, Fanatismus, Beschränktheit des Geistes sind die Folge. Beim Arier ist die Einsicht in die strenge Naturgesetzlichkeit vorhanden, selbst die Götter sind ihr unterworfen, der Jude projiziert sein eigenes Bild ins Göttliche und schafft mit starkem Willen einen willkürlich handelnden Tyrannen als Gott, dem gegenüber der Mensch nur als Knecht in Furcht und Zittern erscheint. Eine weitere Folge ist auch die Annahme der Willensfreiheit durch den semitischen Geist, ja Chamberlain geht so weit, hierin eine Art Schibboleth zu erblicken. „Überall nun, wo wir Einschränkungen dieses Freiheitsbegriffes begegnen: bei Augustinus, bei Luther, bei Voltaire, bei Kant,

bei Goethe — — —, können wir sicher sein, daß hier eine indoeuropäische Reaktion gegen semitischen Geist stattfindet." (S. 244.) Hand in Hand damit geht eine Verkümmerung des Rechtsgefühles, eine völlige Mißachtung des Rechtes anderer, die die Semiten von Anfang an zu Zinswucherern bestimmte. (S. 170.) Kennzeichnend für die Juden ist die „absolute Ignoranz und kulturelle Roheit des Volkes, welches auf keinem einzigen Felde menschlichen Wissens oder Schaffens jemals das geringste geleistet hat". (S. 766.) Zwar schrieb man früher den Juden eine besondere Befähigung für Religion zu, aber diese Fabel ist jetzt endgültig vernichtet. (S. 29.) Ganz im Gegenteil sind gerade die Juden religiös am wenigsten begabt von allen Völkern der Erde, selbst die Neger und Australier überragen sie hierin zuweilen.

Was an religiösen Vorstellungen sich findet, ist ausnahmslos fremden Völkern entlehnt und dabei noch verständnislos auf ein Minimum reduziert. (S. 222.) Vor allem ist den Juden Religion keine innere, sondern eine äußere Erfahrung: sie glauben nicht an das in uns lebende, alles durchdringende Göttliche, sondern sie glauben an einen mächtigen „Götzen", weil ihre Väter behaupten, er habe einmal vom Sinai herunter zu ihnen gesprochen und allerlei wundersame Kunststücke vollbracht. Die Grundlage der Religion bildet der Glaube an die verheißene Weltherrschaft, an die Unterjochung aller Völker. Der Begriff der Erlösung durch Gnade ist dagegen den Juden völlig fremd. Dem Juden fehlt jede metaphysische Anlage, die fragende Wißbegierde geht ihm ab. Selbst sein Monotheismus ist keine metaphysische Erkenntnis, sondern ein politisches Ergebnis, der Jude ist eigentlich Polytheist. Mehrmals (S. 230/1, 396/7) wird betont, die Juden seien die „greulichsten Götzenanbeter gewesen und vielleicht die einzigen Götzenanbeter, von denen die Menschheit zu erzählen weiß."

Im Gegensatz zur arischen Betonung der Gesinnung herrscht bei den Juden Werkheiligkeit, strenge Gesetzlichkeit, ein Überwuchern des ödesten Ritualismus. —

Die Tugend geht aus auf irdischen Lohn (S. 573), die Religion verfolgt praktische Zwecke, Herrschaft und Besitz. (S. 400.) Es ist gewissermaßen ein Handelsgeschäft mit einem überweltlichen, besonders mächtigen Kaufmann, den man natürlich ebensowenig lieben muß wie irgendeinen Geschäftspartner, dessen Bedingungen aber genau zu erfüllen sind. „Die sittlichen Gebote wachsen nicht mit innerer Notwendigkeit aus den Tiefen des Menschenherzens empor, sondern sind „Gesetze, die unter bestimmten Bedingungen an bestimmten Tagen erlassen wurden und jeden Augenblick widerrufen werden können.“ (S. 234.) Daher sieht auch das semitische Gesetz lediglich auf den Erfolg der Handlung, gar nicht auf die Absicht, umgekehrt wie bei den Indoariern. (S. 413.)

Alles dieses wirkt heute noch, nicht bloß im Judentum, sondern vor allem in der katholischen Kirche. Denn das Völkerchaos, durch dessen Hände die reine Lehre Christi[1]) ging, verunstaltete sie mit jüdischem Anstrich, der ihr noch heute anhaftet und unzählige Arier verdorben und „verjudet“ hat. — Das schrecklichste aller Danaergeschenke des Judentums aber ist seine Intoleranz und sein Weltherrschaftstraum, die auf die Kirchen — und nicht bloß auf die katholische! — übergegangen sind. — (S. 342 usw.) „Die vielen Millionen, die durch oder für das Christentum hingeschlachtet wurden, sowie die vielen für ihren Glauben gestorbenen Juden sind alle Opfer der Fälschungen des Esra und der großen Synagoge (durch die nach Chamberlain das Judentum begründet wurde. D. V.).“ (S. 452.) Im Gegensatz dazu herrscht bei den Ariern aller Stämme stets absoluteste Toleranz und Gewissensfreiheit. (S. 406/7 usw.)

Die jüdische „Religion“ ist also historisch, rationalistisch, materialistisch, nationalistisch, egoistisch. Daß den Juden außerdem die schöpferische Kraft, die Treue, Tapferkeit und

---

[1]) Bekanntlich stellt Chamberlain auch die Theorie auf, Jesus (oder — wie Chamberlain sagt — Christus) sei kein Jude gewesen, seine Lehre sei sogar eine Verneinung des Judentums.

Vaterlandsliebe, sowie manches noch zu Erwähnende fehlt, erklärt ihr Unvermögen, einen dauernden Staat zu gründen, oder auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft etwas zu leisten. Soweit Chamberlain.

Was uns an Chamberlains Darstellung besonders auffällt, sind nicht die unzähligen Irrtümer, Entstellungen und Widersprüche im einzelnen, sondern das Fehlen des sozialen Schauens, der Fähigkeit, die Einzeltatsachen der Geschichte in ihrem organischen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Entwicklung zu begreifen. Freilich ist dies ein notwendiger Fehler aller Rassentheoretiker, dessen psychologische Wurzel wir andern Orts aufdecken wollen. Eine Abhängigkeit des individuellen Denkens vom Milieu des Gehirns wird von Chamberlain in schärfster Weise behauptet, und das Denken der höheren Einheiten, der Völker und Rassen sollte unabhängig sein von dem umgebenden natürlichen und sozialen Milieu? Eine unglückliche — an einem Tage entstandene (S. 424) — Idee sollte imstande sein, nicht nur die geistige Richtung ihres Volkes gänzlich umzubiegen, sondern auch durch Jahrtausende Völkern der verschiedensten Rasse und der abweichendsten natürlich-sozialen Lage ein Joch aufzulegen, das ihrem innersten Wesen fremd und verhaßt ist? Bedeutet diese Allgewalt der Idee nicht den gefährlichsten Angriff auf die Grundlagen der Rassentheorie selbst?

Doch die allgemeinen Erwägungen helfen uns hier nicht weiter. Wir wollen versuchen, aus unserer Kritik der Chamberlainschen Theorie ein positives Beispiel der sozialen Betrachtungsweise zu gestalten, indem wir die geistige Entwicklung der extremen Typen des indoarischen und jüdischen Stammes in großen Zügen in ihrer sozialen Bedingtheit darstellen.

Natürliche Grundlagen der jüdischen und indoarischen Entwicklung.

Der Vergleich des historischen und räumlichen Spielraums der indischen und jüdischen Entwicklung gibt uns schon eine wichtige Lehre. Das heutige englische Vorderindien ist 121 mal

größer als das kleine Ländchen Palästina, die Fläche verhält sich also wie ganz Deutschland zu Sachsen-Weimar und Schwarzburg-Rudolstadt zusammengenommen, die Geschichte der Juden als Volk umfaßt etwa ein Jahrtausend, die Indiens mindestens 3000 Jahre. — Die Indoarier standen bei ihrer Einwanderung schon auf einer höheren Stufe primitiver Kultur, die gebirgige Natur des nördlichen Indiens gewährte zunächst die Möglichkeit einer kräftigen Vorwärtsentwicklung. Es ist natürlich, daß die räumlich und zeitlich größere Entwicklungsbasis auch eine mannigfaltigere Fülle günstiger Variationen hervorbringen mußte als die beschränkteren Verhältnisse. Niemand wird wohl Sachsen-Weimar vorwerfen, daß es nicht dieselbe Menge großer Männer hervorgebracht hat wie ganz Deutschland. — Eigentlich müßte die Vergleichung also ein größeres Objekt wählen als den jüdischen Stamm, was aber hier zu weit führen würde.

Mehr noch als die Ausdehnung, fällt die Verschiedenheit der äußeren Natur beider Länder ins Gewicht. In Indien ein unbeschreiblich üppiges Sprossen und Wachsen, eine überquellende Zeugungskraft der Natur, die dem Lebensbedürfnis mit freigebiger Milde leichte Befriedigung gewährt und die Sinne zum lebhaften Spiel der Phantasie anregt. Freilich wirkte das Klima auch erschlaffend auf die von Nordwesten her vordringenden arischen Krieger. In den Veden spüren wir noch oft den frischen Hauch des Lebens im Siebenstromland, in den späteren brahmanischen und buddhistischen Werken, die im Kulturgebiet des Ganges entstanden, haben wir eine Widerspiegelung der veränderten psycho-physiologischen Bedingungen [2]). Erst in diesen Sitzen stellte sich die weltabgewandte grüblerische Stimmung der indischen Spekulation, die glühende Erotik und maßlose Phantasie der weltlichen Dichtung ein, die alle den ältesten Denkmälern des indischen Geistes noch ganz ferne liegen.

Die Natur Palästinas bildet in allen Punkten den schärf-

[2]) Lefmann, Geschichte des alten Indiens. 1890, S. 356, 404, 667.

sten Gegensatz zu der Indiens. Auf kleinem Raum drängen sich die Gegensätze der Natur, wie in der Seele seiner Bewohner. *Neben alpinen Gegenden, die an die Region des ewigen Schnees heranreichen, finden sich Gegenden mit tropischem Klima, neben Steppe und Wüste von grauenhafter Eintönigkeit und Unfruchtbarkeit Oasen von üppigster Ergiebigkeit. Freilich: ein Ganges, ein Nil existiert nicht, der Jordan ist ein reißender Bergstrom, gewöhnlich unschiffbar und unpassierbar. „Von freiwilliger Fruchtbarkeit war das Land nicht, die Wüste fraß um sich, wo ihr nicht entgegengearbeitet wurde[3].“ Man begreift, wie hier das Wort entstehen konnte: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen!“ und dieses Wort tat hier auch Wunder. „Die terrassierten Berge waren mit Wein und Oliven bedeckt, die Täler und Ebenen trugen Weizen und Gerste die Fülle.“ (Wellhausen a. a. O.) „Landschaftliche Reize bietet Palästina wenig. Die Berge zeigen keine malerischen Linien; Wald und Wiese gibt es nicht, außer am Karmel, in Galiläa und namentlich auf den rauhen und wasserreichen Höhen Gileads.“ Doch können wir nicht behaupten, daß Israel die Phantasie fehlte; die großartigen Visionen eines Hesekiel und Jesaia, die lieblichen Bilder der Psalmen, die erhabenen Naturschilderungen des Buches Hiob belehren uns eines besseren[4]. Aber die Phantasie schlug hier eine ganz andere Richtung ein als in Indien. Sie wuchert nicht üppig wie der Urwald und spielt nicht mit den Dingen wie die heitere Tochter des Zeus, ein strenger und feierlicher Zug zeichnet sie aus, die unendliche Öde der Wüste erzeugt die Gefühle der Unendlichkeit und die Romantik der Monotonie. Vor allem aber befördert die

[3]) Wellhausen, Israelitische und Jüdische Ceschichte. 4. Aufl., 1901, S. 85. Vgl. auch Stade, Geschichte des Volkes Israel. 1887, I. Bd., S. 101, 102.

[4]) Humboldt behandelt im zweiten Bande seines Kosmos ausführlich die Entwicklung der ästhetischen Naturbetrachtung unter dem Einfluß des Monotheismus und der semitischen Kultur. „Mit der Entgötterung der Gefilde begann die wahre Naturbetrachtung und die Freude an der reinen Größe und Schönheit der Naturerscheinungen.“ (So F. A. Lange, Gesch. des Materialismus, 5. Aufl., I. Bd., S. 158.)

Strenge der Natur den engeren Zusammenschluß der Menschen, das Familienleben und die Richtung auf das soziale Glück. *Die äußeren Schicksale und die gesellschaftliche Entwicklung haben dazu geführt, daß alle geistigen Äußerungen des Volkes Israel eine ausgesprochene* ethische Färbung angenommen haben, hier liegt die Größe und die Einseitigkeit dieses Stammes.

Die Semiten alte Ackerbauer.

Seit den ältesten Zeiten tritt uns Israel als ein Volk harter[5]) und schwer arbeitender Bauern entgegen, dem die Erinnerung an die Nomadenzeit freilich noch lebhaft im Gedächtnis haftet und zu bunter Sagenbildung Anlaß gibt. Diese Tatsache bildet mit der anderen, daß die arischen Stämme überall länger Nomaden geblieben sind, viele der wichtigsten Gegensätze in der Psychologie beider Völkergruppen heraus. Jhering hat diese Gegensätzlichkeit in geistvoller Weise zu entwickeln begonnen[6]). Der die Flachländer Vorderasiens besiedelnde Semite tritt als Ackerbauer in die Geschichte, der Höhen bewohnende Indoarier als Hirte. „Der Arier hat viele Jahrtausende hindurch mühelos als Hirte seinen Unterhalt gefunden, der Semite im Schweiße seines Angesichtes den Acker bestellen müssen, dort ein Leben ohne Arbeit, hier schwere Arbeit.“ Die Muße zum Spiel der Phantasie fehlt dem harten Bauer, der seinen Verstand anstrengen muß, um mit dem Boden zu kämpfen, das unnütze Spekulieren verwirft sein praktischer Sinn. Die leidenschaftliche Spielsucht der alten Inder hält dieser für höchst unmoralisch, dort heißt es „Leicht

[5]) Wie denn die robuste Natur der israelitischen Weiber das Staunen der verzärtelten Ägypter hervorruft. II. Moses, 1, 19.

[6]) Vgl. R. von Jhering, Vorgeschichte der Indoeuropäer. 1894 (aus dem Nachlaß unvollendet herausgegeben). Der große Rechtslehrer vergleicht die babylonische mit der indischen Kultur. Der scharfe soziale Blick des Gelehrten macht es zu einer Fundgrube geistvoller Betrachtungen. — Das Resultat Jherings wird formuliert: „Der Boden ist das Volk.“ (S. 97.) „Die Völker in hrer Wiege vertauscht und aus den Semiten wären die Arier, aus Ariern die Semiten geworden.“ (S. 98.) Vgl. auch S. 188—9.

gewonnen, leicht zerronnen", hier aber, das mühsam Errungene beisammen zu halten. Mit scharfem Blick führt Jhering die Folgen der natürlichen Lage an dem Beispiel Babylons und Indiens aus. Die weittragendste Konsequenz ist die verschiedenartige Siedlung: der ackerbauende Semite, in der flachen waldlosen Ebene jedem Überfall ausgesetzt, gründet Städte und baut Steinhäuser, beides zum Schutz. Aber das, was „zum Leben" ersonnen wurde, erzeugte bald das „gut leben", nach dem genialen Ausdruck des Aristoteles. Die befestigte Stadt, die Erzeugerin höherer Kultur, entsteht zuerst auf semitischem Boden, sie ist „der entscheidende Wendepunkt im Leben der Völker der alten Welt", um sie bildet sich erst der Staat. Der durch das Gebirge geschützte Arier dagegen bleibt lange beim Holzhaus und der Einzelsiedlung, hier liegt ein Hauptgrund seiner geringen staatenbildenden Kraft wie auch jener sozialen Entwicklung, die seine eigenartige Geistesentwicklung beförderte. Das Steinhaus und die Stadt binden aber an den Boden, erzwingen die Seßhaftigkeit, was weder das leichte Holzhaus noch der Pflug vermag. — Der Einfluß der Bauarbeit, der Schiffahrt und Wasserwirtschaft auf den Nordsemiten wird von Jhering vorzüglich dargestellt. In den letztgenannten Punkten fand Israel andere Entwicklungsbedingungen vor als die Euphratsemiten.

Der Ackerbau blieb Jahrhunderte die Grundlage und einzige Lebensquelle Israels, noch die Propheten zeichnen kein anderes Ideal als das volkstümliche: „Jeder bei seinem Weinstock und im Schatten seines Ölbaumes." (I. Kön. 4, 25 und öfters.) Saul pflügt selbst als König noch eigenhändig mit einem Rindergespann (I. Sam. 11, 5) und Fürstensöhne weiden die Herden ihrer Väter.[7]) Die soziale Organisation besteht in

---

[7]) Gideon empfängt die Berufung zum Befreier seines Volkes, als er den Weizen seines Vaters drischt, David wird von der Herde weggeholt, als er zum König gekrönt werden soll, Elisa vom Pfluge weg, als er zum Propheten erwählt wird usw. (vgl. Guttmann, Die Juden und das Wirtschaftsleben im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 36, 1913, S. 204).

der Gentilverfassung, der einzelne lebt nur in seinem Stamm, inmitten seiner Angehörigen, und eng mit dem Boden verwachsen. Eine gesellschaftliche Arbeitsteilung existiert nicht, weder Handel noch Handwerk lassen sich nachweisen[8]). Dagegen spielt der Krieg, der freilich nicht um hohe Ziele, sondern aus den gewöhnlichen Motiven aller Naturvölker — Raub und Blutrache — geführt wird[9]), eine Hauptrolle in dem Leben jener Zeit. Der Name „Israel“ schon ist ein Feldgeschrei, seine wörtliche Bedeutung ist „Gott streitet“. Das älteste literarische Denkmal Israels, das Deboralied (Richter 5), ein Kriegsgesang von gewaltiger Kraft, schildert, wie Jahwe selbst vom Himmel her für sein Volk kämpft. Die Überreste der Heldensagen, die die Bibel noch enthält, erzählen uns von Samgar, dem Sohne Anaths, der 600 Philister mit einem Ochsenstecken schlug (Richter 3, 31), von Jephta, „einem streitbaren Helden“, von Gideon, besonders oft auch von Kämpfen mit Riesen. (Vergleiche das Heldenbuch II. Sam. 23, wo 37 Heroen aufgezählt werden, I. Chro. 21, 4—8, die Goliathsage I. Sam. 17.) Vor allem aber ist es die reizend erzählte Sage von Simson, einem ganz weltlichen Helden voll Kraft und Humor, deren charakteristische Züge in der „biblischen Geschichte“ unserer Schulen freilich nicht getreu berichtet werden können, die den Geist jener Zeit widerspiegelt[10]).

In keiner Weise unterscheidet sich in all diesem das Volk Israel von den übrigen Völkern auf derselben Entwicklungs-

---

[8]) Ich hätte diese längst feststehenden Dinge nicht wieder aufgefrischt, wenn Chamberlain nicht den unglaublichen Satz aussprechen würde, die Juden seien „seit den ältesten Zeiten Geldwucherer und Roßtäuscher“, hätten niemals Vaterlandsliebe und kriegerischen Sinn gezeigt und dergleichen mehr.

[9]) Bei den Indern hat das Wort gavishti (ursprünglich: „Begehren nach Kühen“) die allgemeine Bedeutung „Kampf“ angenommen. Lassen, Indische Altertumskunde. 1867, S. 963.

[10]) Dies erklärt, wieso das Alte Testament auf die alten Germanen und Slaven einen viel größeren Eindruck gemacht hat, als das Neue, wie aus den zahlreichen Behandlungen alttestamentarischer Stoffe in ihrer Literatur, der Wahl der Taufnamen usw. erhellt.

stufe. Zwei Ereignisse aber auf politischem Gebiet hoben es aus dem Verborgenen heraus und entzündeten das Licht in Juda, das die Welt überstrahlen sollte. Mit dem Königtum beginnt eigentlich erst für Israel die Geschichte, durch das Exil erhält sie ihren wesentlichsten Inhalt.

Die Notwendigkeit einer stärkeren Verteidigung, die mit der steigenden Zivilisation eintrat, erzeugte das Königtum als erbliches Heerführeramt. Das Unterscheidende des israelitischen Königtums aber liegt in seiner von Anfang an demokratischen Art. Der königliche Absolutismus ist überall erst das Ergebnis einer langen politischen Entwicklung, für die dem Volk Israel nicht Zeit genug gelassen wurde. Die häufigen Dynastiewechsel und das Selbstbewußtsein der wohlhabenden Grundbesitzer, die den König als ihresgleichen betrachteten, verhinderten das Anwachsen der königlichen Hausmacht. — Wellhausen[11]) charakterisiert dies Königtum gut; „Die hergebrachten Begriffe von orientalischem Despotismus leiden auf das israelitische Königtum nur beschränkte Anwendung. Wollte Naboth seinen Acker nicht gutwillig verkaufen, so sah Achab keine Möglichkeit, in den Besitz desselben zu gelangen; man begreift die verwunderte Äußerung seiner tyrischen Gemahlin: Du willst den König spielen in Israel! Um die Mittel anzuwenden, durch die es dann doch gelang, ihm den Weinberg zu verschaffen, dazu brauchte man nicht König zu sein; daß sie aber der König anwendete, kostete seinem Hause den Thron. Auch persönlich machen die Könige, wenn wir sie näher kennen lernen, im allgemeinen nicht den Eindruck von Despoten; ihre sprichwörtliche Menschlichkeit scheint mehr als Redensart gewesen zu sein.“

Das Exil, der Mittelpunkt der israelitischen Geschichte, ist eine der folgenschwersten Tatsachen der Weltgeschichte; die Lage Palästinas erklärt uns dieses Ereignis. Palästina bildet die große Heerstraße zwischen Vorderasien und Ägypten. Auf

---

[11]) A. a. O., S. 89.

der einen Seite die Wüste, auf der anderen das Meer, führt dieses Ländchen wie eine Brücke vom Kulturgebiet des Euphrat zu dem des Nil. Auch war es die einzige Position am Mittelmeer, die die mesopotamischen Herrscher erobern konnten, ohne mit den kleinasiatischen Griechen gefährlichen Streit zu beginnen. Das reiche Phönizien, das Palästina vorgelagert war, reizte den Appetit. Andererseits war der Besitz Palästinas eine fortwährende Drohung gegen Ägypten. So entbrannte denn der Jahrhunderte lange Kampf um den Besitz des Brückenkopfes zwischen diesem Reich und den Weltmächten Vorderasiens. Das kleine Israel, das in diesen Kampf hineingeriet, büßte seine nationale Unabhängigkeit ein, gewann aber reiche geistige Schätze. Wir müssen jedoch vorerst einen Blick auf die vor diesen Ereignissen erreichte Stufe werfen.

Die religiösen Anfänge Israels waren genau dieselben wie die aller anderen Völker: Totemismus (Verehrung einzelner Tierarten), Fetischismus (Verehrung einzelner Objekte, heiliger Bäume, Quellen, Steine usw.), Ahnenkult (Verehrung der dahingeschiedenen Vorfahren). — Furcht und Hilfebedürfnis mit einem Ansatz zur Ehrfurcht waren die ursprünglichen Motive, der Kult ein einfacher Naturdienst auf den Bergen und Höhen. Wie bei allen Völkern der Erde hatte auf dieser Stufe jede Familie, jeder Ort, jeder Stamm seine eigenen Götter, deren Schutz den anderen versagt war. Es war ganz selbstverständlich, daß außerhalb des Stammes, d. h. bei den Feinden, andere Götter existierten, denn wem hätte ein gemeinsamer Gott bei einem feindlichen Zusammentreffen seine Hilfe spenden sollen? Und diese Hilfe — Sieg und Beute zu verschaffen — war doch seine Aufgabe. — Chamberlain erzählt in den „Nachträgen“ (S. 30) hocherfreut, „ein jüngerer Semitist hätte ihm vor kurzem mitgeteilt, daß die neuere Forschung täglich mehr den rein fetischistischen, götzenanbeterischen Charakter aller ursprünglichen semitischen Religionsformen aufdecke“. Man staunt über die Fülle der Unwissenheit, die dieses kleine Sätzchen offenbart. „Feti-

schismus“ ist ein Ausdruck der Wissenschaft, „Götzenanbetung“ ein Schmähwort, mit dem die Wissenschaft nichts zu tun hat. Wenn nun Chamberlain nur eines von den Büchern, die er über Religionswissenschaft zitiert, gelesen hätte, so müßte er auch ohne den jüngeren Semitisten wissen, daß 1. der Fetischismus bei den Semiten längst wissenschaftlich festgestellt ist, 2. daß gar kein Volk existiert, bei dem er nicht unter den ersten Religionsformen sich findet, 3. daß die Semiten infolge günstiger Umstände diese Stufe viel schneller überwunden haben, als andere Völker. Diese Umstände waren vor allem politischer und sozialer Natur.

Ernest Renan hat vor mehr als einem halben Jahrhundert die geistreiche Hypothese aufgestellt, der Monotheismus entspringe aus dem Rassencharakter der Semiten, wie der Polytheismus aus dem der Arier. Sie hat unzählige Nachbeter gefunden, bis die Fortschritte der biblischen Wissenschaften sie beseitigen. Heute ist diese Rassenhypothese tot und begraben, soviel aber bleibt von Renans Ansicht, daß aus gleichen Anfängen heraus die Semiten eine größere Tendenz zum Monotheismus, die Arier zum Polytheismus aufweisen.

Soziale Grundlagen des Monotheismus und Polytheismus.

Robertson Smith hat die Erklärung dieser Tendenzen gegeben[12]). Religion und Staat sind im Bewußtsein der Alten untrennbar verbunden. Während nun bei den meisten Ariern infolge der geographisch-sozialen Bedingungen ihres Wohnens (Gebirge) eine mächtige Aristokratie das Königtum entweder besiegte oder gar nicht aufkommen ließ, konnte sich in den wenig geschützten Flachländern Vorderasiens, die von Semiten bewohnt wurden, eine starke Aristokratie nicht bilden, oder sie wurde unter die Oberherrschaft eines mächtigen Herren, der das Königtum errichtete, gebracht.

---

[12]) W. Robertson Smith, Religion der Semiten. Übersetzt von Stübe, Freiburg, 1889, S. 51—53. Vgl. auch Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. 3. Aufl., 1896, S. 117 ff.

Der Götterhimmel der Griechen oder Inder mit seinen fast gleichberechtigten Insassen, ihren fortwährenden ritterlichen Fehden, Intrigen, Liebesabenteuern usw. spiegelt genau das Leben und Treiben an den Herrensitzen Griechenlands und Indiens wieder[13]).

Andererseits entsteht in den Despotien Vorderasiens ein streng monarchisches Götterregiment, in dem der oberste Gott (meist der ursprüngliche Stammgott der siegreichen Dynastie) sich ebenso über die anderen erhebt, wie auf Erden der Großkönig über seine Vasallen und Beamten. Wie wenig Rasseneigentümlichkeiten dabei mitspielen, beweist, daß die Iranier, die den Indern zunächst verwandten Arier, infolge der Natur ihres Landes eine starke Militärmonarchie ausbildeten und auch in der Religion dem Monotheismus von allen Indogermanen am nächsten gekommen sind. Natürlich muß auch der Einfluß der Landesnatur auf die Geistesanlagen selbst in Betracht gezogen werden.

So sehr nun der bunte Götterhimmel Homers dem semitischen Monotheismus an poetischem Reiz überlegen ist, so sehr wird er von diesem an ethischem Gehalt übertroffen, wie ja auch die Monarchie als Hüterin des Friedens nach außen und des Rechts nach innen der Oligarchie überlegen ist. Die alten Monarchien stützen sich alle auf die Menge, der Unterschied der Stände verblaßt vor dem Angesicht des Großkönigs. Während der Grundsatz der kleinen souveränen Raubritter war: „Gewalt geht vor Recht“, und der Niedrige überhaupt kein Recht hatte, sorgten die mächtigen Könige des Orients mit strenger Hand für den Frieden, auch der Geringe konnte bei den königlichen Gerichten Recht finden und die gelegentliche Despotenlaune eines Großkönigs war immer noch nicht so schlimm, als die täglichen Launen von tausend kleinen Herren.

---

[13]) Pfleiderer a. a. O., S. 178. Daß diese religiösen Anschauungen in Griechenland noch bestanden, nachdem die soziale Grundlage sich längst geändert hatte, erklärt sich aus dem ungeheuren Ansehen Homers, das nur mit dem der Bibel für unsere Zeiten verglichen werden kann.

Die Griechengötter waren recht lose Gesellen[14]), sie überlisteten und überwältigten einander, trieben Ehebruch und Verführung, revoltierten gegen den Göttervater Zeus, handelten überhaupt nach selbstischen Gesichtspunkten und nach Launen. Wenn sie in die Menschenschicksale eingreifen, geschieht dies stets zugunsten einzelner Schützlinge, oder aus Rache wegen einer Beleidigung; freilich gab es daneben auch eine ernstere Volksreligion, von der Homer nichts berichtet. Erst bei Hesiod findet sie Ausdruck. Die Götterkönige der Semiten dagegen hielten — wenn auch zunächst nur durch Furcht und nicht ohne gelegentliche Launen — Ordnung und Recht im Lande, wie ihre Stellvertreter auf Erden.

So auch Jahwe. Ursprünglich vielleicht der Gott des Stammes Josef, gelangte er bald zur Suprematie. Mitgewirkt hat wohl das starke Zusammengehörigkeitsgefühl, das Israel in gemeinsamer Not des Kampfes erworben hatte, das gemeinsame Geschick erfordert einen gemeinsamen Lenker. Dabei aber ist von reinem Monotheismus noch keine Rede, Jahwe ist überaus tolerant[15]). Er duldet nicht nur Götter neben sich,

---

[14]) Vgl. Pfleiderer, S. 183/4.

[15]) Man kann den Zusammenhang der politisch-sozialen mit den religiösen Begriffen durch die Weltteile verfolgen. Die mehr feudal organisierten Mexikaner haben eine reichere Mythologie und Götterwelt als die zentralistisch-absolutistisch regierten Peruaner, bei denen sogar monotheistische Ansätze vorkommen. Dasselbe Verhältnis herrscht zwischen Babel und Assur. (Pfleiderer, S. 39, 44.) Über die sozialen Voraussetzungen des Monotheismus im Islam vgl. Kremer: Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. 1868. Ein ausgezeichnetes Beispiel ist auch Ägypten. Wie wenig die Spekulation gegen die Macht der politischen Organisation bedeutet, beweist der Umstand, daß gerade die späteren Zeiten Aegyptens polytheistischer sind, als die älteren, was mit der fortschreitenden Feudalisierung zusammenhängt. Jede Wiederaufrichtung der Reichsgewalt ist mit einer Kräftigung der monotheistischen Tendenz verbunden. Der stete Kampf zwischen der Rechts- und Friedensgottheit und den Naturgöttern, wie ihn diese soziale Entwicklung bedingt, drückt sich in dem Schwanken der religiösen Vorstellungen zwischen ganz prophetisch-jüdischer Ethik und dem gröbsten Naturalismus aus. Vgl. der Kürze halber für all dies folgende Belege: Meyer, Geschichte des alten Ägyptens. 1887, S. 31, 58, 60, 71 ff., 81, 132 ff., 190 ff., 216 ff., 249, 260 ff. usw. Ferner P. le Page Renouf, Vorlesungen über

sondern auch sich gegenüber. Er ist eben nur der oberste Gott Israels, andere Völker haben andere Götter, die in ihrem Lande mächtiger sind als Jahwe, dessen Macht auf die Grenzen Israels beschränkt ist.

Das Wesen Jahwes entspricht ganz dem Bilde eines besseren Volkskönigs. Sehr mächtig, obwohl nicht allmächtig, sehr weise und meist gerecht, obwohl nicht vollkommen, dabei zeitweilig jähzornig und rachgierig, hält er strenge Ordnung in Israel, indem er nach damaligen Rechtsbegriffen den Frevler mit seiner Sippe umkommen läßt. Der demokratische Zug des israelitischen Königtums drückt sich in seiner häufigen Parteinahme für die Schwachen und Armen, die Witwen, Waisen und Fremdlinge aus.

Entwicklung der Sittlichkeit.

„Die Sittlichkeit der vorprophetischen Zeit ist volkstümlich beschränkt und durchaus antiker Sittlichkeit ähnlich“[16]. „Die

die Religion der alten Ägypter. Deutsch 1882, S. 66, 81, 82, 85, 198, 208, 210, 212, 218. Daß die Spekulation ihren Teil bei der Vollendung des ethischen Gottesbegriffes spielen muß, ist selbstverständlich. Wie wenig aber die Spekulation gegen die politisch-soziale Tendenz vermag, beweist das Beispiel der Griechen, wo trotz der geläuterten Vorstellungen großer Männer, das Volksbewußtsein niemals den Monotheismus fassen konnte und auch die theoretische Sittlichkeit unentwickelt blieb. Zu wenig wird der Zusammenhang zwischen der Tatsache des römischen Imperiums und dem Sieg der Monotheismus beachtet. Notwendig befördert ein zentralisiertes Weltreich religiöse Konzentration. Ein loses Gefüge, bei dem die einzelnen Teile nichts voneinander wissen, mag diese entbehren. Im römischen Kaiserreich lenkte ein Wille das Ganze, eine Wohlfahrt, ein Unglück betraf alle. Der Britanne spürte es, wenn der Parther sich rührte, der Legionär siegte in allen Zonen, eine über allen Lokalgöttern stehende Macht mußte es sein, die ihm den Sieg verlieh. Das Völkergedränge erschüttert den lokalen Kult, das Gleichartige in den Sitten und Anschauungen vieler Völker fließt zusammen. Es entsteht der Kaiserkult, die rechte Repräsentation der Reichseinheit (vgl. Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France 1877 pag. 101, 106 ff.). In den Soldatenlagern blüht die Mithrasreligion auf, dieser merkwürdige Vorläufer des Christentums, das die letzten Früchte dieser Entwicklung erntet. — Vgl. im Folgenden S. 235.

[16]) Stade a. a. O., Bd. I, S. 510. Chamberlain behauptet, den Juden sei der heidnische Begriff der Sittlichkeit fremd gewesen!

moralische Pflicht war zunächst auf die Familien-, Stammes- und Volksgenossenschaft beschränkt, im ältesten Israel war sie es sogar in noch höherem Maße als bei anderen Völkern, aber eben in dieser Beschränkung hat das alte Israel wie kaum ein anderes Volk des Altertums das Wesen der Moral begriffen, und das kam zuletzt auch den Fremden zugute"[17]).

Gerechtigkeit ist der starke Grundzug der altisraelischen Moral. Es ist höchst bezeichnend, daß nicht nur an vielen Stellen die Bevorzugung des Reichen und Angesehenen im Gericht verpönt wird, sondern auch zweimal (Ex. 23, 3, Lev. 19, 15) die unbillige Rücksichtnahme auf die Niedrigkeit und Armut des Prozeßführenden. Die Notwendigkeit eines solchen Verbotes kennzeichnet den sozialen Geist der Rechtspflege, dessen Übermaß freilich dem strengen Rechtsgefühl gefährlich werden konnte[18]).

Schon in jener Zeit bildete ferner ein inniges Familiengefühl einen hervorragenden Zug des Lebens. Juda will lieber selbst als Sklave in Ägypten bleiben, als den Kummer seines Vaters über den Verlust Benjamins ansehen. Die — übrigens auf wirtschaftlichen Gründen beruhende — Polygamie war nicht häufig, die Lage der Frauen durch die Sitte milde gestaltet. Zahlreiche „weise Frauen" und Prophetinnen wie Deborah, Mirja, Hulda, Abigail und andere beweisen das Ansehen, in dem das weibliche Geschlecht stand[19]). Ehebruch und Unsittlichkeit

---

[17]) Rudolf Smend, Alttestamentliche Theologie. Freiburg, 1899, S. 169.

[18]) Chamberlain behauptet ein völliges Fehlen des Rechtsgefühls bei den Semiten. (70.)

[19]) Vgl. Lic. Fritz Wilke, Das Frauenideal und die Schätzung des Weibes im Alten Testament. 1907. „Man darf kühnlich behaupten, daß es die israelitische Religion gewesen ist, welche die Familie geschaffen hat." (S. 31.) „Erwägen wir, wie arm der alte Orient außerhalb Israels an edlen Frauengestalten ist und wie gering man den Wert des Weibes in der weiten, heidnischen Völkerwelt einschätzte, so werden wir dem Frauenideal des vielgeschmähten Alten Testamentes unsere Bewunderung schwerlich versagen können." (S. 51.) Vielmehr sei die alttestamentliche Religion hierin ganz deutlich ein Vorläufer des Christentums.

gegen die Natur werden streng gestraft, wenn auch der Verkehr mit Buhlerinnen dem Manne nicht verwehrt ist. Die Lage der Sklaven war wenig drückend, das Volksrecht schreibt ihre humane Behandlung vor[20]). Friedfertigkeit gegen Stammesgenossen geht Hand in Hand mit Roheit gegen den Feind, doch zeigen sich schon Anfänge eines bemerkenswerten Zartgefühls und Milderung der rohen Sitte selbst gegen jenen. Gastlichkeit, unbefangene Lebensfreude, Vorliebe für Trunk und Gesang sind einige äußere Züge des Bildes, das uns die älteren Bibelteile zeichnen. Die Natur des Menschen wird noch als durchaus gut aufgefaßt. Von einer tieferen Auffassung der Sünde, Sittlichkeit und derartigen Begriffen eines durch Erfahrungen und Leiden geläuterten Bewußtseins ist natürlich keine Rede.

Diese Stufe der jüdischen Entwicklung birgt schon die Keime, die durch die Exilnot und die prophetische Bewegung fortentwickelt und um neue von größter Bedeutung vermehrt wurden, die schließlich im Christentum zur schönsten Blüte gelangten. Ein genaues Verständnis dieser einzigartigen Entwicklung erforderte eine umfassende Darstellung der Prophetie, die man in Fachwerken suchen kann. Hier kann nur eine flüchtige Skizze Platz finden.

Was sind die Propheten? In erster Linie das nicht, was meistens geglaubt wird: Weissager und Wundertäter. Vor allem sind sie Bußprediger, volkstümliche Gestalten voll Kraft und Wahrheitsliebe, politische Idealisten von weitem Blick. Ihre Weissagungen sind nicht wunderbarerer Art, als man sie heute von scharfsichtigen Männern des öffentlichen Lebens hören kann, die Wundertäterei verwerfen sie sogar. — Die alte Prophetie kann man am besten durch einen Vergleich mit den Derwischen illustrieren; sie bildeten Orden oder Schulen und wurden ihres ekstatischen Wesens wegen vom Volke mit

---

[20]) Vgl. Smend a. a. O., S. 168. Grobe Mißhandlung zieht Verlust des Eigentumsrechtes nach sich, der entlaufene Sklave soll nicht ausgeliefert werden und vieles dergleichen.

scheuer Bewunderung betrachtet. Die neue Prophetie bedient sich der Ekstase durch künstliche Mittel nicht mehr, auch die Visionen treten zurück gegen die innere Ergriffenheit, die Spekulation über Gottes Ziele und die politische Lage. Das ganze innere Wesen der Propheten wird uns aus den Worten Jeremias klar: „Du hast mich betört, Jahwe, und ich ließ mich betören. Du hast mich erfaßt und überwältigtest mich; zum Gelächter bin ich geworden allezeit; jedermann spottet meiner. — Aber dachte ich: Ich will seiner nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen reden, — da ward es in meinem Innern wie loderndes Feuer, das verhalten war in meinen Gebeinen. Ich mühte mich ab, es auszuhalten, aber ich vermochte es nicht."

Noch hat niemand die Entstehungsgeschichte des Genies ergründet, aber ob wir nun die Tatsache teleologisch oder materialistisch deuten, jedenfalls finden wir oft, daß ungewöhnliche Zeiten große Männer hervorbringen. Die große Zahl bedeutender Individualitäten, die dem Volke Israel in der Stunde seines nationalen Untergangs erstanden und sein geistiges besseres Sein retteten, sind ein deutlicher Beleg. Mit dem Zorn der Liebe geißeln sie die Fehler des Volks, die Jahwes Rache herbeiführen müssen, sie tadeln das Fehlen der inneren Frömmigkeit, die sittliche Entartung und den Leichtsinn des Volkes, mit kühnem Freimut greifen sie die Mächtigen und Reichen an, die das arme Volk drücken und plagen, werfen sie sich zum Sachwalter der Witwen, Waisen und Fremdlinge auf.

Aber auch die verkehrte Diplomatie der Könige, ihr ohnmächtiges Vertrauen auf Ägyptens Hilfe gegen Assyrien, das Treiben falscher Propheten sind der Gegenstand der prophetischen Predigt, die schon damals auf schriftlichem Wege Verbreitung fand. Und als die Katastrophe eingetreten und ein großer Teil des Volkes (darunter die einflußreichsten Elemente) in das Exil nach Babel abgeführt worden war, benützten sie das Ansehen, das die eingetroffene Prophezeiung ihnen brachte,

zur neuerlichen, eindringlichen Bußpredigt, zur tröstenden Ausmalung künftiger Erhöhung, zur Versittlichung der Begriffe von Gott und Leben[21]). Hier bildeten sich die Grundlagen des Christentums. Stade sagt (I. S. 550): „In dieser Bewegung wurzeln im letzten Grunde die höchsten Güter, welche die Menschheit besitzt.“

Das Exil war freilich keine Gefangenschaft, sondern eher eine Art Zwangsdomizil. Trotzdem aber ist es bei der engen Verwachsung des antiken Menschen mit dem Heimatsboden natürlich, daß bitterer Schmerz das Herz Israels erfüllte. Der Gedanke an Jerusalem erfüllte sein Dasein. „Vergeß ich dein, Jerusalem,“ singt der 137. Psalm, „so werde meiner Rechten vergessen, meine Zunge müsse an meinem Gaumen kleben, wo ich deiner nicht gedenke, wo ich Jerusalem nicht lasse meine höchste Freude sein.“ „Wie ein Vogel ist,“ heißt es Sprüche 27, 8, „der aus seinem Neste weicht, also ist der, der von seiner Stätte weicht“[22]). Der Hohn und die Schadenfreude der Feinde erbitterte die Gedemütigten noch mehr. Rache war der erste, der natürlichste Gedanke. In abschreckend wilder Form kommt er zum Ausdruck, der Untergang der boshaften Feinde, die bevorstehende Erhöhung Israels wird mit glühender Phantasie ausgemalt. Die wichtigste Folge war aber ein noch festeres Anklammern an ihren Gott, der allein aus dem Verhängnis retten konnte. Es ist ein interessantes Beispiel dafür, wie verschieden ähnliche Lagen auf die Psychologie verschiedener Zeiten wirken, wenn wir uns den Einfluß solcher Ereignisse auf den heutigen Tag vorstellen. Heute würde nationales Unglück vielleicht eher den Unglauben befördern, wie

---

[21]) Wie kleinliche Gehässigkeit jede Spur kritischer Besonnenheit unterdrücken kann, beweist Chamberlain, indem er die Sündenvorhalte und Bußpredigten der Propheten zur Charakterisierung der gemeinen Richtung des jüdischen Rassengeistes benutzt! Mit Recht bemerkt sein Kritiker H. C., es stelle dem Volke ein Ehrenzeugnis aus, daß es die Männer, die in so übertriebener Weise seine Fehler hervorgehoben hatten, unter seine Heiligen zählt.

[22]) Macht nichts: Der Jude hat kein Heimatsgefühl, so will es Chamberlain.

der Zeitungsbericht von jenen Buren beweist, die beim Friedensschluß entrüstet ihre Bibeln wegwarfen. Damals wäre ein Volk ohne Religion einfach nicht zu denken gewesen, alle Kultur, Recht und Moral, Künste und Wissenschaften lagen noch im Schoße der Religion und in der Obhut ihrer Pfleger. — Wichtig für die Bewahrung des eigenen Glaubens wurde der Umstand, daß die Ansiedelung in Babylon geschlechterweise erfolgte, so daß der einzelne dem schützenden Einfluß der gentilen Sitte nicht entzogen wurde. Auch ermöglichte dies den engen Zusammenschluß der Volksgenossen gegen die „Heiden", erst damals kamen die unterscheidenden Zeichen, Beschneidung und Sabbatfeier, obligatorisch in Gebrauch. Wichtig war auch die Loslösung des Volkes vom Boden Palästinas dadurch, daß einesteils die an Wald, Quelle, Bäumen und Steinblöcken haftenden Lokalgötter in Vergessenheit gerieten, anderenteils Jahwe selbst vom Lande gelöst wurde. Wenn er sein Volk auch im Exil schützen, wenn er es zurückführen und erhöhen wollte, mußte ja seine Macht über die Grenzen Palästinas hinausreichen. Wenn er sich der Macht der Heiden bedienen konnte, um sein sündhaftes Volk zu züchtigen, so mußte er wohl über den Heidengöttern stehen, vielleicht auch gar der einzige Gott sein. Für die Ausbildung des Monotheismus wurde so das Exil von ausschlaggebender Bedeutung. Dagegen ist die Behauptung, die auch Chamberlain aufstellt, die Juden hätten ihre ganzen religiösen und ethischen Begriffe von Wert anderen Völkern entlehnt, Unsinn[23]). Gewiß aber hat wenigstens die Berührung mit der vorgeschrittenen babylonischen Kultur und der erweiterte Gesichtskreis anregend auf das jüdische Denken gewirkt.

---

[23]) Daß z. B. alte Kulturbeziehungen zwischen Ägypten und Palästina bestanden, ist wohl zweifellos. Die Chamberlainsche Auffassung ist aber so naiv, daß sie von allen Fachgelehrten ohne weiteres abgewiesen wird. Vgl. Le Page Renouf, Vorlesungen über die Religion der alten Ägypter. 1882, S. 226ff. Stade, a. a. O., I. Bd., S. 129, nennt die Chamberlainsche Behauptung von der Übertragung des Monotheismus von Ägypten auf Israel besonders „abgeschmackt".

Die wichtigsten Erziehungsresultate des Exils waren also der Beginn des ethischen Monotheismus, die Auffassung von einer großen Sündenschuld Israels, die die Strafe Gottes herbeigerufen habe, die Überzeugung, daß Gott aber keineswegs den Tod des Sünders wolle, sondern seine Bekehrung. Er läutert Israel, wie man Silber im Feuer läutert, denn Gott ist „gnädig, barmherzig und von großer Güte". Das Mittel aber, seine Gnade wieder zu erlangen, besteht in der Heiligung, die bald als äußerliche Enthaltung vom Unreinen und Verbotenen, bald aber — und gerade von den geistig bedeutendsten Propheten — als eine innerliche Umwandlung aufgefaßt wird, zu der das aufrichtige Streben des Menschen und die Gnade Gottes gleicherweise erforderlich sind. An Stelle des alten Bundesverhältnisses zwischen Jahwe und Israel und der Kollektivverantwortlichkeit des Volksganzen tritt jetzt das persönliche Verhältnis des Einzelnen zu Gott, jeder verantwortet seine Sünden. Freilich fehlt der Begriff der Unsterblichkeit, weder Himmel noch Hölle kommen in irgendeiner Epoche des alttestamentarischen Glaubens deutlich zum Bewußtsein. Der große Gedanke an ein kommendes irdisches Reich beherrscht die Propheten gänzlich, sei es in der exklusiv nationalen Form des Hesekiel oder der universalistischen des Deutero-Jesaia. Schon damals ferner beginnt das Gefühl der sittlichen Überlegenheit über die Heiden und ein bedeutungsvoller Bekehrungseifer.

Die politischen Schicksale der Folgezeit sind bekannt: Die Rückkehr der Juden unter Kyros, Esras und Nehemias nationalreligiöse Reform, der Versuch der Theokratie, der Sieg der strengen Gesetzlichkeit. Das Ausbleiben des messianischen Reiches verursacht eine große Enttäuschung, immer wieder verlängert sich die Wartezeit. Der Hellenismus dringt ein und zersetzt den alten Glauben. Das Judentum wäre spurlos im Griechentum aufgegangen, wenn nicht die rohe Hand des Antiochos Epiphanes durch das bewährte Mittel der Religionsverfolgung eine neue eifervolle Reaktion zum alten Glauben

erweckt hätte. Die Heldentaten der Makkabäer, die erbitterten Parteifehden unter den Hasmonäern, die Römer und schließlich der blutige, aber großartige Herodes leiten zum Beginn einer neuen Weltepoche hin. Diese ganze Zeit hindurch war Israel ein Spielball der großen Weltmächte, des Blutvergießens war kein Ende. — Daß die Juden in diesen Zeiten nicht verwilderten, verdanken sie dem Erbe der Propheten und der harten Schule des Exils [24]). Das religiöse Bewußtsein reagierte freilich sehr verschieden auf die verschiedenen Zeiteindrücke. Es ist einer der allergrößten Irrtümer Chamberlains, daß er das ganze nachexilische Judentum als eine in Formelkram und starrer Gesetzlichkeit verknöcherte Theokratie hinstellt [25]). Freilich braucht er dies so, um dann den Unterschied zwischen Juden- und Christentum recht groß aussehen zu lassen. In Wirklichkeit war der Geist der Propheten unter der Hülle des Gesetzes nie erstorben. Von der tiefen Glaubensinnigkeit in den Psalmen bis zur klugen und milden Lebensweisheit des Jesus Sirach, von der fanatischen Beschränktheit des Buches Esther bis zum universalistischen Geist und zur Resignation Hiobs und bis zum Pessimismus und Skeptizismus Koheleths finden sich mannigfaltige Abstufungen. Die Veräußerlichung der Religion, gegen die Christus auftritt, ist nicht seit Esra herrschend, wie man nach Chamberlain annehmen müßte, sondern eine Folge des großen Einflusses, den die früher ganz bedeutungslosen Orthodoxen durch die Religionsverfolgungen der letzten Zeit erlangt hatten. Die Wurzeln des Christentums lassen sich in der Stimmung, die in zahlreichen nachexilischen und vorchristlichen Schriften ausgedrückt ist, leicht nachweisen. Vor allem darf man die

---

[24]) Der ganzen Geschichte des Judentums bis Christus könnte man die Worte als Motto voraussetzen: Durch Leiden wird der Mensch erzogen.

[25]) Nicht einmal für das gewöhnlich sehr abfällig beurteilte Pharisäertum trifft dies ganz zu. Vgl. die schöne und gelehrte Ehrenrettung der Pharisäer in dem Buche eines christlichen Theologen R. Travers Herford, Das pharisäische Judentum (Leipzig 1913).

jüdisch-hellenische Literatur nicht so gänzlich ignorieren, wie Chamberlain es tut. Wenn auch der griechische Einfluß auf Jesus wohl nur sehr gering war, so enthalten jene Überreste der großen Literatur aus der jüdischen Diaspora doch wertvolle Bestandteile zur Beurteilung der im offiziellen Judentum nicht ausgedrückten Unterströmungen (z. B. der essenischen Richtung), ferner der eigentümlichen Auffassung und Symbolisierung des alten Glaubens in jüdischen Geistern wie Philo. — Daß Chamberlain diese wichtigsten Bindeglieder zwischen altem und neuem Testament, diese unmittelbaren Vorfahren des christlichen Geistes gar nicht kennt, wie aus seiner von Unwissenheit strotzenden Beurteilung Philos hervorgeht, macht ihn gänzlich unfähig, die Entstehung des Christentums überhaupt zu begreifen.

Das Leiden des Exils hatte im zähe an der göttlichen Gerechtigkeit hängenden jüdischen Gemüt das Idealbild eines Zukunftsreiches erzeugt, das wie eine Fata morgana den Wanderer durch die Wüste jahrhundertlanger Leiden und Enttäuschungen aufrecht hielt. Gewöhnliche Geister dachten es wohl in keiner anderen Form, als in der einer weltlichen Erhöhung Israels, wofür der Anonymus von Jes. LX ein Beispiel ist. Die großen Seelen aber, die damals Israel in so reicher Fülle erstanden, erträumten ein Reich ewigen Friedens und Glücks, das auf alle Völker sich erstrecken sollte. Dieser Traum blieb unvergessen und erfüllte die Herzen um so mehr, je stärker die Friedenssehnsucht in ihnen wurde.

Kein Volk wird mehr gegen das andere ein Schwert aufheben, sagt Micha (4, 3ff.), ewiger Friede wird herrschen. Jegliches Volk wird wandeln im Namen seines Gottes und Israel im Namen des Herrn immer und ewiglich. Die Schwerter werden zu Pflugscharen, die Spieße zu Sicheln gemacht werden. Die Tierwelt selbst nimmt einen friedlichen und sanftmütigen Charakter an[26]). Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen, ein kleiner Knabe wird

[26]) Jes. 2, 4, 11. 11, 6ff. 19, 24ff.

Kälber und junge Löwen wie Vieh miteinander treiben, Kühe und Bären werden auf der Weide gehen und ihre Jungen beisammen liegen; Löwen werden Stroh essen wie die Ochsen. Ein Säugling wird mit Schlangen spielen können und seine Hand in die Höhle des Basilisken stecken dürfen. Man wird nirgends verletzen noch verderben auf Gottes heiligem Berg, denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn, wie mit Wasser des Meers bedeckt. Gott wird alle Völker segnen, die im Frieden beisammen leben und sprechen: Gesegnet bist du, Ägypten, mein Volk und du, Assur, meiner Hände Werk, und du, Israel, mein Erbe[27]).

Dieselbe Friedenssehnsucht spricht aus der Hoffnung des 85. Psalms, daß der Tag nahe sei, „wo Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen; Treue auf der Erde wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schaue".

Das grundlegende Prinzip — wenn auch nicht die höchste Spitze — der jüdischen Ethik ist der Gedanke des Friedens und der Gerechtigkeit, hervorgegangen aus dem sehnsüchtigen Ringen einer Seele, die beides entbehren mußte. Wie stark die Friedensgrundlage noch den späteren Zeiten erschien, zeigt die denkwürdigen Stelle des Talmuds, wo gesagt wird[28]), „wenn Israeliten selbst Götzendienst treiben (also das eine der drei besonders todeswürdigen Verbrechen Götzendienst, Blutvergießen, Blutschande), aber zugleich den Frieden, die friedfertige Einmütigkeit untereinander bewahren, so spricht Gott: ich kann ihnen nichts anhaben, weil Frieden unter ihnen ist"[29]). Von einem Gott, der die Verkörperung des Prinzipes der höchsten Gerechtigkeit ist, erwartet man aber auch einen deutlichen Beweis dieser Eigenschaft in der äußeren Weltregierung. Das Unglück Israels wird als Prüfung, als Läuterung aufgefaßt, ja bei Jesaias erscheint selbst der Gedanke des stell-

---

[27]) Jesaias nimmt hier schon an, daß alle Völker sich zum Gott Israel wenden werden, während Micha (vgl. früher) noch das Gegenteil sagt.

[28]) Vgl. Lazarus, Ethik des Judentums. 1899, S. 359.

[29]) Vgl. bes. charakteristisch Spr. 6, 16—19.

vertretenden Leidens Israels, dessen Frucht auch der Heidenwelt zugute kommen wird. Gleichzeitig wird dieses Motiv der Läuterung durch Leiden auch auf die inneren sozialen Verhältnisse angewendet. Schon haben wir den demokratischen Zug der jüdischen Religion erwähnt. Die Propheten waren meist Leute aus geringem Stande, Landpriester, Bauern, Hirten. Mit größter Schärfe tadeln sie die sozialen Übelstände, die Bedrückungen der Armen, Waisen, Witwen, Fremdlinge, sie rufen wehe über die, welche den Bauer von Haus und Hof treiben, über die Mächtigen und Fürsten in Israel[30]). Und gleichzeitig wird den Armen und Elenden die tröstliche Botschaft, daß der Herr nach überstandener Prüfung sich ihrer annehmen werde. Kaum eine Sentenz wird in den nachexilischen Stücken des alten Testamentes öfter wiederholt als das: Die Hohen werden erniedrigt, die Niedrigen erhöht werden! das uns fortwährend in immer wechselnden Variationen in den Ohren liegt[31]). Den Armen und Unterdrückten zu helfen wird in zahllosen Sprüchen eingeschärft. Und immer wieder wird betont, daß Werke der Barmherzigkeit, aus liebevoller Gesinnung geübt, Gott mehr erfreuen als Opfer.

Der Gottesbegriff selbst paßt sich den Anforderungen an Gott an. Nicht mehr die Attribute der Macht, der strafenden Gerechtigkeit und unermeßlichen Weisheit werden betont, sondern die der Güte und Barmherzigkeit. „Gnädig, barmherzig

[30]) „Hier wagten es Männer mitten aus dem Volk, die Fürsten dieser Erde als ‚Diebsgesellen‘ zu brandmarken und wehe zu rufen über die Reichen, ‚die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß sie allein das Land besitzen‘. Das war eine andere Auffassung des Rechtes als die der Römer, denen nichts heiliger dünkte als der Besitz.“ (Chamberlain, S. 47.) Kurz darauf sagt derselbe, den Juden habe die moralische Grundlage für die Ausbildung eines Rechtes, wie das römische gefehlt!

[31]) Sprüche 31, 8. 9. „Tue deinen Mund auf für die Stummen und die Sache aller, die verlassen sind, tue deinen Mund auf und richte recht und räche den Elenden und Armen.“ „Wer dem Geringen Gewalt tut, der lästert seinen Schöpfer, aber wer sich der Armen erbarmet, der ehret Gott.“ (14, 31) „Wer seine Ohren verstopft vor dem Schreien der Armen, der wird auch rufen und nicht erhöret werden“ usw.

und von großer Güte", diese Worte sind es, die immer wieder bei der Anrede Gottes gebraucht werden. Das Bild des guten Hirten, des liebevollen Vaters wird auf ihn angewendet. Das ist nicht mehr der Gott, der über das Unglück der Juden „mit den Händen frohlockt und seinen Zorn gehen läßt" [32]). (Hesek. 21. 17.)

Nicht mehr ist die Fürsorge Gottes auf „sein Volk" beschränkt: „Eines Menschen Barmherzigkeit", sagt Sirach 18, 12, „gehet allein über seinen Nächsten; aber Gottes Barmherzigkeit gehet über alle Welt." Freilich wollte manchem gesetzestreuen Juden nicht eingehen, warum Gott dieser sündigen Heidenwelt so viel Nachsicht entgegenbringe. Wo aber ist vor Jesus jemals der beschränkte Eifer der strengen Gerechtigkeit in so sinniger Weise und mit so milder Nachsicht gegen den beschämten Kritiker von Gottes Güte abgewiesen worden, wie in der Erzählung von Jona und seinem Kürbis? (Jona 4, 10. 11.) Schön sagt die Weisheit Salomonis (11, 23ff.) „Du liebest alles, das da ist und hassest nichts, was du gemacht hast; denn du hast ja nichts bereitet, da du Haß zu hättest. Du erbarmest dich aller, denn sie sind dein, Herr, du Liebhaber des Lebens, und dein unvergänglicher Geist ist in allen."

Leute von engem Geist, die die Vielseitigkeit einer weltgeschichtlichen Entwicklung mit einem Schlagwort decken zu können glauben, finden den Gegensatz zwischen Judentum und Christentum in dem von Furcht und Liebe ausgedrückt. Auch Chamberlain ist weit entfernt, auf derartige bequeme Phrasen zu verzichten. Die Furcht vor Gott sei die Grundlage der ganzen jüdischen Religion (S. 228/29), im neuen Bund sei ein Gott der Barmherzigkeit, im alten einer der Hartherzigkeit gelehrt, auf der einen Seite werde Furcht, auf der anderen Liebe eingeschärft. Daher bestreitet Chamberlain, daß das Christentum eine Fortentwicklung des Judentums darstelle, zwischen

---

[32]) Sollte diese Stelle übrigens nicht als ein Beweis für die Konstanz der Rassenmerkmale verwendet werden können?

beiden bestehe vielmehr ein absoluter Gegensatz, ja Chamberlain geht so weit, daraufhin selbst die jüdische Rasse Jesus zu bestreiten.

Es ist selbstverständlich, daß der alte Naturgott Jahwe nichts besonders Liebenswürdiges an sich hatte und auch der strenge Rechts- und Friedensgott der monotheistischen Anfänge und der exilischen Prüfung mehr durch Furcht, als durch Barmherzigkeit wirkte. Das finden wir aber bei allen Göttern dieses Typus — bei allen Völkern, ja hochbegabte Völker sind über diese Stufe infolge ungünstiger Umstände niemals hinausgekommen[33]. Wer aber in bezug auf die vorchristliche Entwicklung des Judentums so gänzlich unwissend ist, wie Chamberlain sich herausstellt (vergleiche später), der sollte lieber schweigen. Schon im Aristeasbrief[34] heißt es, die Liebe sei der Inbegriff der ganzen Religion. Da antworten nämlich die zum Zwecke der Übertragung der Bibel ins Griechische nach Alexandria geladenen jüdischen Weisen auf die Frage des Königs, was das Schönste auf Erden sei: „Das sei die Frömmigkeit, denn diese sei die höchste Schönheit selbst. Der Kern der Frömmigkeit aber sei die Liebe. Diese wieder sei ein Geschenk Gottes, ihr Besitz vereinige alle Tugenden.“ Und der große Alexandriner Philo sagt: „Die Liebe ist jene himmlische Jungfrau, welche als Vermittlerin zwischen Gott und der Seele dient: zwischen Gott, welcher gibt und der Seele, welche empfängt. Das ganze geschriebene Gesetz ist nichts anderes

[33]) Gewiß fanden sich auch bei den Griechen Geister, die einer edleren Auffassung der Gottheit fähig waren. Aber es war ungeheuer schwer, sich von der herrschenden Meinung zu befreien. Selbst der fromme Herodot sagt, „die Gottheit sei völlig mißgünstig und schrecklich“. (Vgl. Herodot I. 31, III. 40, VIII 10, 46, 56); und Aristoteles meint (Große Ethik II. 11), zwischen Göttern und Menschen könne Liebe und Gegenliebe nicht bestehen, „unpassend wäre es, wenn jemand etwa sagen wollte, er liebe Zeus.“

[34]) Aristeas soll im dritten vorchristlichen Jahrhundert gelebt haben, der zugeschriebene Brief stammt aus späterer Zeit. Schürer (Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi. 3. Aufl., 1898—1901, II. Bd., S. 468ff.) sucht nachzuweisen, daß er nicht später als etwa 200 v. Chr. entstanden sei.

als das Symbol der Liebe“ [35]). Mit Behagen zitiert Chamberlain die Worte des Psalmisten: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang.“ [36]). Warum aber führt er nicht Jesus Sirach (1, 14ff.) an, wo dieselben Worte stehen, gleich neben ihnen aber das weitere: „Gott lieben, das ist die allerschönste Weisheit.“ — Der Anfang einer Entwicklung ist eben nicht ihr Höchstes.

Jesus selbst hat gesagt: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen, ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel.“ — Die einzige mir bekannte Stelle des Alten Testaments, die hier vielleicht gemeint sein konnte, ist 5. Mos. 23, 6. Dafür aber finden sich zahlreiche Vorläufer der eigenen Weisung Christi, die deutlich verschiedene Entwicklungsstufen bezeichnen. In den Psalmen wird oft noch das Verderben der Feinde gewünscht, selten aber sind es persönliche Feinde, meist Feinde Gottes, die „Gottlosen“, „in deren Blut der Gerechte seine Füße zu baden“ wünscht. (Ps. 58, 11.) Im 37. Psalm wird schon gesagt, daß der Ärger über das Glück der Gottlosen sündlich ist, Gott sei besser als Gut. Zahlreich sind die Warnungen, jedermann gleiches mit gleichem vergelten zu wollen, denn „Haß erregt Hader, aber Liebe deckt zu alle Übertretungen“. (Spr. 10, 12.)

Der Gedanke: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern, findet sich Sirach 28, 1 ff. „Wer sich rächet, an dem wird sich der Herr wieder rächen und wird

[35]) Zitiert nach Friedländer. Das Judentum in der vorchristlichen griechischen Welt. 1897, S. 30/1.

[36]) Übrigens hat der Ausdruck „Gottesfurcht“ weder im Deutschen noch im Hebräischen die Bedeutung „Furcht vor Gott“ bewahrt. — L. von Schroeder führt den antiken Satz timor fecit deos (die Furcht schuf die Götter) an und deutet (nach Happel) die Furcht als „Schauer“ vor dem Unbekannten, Unsichtbaren, Mächtigen, Unnahbaren, worin eine wichtige Quelle aller Religionen zu erblicken sei. — (Schroeder, Wesen und Ursprung der Religion, S. 10.)

ihm seine Sünde auch behalten. Vergib deinem Nächsten, was er dir zuleide getan hat und bitte dann, so werden dir deine Sünden auch vergeben. Ein Mensch hält gegen den anderen den Zorn und will bei dem Herrn Gnade suchen! Es ist nur Fleisch und Blut und hält den Zorn; wer will denn ihm seine Sünden vergeben? Gedenke an das Ende und laß die Feindschaft fahren" und so fort. —

Die Freude über das Unglück des Feindes wird direkt verboten, anfangs noch mit recht egoistischer Motivierung (Spr. 24, 17—19), alsbald aber aus rein menschlichem Mitgefühl. (Sir. 8, 8. „Freue dich nicht, daß dein Feind stirbt, gedenke, daß wir alle sterben müssen"[37]).) Auch Hiob (31, 29) forscht nach der Ursache seines Unglücks mit den Worten: „Habe ich mich gefreut, wenn es meinem Feinde übel ging und habe mich erhoben, weil ihn Unglück betreten hatte?"[38]) Aber auch die Aufforderung zu tätiger Feindesliebe fehlt nicht. Schon eine so alte Stelle, wie 2. Mos. 4, 5, befiehlt: „Wenn du deines Feindes Ochsen oder Esel begegnest, daß er irret, so sollst du ihm denselben wieder zuführen; wenn du des, der dich hasset, Esel unter seiner Last liegen siehest; hüte dich! laß ihn nicht liegen! sondern versäume gerne das Deine um seinetwillen." —

Sprüche 25, 21, 22: „Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brot; dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser. Denn du wirst Kohlen auf sein Haupt häufen und der Herr wird dirs vergelten." — Freilich ist diese Entwicklung keine geradlinige, sie ist abhängig von den Wandlungen der Zeiten, von den Vor- und Rückschritten des sittlichen Bewußtseins. Ebensowenig drückt sie immer das sittliche Empfinden der großen Masse aus. Aber in wie vielen von den Millionen Christen ist wirklich das Wort Jesu lebendig geworden?[39]) Wie viele

[37]) In merkwürdigem Gegensatz hierzu steht Sir. 25, 10.

[38]) Vgl. einen interessanten historischen Beleg, der zeigt, daß diese Stimmung auch auf weite Volkskreise wirken konnte, bei Stade a. a. O., II. Bd., S. 523.

[39]) Man erinnere sich, daß noch bis ins vorige Jahrhundert nicht bloß ein Strandrecht (d. h. ein Recht zur Ausplünderung der Schiffbrüchigen) existierte,

haben wirklich jene Stufe der Bändigung der natürlichsten Instinkte erreicht, die die Feindesliebe voraussetzt? — Das Angeführte aber dürfte genügen, um zu beweisen, daß jene unüberbrückbare Kluft zwischen Judentum und Christentum zur Zeit ihrer Trennung nur in der Phantasie Chamberlains besteht.

In der hellenistischen Epoche ging auch die entscheidende Wendung der Juden zum städtischen Leben und zum Handel vor sich, den sie im Exil näher kennen gelernt hatten und der aus verschiedenen Gründen später ihr Hauptgebiet bildete. Gewiß hat dieses neue Milieu, gegen das die Sittenlehrer lange ankämpften[40]), manche weniger anziehende Züge in die jüdische Religiosität gebracht. Die strenge Buchstabengerechtigkeit, die in der Vorstellung gipfelt, Gott trage jeden kleinsten Verstoß und jedes Verdienst in das himmlische Hauptbuch ein, entspringt wohl Einflüssen der neuen Lebensrichtung[41]).

Noch eines bedarf der Erwähnung. Religiöse und philosophische Strömungen sind überall nur für die führenden Kreise ihres Volkes bezeichnend. Niemand wird so weit gehen, jeden schönen oder abstoßenden Gedanken unter Vernachlässigung des individuellen Moments dem Volksgeist zuzuschreiben. Wir haben daher gewiß kein Recht, etwa die Lehren eines Geheimbundes, einer esoterischen Sekte (wie der Essener) auf das Denken aller Juden zu beziehen. Das aber, was in den anerkannten Schriften stand, war gerade bei den Juden in kaum wieder erreichtem Maße den breitesten Volksschichten zugäng-

---

sondern sogar in den Kirchen öffentlich um einen „gesegneten Strand“ gebetet wurde, d. h. also um möglichst viel Unglück der Mitmenschen.

[40]) Vgl. besonders Stellen wie Sirach 26, 28; 27, 1—3; 31, 4—7.

[41]) Daß jedoch Sombarts Herleitung des kapitalistischen Geistes aus der jüdischen Religion verfehlt ist und sogar auf bedenklichen Entstellungen beruht hat besonders Julius Guttmann (im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 36, S. 149—212) überzeugend nachgewiesen. — Diese ausgezeichnete Arbeit (sowie die dort auf S. 151 angeführten anderen Abhandlungen) lassen mich auf eine eigene kritische Auseinandersetzung mit Sombart verzichten, die übrigens im Rahmen dieses Buches entbehrlich ist.

lich gemacht, und zwar durch das Institut der Synagoge. Nicht nur war das fortwährende Studium der heiligen Schriften die höchste Pflicht, die Ausbreitung und Verdeutlichung der Lehre war hier in ein mit Eifer gehandhabtes System gebracht. In der Synagoge herrschte Lehrfreiheit, jeder, der bibelfest war, konnte vortragen und disputieren, ohne nach seiner religiösen Richtung gefragt zu werden. Jesus durchwandert alle Flecken Galiläas und predigt allerorten in den Synagogen[42]), obwohl er gegen die herrschende pharisäische Richtung doch sehr scharf auftrat. Ebenso[43]) die Apostel. Paulus, der als Fremdling nach Antiochien kommt, wird von dem Vorstand der Synagoge freundlichst aufgefordert, über einen eben verlesenen Text zu predigen. — (Ap.-Gesch. XIII, 15.) Man kann sich vorstellen, daß ein solches System die Massen mehr anzog und mit religiöserem Interesse erfüllte, als die Aussicht, jeden Feiertag denselben, häufig berufsmäßig abgestumpften Prediger reden zu hören. Gleichzeitig verhütete die Synagoge, solange noch die Zeit einen freien Zug in ihr ermöglichte, das Übermächtigwerden einer theologischen Doktrin, das Erstarren des lebendigen Geistes. Religion und Ethik haben in der Synagoge ein ebenso mächtiges Mittel der Fortbildung gefunden, wie etwa nur noch das römische Recht im prätorischen Edikt. Beide Male hat eine vortreffliche Institution die Ausscheidung und Ansammlung des Lebenskräftigen aus der anonymen Weisheit von Jahrhunderten ermöglicht, beide Male ist ein Unvergleichliches entstanden. Auf rechtlichem Gebiet konnte ein Kreis genialer Juristen das Werk vollenden, auf religiösem Gebiet, wo es sich nicht um eine Kodifizierung, sondern um das letzte Loslösen des Geistes vom Buchstaben, vom Einzelnen, Zufälligen, Beschränkten handelte, mußte freilich auch ein Unvergleichlicher kommen.

---

[42]) Math. IX. 33.

[43]) Zahlreiche Zitate bei Friedländer a. a. O., S. 28/9.

War Jesus ein Jude?

Chamberlains Judenhaß steht in einigermaßen sonderbarem Kontrast zu seiner schwärmerischen Bewunderung der Gestalt Jesus. Konsequentere Judengegner richten dagegen ihre Abneigung auch gegen den Stifter des Christentums[44]). Chamberlain hilft sich nun, indem er — Jesus für einen Arier oder doch für einen Nichtjuden erklärt. Diese Erklärung hat großes Aufsehen erregt und wurde sofort den „unumstößlich bewiesenen Tatsachen" der Rassenlehre einverleibt[45]).

Sehen wir uns nun seine „Beweise" etwas näher an, wohlgemerkt: alle, nicht bloß einige, um so die „nüchterne Empirie", deren sich Chamberlain rühmt, bewundern zu können.

Christus stammte aus Galiläa. Das ist zwar gar nicht sicher[46]), aber nehmen wir es an, um noch die folgenden „Be-

---

[44]) Z. B. Dühring. Vgl. über das Judentum Jesus' die besonders prägnanten Äußerungen des Judengegners E. v. Hartmann, Selbstzersetzung des Christentums. 3. Aufl., S. 43/4.

[45]) In den letzten Jahren ist diese Behauptung geradezu populär geworden, überdies suchte man in Anknüpfung an die schon von Chamberlain vertretene Meinung, daß den Juden arische Bestandteile beigemengt worden seien, einen Gegensatz zwischen „edlen" — natürlich arischen — „Israeliten" und miserablen — semitischen — „Juden" zu konstruieren. Diese Fabelei und die Behauptung von der nichtjüdischen Abkunft Jesu haben den Geheimen Konsistorialrat und Professor der Theologie Ed. König zu einer eingehend begründeten, entschiedenen Zurückweisung veranlaßt (König, Das antisemitische Hauptdogma, 64 Seiten, 1914). Er kennzeichnet diese kritiklose Denkweise als eine Schmach, die empörend wirke.

Ein mehr komisch wirkender Widerspruch findet sich in dem neuesten Buch von A. Wirth (Rasse und Volk, 1914). Zuerst (S. 97) findet er darin, daß das Christentum bloß durch Indogermanen gefördert wurde, einen Beweis dafür, daß bloß die arische Rasse für des Nazareners hohe Ideen empfänglich war. Auf S. 278 ff. aber erklärt er die Urbevölkerung Galiläas für „kasisch" (hetitisch) und schließt, daß das Christentum deshalb in Europa einen rassenverwandten Boden gefunden habe, weil auch hier weit über die Hälfte der Bevölkerung vorarisch, kasisch war und ist (S. 284).

[46]) Alle mit der Jugendgeschichte Jesu verknüpften Orte sind, wie die Evangelien selbst berichten, aus den Angaben der Weissagungen erschlossen, die den Messias aus Bethlehem, Nazareth und Ägypten kommen lassen. (Math. II.)

weise“ auszukosten. Überhaupt wollen wir den Bibelbuchstaben möglichst gelten lassen, um eine Diskussion mit Chamberlain zu ermöglichen. Chamberlain bemüht sich, nachzuweisen, daß Galiläa eine nichtjüdische Bevölkerung hatte. Es soll eine große Zahl der vorisraelitischen Bevölkerung erhalten geblieben sein. Welcher Rasse diese vorisraelitische Bevölkerung war, verschweigt Chamberlain sorgfältig. Auf S. 389 aber bemerkt er, daß im Norden die Hetiter, im Süden die Amoriter zahlreicher waren, überdies sei die Vermischung mit dem syrischen Menschen im Norden — Galiläa war bekanntlich die nördlichste Landschaft Palästinas — viel gründlicher und schneller gewesen. Die Amoriter sind nach Chamberlain Arier, die Hetiter aber ein minderwertiger nicht arischer Volksstamm, dessen Beimischung nach ihm die Juden keineswegs verbessert hat. Keine sehr günstige Grundlage für die Abstammung Jesu! Doch weiter! Galiläa wurde von Salomo zum Teil an den König von Tyrus an Zahlungsstatt abgetreten, „so wenig lag dieses halb von Fremden bewohnte Land dem König Judäas am Herzen!“ (S. 221.) Aber Galiläa war die e i n z i g e an Phönizien grenzende Landschaft Palästinas, ein anderer Strich hätte doch für den phönizischen König keinen Wert gehabt! Soll daraus, daß 1871 Teile des französischen Lothringens an Deutschland abgetreten wurden, geschlossen werden, die Franzosen hätten lieber Lothringen als Korsika abgetreten, weil sie keine Rassensympathie zu den Lothringern fühlten? Der Phönizierkönig soll verschiedene Völkerschaften in Galiläa angesiedelt haben. Welcher Rasse? — darüber wagt selbst Chamberlain keinen Ausspruch. — Besonders betont er aber, „daß nun die Scheidung der zwei Reiche eintrat und Galiläa mit dem Südreich (in dem die arischen Amoriter wohnten!) in gar keiner Verbindung mehr war, es hätte also keine Verschmelzung stattfinden können. Aber mit dem Nordreich blieb doch Galiläa in einem Verband!?!

Dazu die abenteuerlichen Reisen Josephs, des Vaters Jesu. Nach Math. II, 22 kommt Joseph erst auf der Flucht vor König Archelaus nach Galiläa.

Inzwischen aber, berichtet Chamberlain, sei ein Ereignis eingetreten, das den „israelitischen Charakter dieses nördlichen Landstriches wohl auf alle Zeiten fast ganz vertilgt haben muß." Die Israeliten wurden von den Assyrern deportiert, wenngleich auch welche zurückblieben. Das Land kolonisierten aber die Assyrer mit fremden Stämmen. Leider berichtet uns die Bibel ganz genau, woher diese fremden Stämme kamen. Wie die Namen ihrer Heimatsorte und Götter beweisen, waren es Semiten und Syrer (II. Kön. 17, 24, 30 ff.). Da also alles nichts hilft, läßt Chamberlain in den Jahrhunderten vor Christi Geburt viele Phönizier und Griechen einwandern, wofür Quellenbelege nicht angegeben werden. „Es ist nach dieser letzten Tatsache wahrscheinlich, daß auch rein (!) arisches Blut dorthin verpflanzt wurde; sicher ist aber, daß ein kunterbuntes Durcheinander der verschiedensten Rassen stattfand usw." — Also das gräßlichste „Rassenchaos" mit all seinen Folgen? Mit nichten! Zwar wanderten, wie Chamberlain widerwillig zugibt, auch „manche" echte Juden ein, aber sie wären für ihre Rassenreinheit so besorgt gewesen, daß sie sich gewiß nicht vermischt hätten. „Eine Ehe zwischen Jude und Galiläer war undenkbar." Das ist eine direkt lügenhafte Behauptung. Selbst in der Zeit der strengsten Absperrung der Juden war es diesen stets nur untersagt, Nichtjuden zu heiraten, gegen Juden welcher Rasse immer lag nie das geringste Bedenken vor. Im Gegenteil: der Nichtisraelit, der sich zum Judentum bekehrte, wurde von den Frommen höher geschätzt als der Abkömmling Abrahams. Etwas später (S. 581) will Chamberlain Paulus jüdische Abstammung in Zweifel ziehen[47]) und gibt uns daher zu bedenken, „wie lax die Juden jener Zeit außerhalb Judäas (woher diese genaue Ortsbestimmung, Sie „nüchterner Empiriker"?) über die Mischehen dachten".

---

[47]) Chamberlain sucht den Apostel Paulus auch als Arier hinzustellen. Paulus soll aber klein, kahlköpfig, mit gekrümmten Beinen, zusammengewachsenen Augenbrauen, hervortretender Nase gewesen sein. Er sah also nicht sehr „arisch" aus.

Die Galiläer aber waren nach Chamberlains eigener Angabe „streng rechtgläubige und häufig sogar fanatische Juden". (S. 214.) Chamberlains Logik schließt also: Mit den echten Juden hätten sich die Galiläer nicht vermischt (S. 214), denn die Religion verbot die Mischung mit „Fremden", und es muß möglichst alles beseitigt werden, was jüdische Ahnen Christi wahrscheinlich macht. Auf S. 216 aber hat „eine starke Beimischung nichtsemitischen Blutes stattgefunden", und selbst die eingewanderten Griechen, Phönizier (!) usw. müssen herhalten, obwohl die Galiläer „fanatische Juden" und eine Mischung mit „Fremden" (dazu Nichtjuden!) „undenkbar" war!! — Man begreift nun den Haß, den Chamberlain gegen den armen Aristoteles, der bekanntlich die Logik erfunden hat, offenbart!

Ein weiteres Argument findet Chamberlain darin, daß Simon Tharsi, einer der Makkabäer, die galiläischen Juden nach Judäa mitnahm, um sie vor ihren Feinden zu retten. Offenbar sind sie aber nicht gänzlich ausgewandert oder später wieder zurückgekehrt, denn aus zahllosen Stellen ersehen wir, daß alsbald wieder eine starke jüdische Bevölkerung in Galiläa wohnte. Erzählt nicht Chamberlain selbst von den Aufständen der Galiläer, die gerade nach diesem Zeitpunkt, als die fanatischesten und orthodoxesten Juden auftraten?[48]) Höchst bezeichnend für Chamberlains Ehrlichkeit ist aber folgendes: Er schreibt mit Berufung auf Graetz: „Das Vorurteil gegen Galiläa blieb denn auch so groß bei den Juden, daß, als Herodes Antipas die Stadt Tiberias gebaut hatte und auch Juden veranlassen wollte, sich dort niederzulassen, ihm dies weder durch Versprechungen noch durch Gewalt gelang." Dagegen schreibt Graetz an der zitierten Stelle: „Fromme Judäer scheuten aber den Aufenthalt in der neuerbauten Stadt, weil sich daselbst vielleicht von einer Schlacht her Menschengebeine fanden, wodurch die Einwohner am Tempelbesuch und an anderer, levi-

[48]) Vgl. z. B. Graetz, Volkstümliche Geschichte der Juden. I. Bd., 494, 611, 660, 683ff.

tische Reinheit erfordernder Übung verhindert worden wären. Antipas mußte daher durch lockende Versprechungen und durch Zwang Bewohner für Tiberias herbeiziehen, und doch wurde es mehr als ein Jahrhundert von Gewissenhaften gemieden." — Von einem „Vorurteil gegen Galiläa", was hier den Kernpunkt bildet, ist also gar keine Rede! So zitiert Chamberlain!

Nach dieser glänzenden Beweisführung schließt Chamberlain: „Es liegt also, wie man sieht, nicht die geringste Veranlassung zu der Annahme vor, die Eltern Jesu Christi seien der Rasse nach Juden gewesen."

Doch Chamberlains Beweise sind noch nicht erschöpft. Der galiläische Nationalcharakter unterschied sich von dem jüdischen. Während die echten Juden der Diaspora „auf vorzüglichem Fuße mit dem heidnischen Kaiserreich lebten", kämpften die Galiläer als „energische Idealisten" unaufhörlich für die Freiheit gegen Rom, ja selbst die aufständischen Juden wurden von Galiläern befehligt. Mit Bewunderung führt Chamberlain die lange Reihe von Freiheitshelden an, zitiert er den Spruch Judas des Galiläers: Gott allein ist Herr, der Tod gleichgültig, die Freiheit eines und alles. — Unsere Mitbewunderung wird nur durch die Erinnerung getrübt, daß Chamberlain erst vor kurzem die fortwährenden Aufstände der Juden gegen Rom als den deutlichen Beweis der scheußlichen Untreue, die den semitischen Charakter kennzeichnet, angeführt hat. (S. 138, 142 usw.) Chamberlains Empirie findet also in einer Tatsache einmal den Ausdruck semitischer und einmal den Ausdruck arischer Anlagen!

Das nun folgende Argument für das Ariertum der Galiläer bleibe ohne Kommentar: „Vielfach wird auch über die Frauen Galiläas berichtet, sie hätten eine nur ihnen eigentümliche Schönheit besessen; die Christen der ersten Jahrhunderte erzählen außerdem von ihrer großen Güte und ihrem Entgegenkommen (??) Andersgläubigen gegenüber, im Gegensatz zu der hochmütig verachtungsvollen Behandlung, die ihnen von den echten Jüdinnen zuteil wurde."

Schließlich wird noch vorgebracht, daß sich die Galiläer des Aramäischen und Hebräischen mit eigentümlicher Aussprache bedient hätten. Aus den Tatsachen, daß sie die dem Semitischen eigentümlichen Kehllaute nicht ordentlich hätten aussprechen können (was Chamberlain für eine Eigentümlichkeit des arischen Kehlkopfs hält) und daß man sie zum Vorbeten nicht zuließ, weil ihre Aussprache Lachen erregte, schließt Chamberlain auf eine starke Beimischung nichtsemitischen Bluts. Ich glaube, daß selbst heute, wo die dialektischen Unterschiede durch den Verkehr und die Schriftsprache zurückgedrängt werden, ähnliche Vorkommnisse nicht gar selten sind. Es dürfte einem berlinernden oder sächselnden Prediger schwer werden, in München vor ernsten und andächtigen Zuhörern zu sprechen. Ja die Berliner sollen jerade jewisse Kehllaute janz und jar nicht aussprechen können. Sind sie deshalb wirklich bessere Arier als die Bayern?

Dies sind Chamberlains sämtliche Beweise für die nichtjüdische Abstammung Christi! Wenn wir nicht ein Wort gegen diesen ganzen lächerlichen Kram einwenden wollten, so wäre höchstens damit zugegeben, daß Galiläa eine semitisch-hetitisch-arisch gemischte Bevölkerung hatte unter entschiedenem Vorwiegen der erstgenannten Bestandteile. Nun ist aber Christus vielleicht gar kein Galiläer gewesen? Jedenfalls nimmt die gesamte evangelische Tradition die Abstammung Jesu aus dem Hause David an, was sich freilich als nachträgliche Anpassung an die Prophezeiung, der Messias werde aus Davids Haus erstehen, erklären läßt. — Doch lassen wir alle Berufungen auf die in den Evangelien gegebenen widerspruchsvollen Personalien Jesu. Stellen wir vielmehr die einzig wissenschaftliche und entscheidende Frage: *ist der in den Evangelien gezeichnete Typus durch innere Verwandtschaft mit einem sicher jüdischen Gedankenkreis verknüpft oder ist er ganz unjüdisch oder gar antijüdisch?* Wir haben ausgeführt, wie sich das alte Judentum bis in die allernächste Nähe des Christen-

tums entwickelte, wie — teilweise unter fremden Einflüssen, aber überall an Eigenes anknüpfend — die christliche Anschauung der Moral sich allmählich aus der älteren herausbildete und schon in den vorchristlichen jüdischen Schriften alle Grundlagen der Evangelien mit unbestreitbarer Sicherheit nachzuweisen sind. Gleichzeitig zeigten wir auch, wie sich kurze Zeit vor Christus infolge der Verfolgungen des Judentums durch Antiochus Epiphanes eine orthodox-fanatische Richtung innerhalb des Judentums neu bildete und jene mächtige Sekte erstehen ließ, gegen die Christus so ankämpfte. Hier begeht nun Chamberlain ein Stück, das nur mehr als grobe Fälschung bezeichnet werden kann. Er unterschlägt seinen Lesern jene zum Christentum hinführende Richtung gänzlich, dafür stellt er die als Reaktion gegen eine vorübergehende politische Situation entstandene Orthodoxie als Ziel und Höhepunkt der ganzen Entwicklung des Judentums hin. Nachdem er durch mit gehässiger Bosheit verwendete Zitate ein abscheuliches Zerrbild der ohnehin teilweise wenig sympathischen Orthodoxie zustande gebracht hat, zeigt er triumphierend seinen Lesern die Kluft zwischen „Judentum“ und Christentum. Diese Kluft zu erklären unternimmt Chamberlain in der Weise, daß er einerseits das Christentum als eine Art Reaktion gegen das Jüdische auffaßt, andererseits aber sehr geschickt die Frage entstehen läßt, ob darin nicht die Reaktion eines Rassenelementes zu sehen sei. Wohlgemerkt: Chamberlain behauptet nicht, Christus sei ein Arier gewesen, wie man vielfach seine Theorie aufgefaßt hört, aber an zahlreichen Stellen legt er es seinen Lesern auf die Zunge.

Sehr interessant gerade vom psychologischen Standpunkt aus ist es, Chamberlains Urteile über diesen Punkt in ihrer Aufeinanderfolge zu betrachten.

Zuerst (S. 214) erklärt er, „es liege nicht die geringste Veranlassung zu der Annahme vor, die Eltern Jesu Christi seien der Rasse nach Juden gewesen.“ Vier Seiten später wird schon etwas energischer gesagt: „Wer die Behauptung auf-

stellt, Christus sei ein Jude gewesen, sagt entweder eine Dummheit oder eine Lüge", woran sich eine Verleumdung Renans anknüpft, der sich in jenes Dilemma gestürzt hat. Schon die nächsten Sätze lauten: „Die Wahrscheinlichkeit, daß Christus kein Jude war, daß er keinen Tropfen echt jüdischen Blutes in den Adern hatte, ist so groß, daß sie einer Gewißheit fast gleichkommt. Welcher Rasse gehört er an? Darauf läßt sich gar keine Antwort geben. Da das Land zwischen Phönizien und dem in seinem südwestlichen Teile mit semitischen Blute durchtränkten Syrien lag, dazu vielleicht von seiner früheren gemischt-israelitischen (doch zu keiner Zeit jüdischen) Bevölkerung nicht ganz gesäubert war, ist die Wahrscheinlichkeit eines vorwiegend semitischen Stammbaumes groß." Also ein Semite darf Jesus sein, nur kein Jude. „Daß Jesus Christus der jüdischen Rasse nicht angehörte, kann als sicher betrachtet werden."

Und im II. Nachtrag S. 67 lesen wir bereits: „Christus war kein Jude; das läßt sich ohne jede Möglichkeit einer Gegenrede historisch nachweisen usw.!" — Wir trauen unseren Augen nicht, wenn wir nun auf S. 248 plötzlich finden: — „diese Grundanschauungen lassen Christum als moralisch zu den Juden gehörig erkennen". „Christus ist ein Jude —." Alsbald erkennt Chamberlain die drohende Konfusion und erklärt nun sehr verworren, die Grundlagen seiner Persönlichkeit seien zwar jüdisch (der Wille, Gottesglaube usw.), die Anwendung dieser Grundlagen aber nicht jüdisch! — Das sagt ein philosophisch Gebildeter! Wir glauben einen mönchischen Scholastiker zu hören. Existiert denn irgendein psychologisches „Vermögen" anders als in seinen Äußerungen oder „Anwendungen"? Chamberlain, der alles Tun der Menschen eng an die Rassenanlage knüpft, trennt hier beides. Der Mensch hat a) Willen, b) Fähigkeit, den Willen „anzuwenden". A) ist jüdisch, B) ist nichtjüdisch, sogar antijüdisch. Akzeptieren wir dies, so bleibt uns der einzige Schluß im Geiste Chamberlains, Jesus sei das Produkt einer Rassen-

mischung. Bei der schwärmerischen Bewunderung, die Chamberlain für Jesus hegt und seinem Abscheu vor Rassenmischung sehen wir hier einen unlösbaren Widerspruch im Denken Chamberlains. Unser Autor tut das Beste, was er tun kann, wenn er plötzlich von seinen aufgeklärten Höhen in die offenen Arme der verzeihenden Kirche stürzt und die ganze sündhafte Fragerei nach der Abstammung Christi mit den Worten beendigt: „Christus steht außerhalb aller Geschichte, weil Gott außerhalb aller Zeit steht.“ (A. II. S. 67.)

Natürliche und soziale Grundlagen der indischen Entwicklung.

Die Entwicklung des indischen Geistes ging unter dem Einfluß bestimmter Naturtatsachen vor sich. Das feuchtwarme Klima im Stromgebiet des Ganges machte aus dem kriegerischen Hirtenvolk des Siebenstromlandes eine Menschenart, deren Ziel nicht im lebendigen Betätigen der Kraft, sondern in ungestörter Ruhe, im Fernhalten von Leidenschaften und Veränderung lag[49]). Der tausendjährige Friede, dessen sich der Indoarier nach einem leichten Sieg über einen unebenbürtigen Feind[50]) erfreute und die Freigebigkeit des fruchtbaren Bodens trugen zur Erschlaffung des Willens bei, während die üppige Natur eine lebhafte Phantasie zum Ersatz der äußeren Betätigung schuf. — „Das Nachdenken über die Natur tritt frühe bei den Indern ein und bildet die Grundlage der kontemplativen Richtung, die so eigentümlich mit der ältesten indischen Poesie verwebt ist. Die sorgenlose Leichtigkeit des äußeren Daseins kam dieser Richtung fördernd entgegen: wer konnte sich ungestörter und inniger der Betrachtung hingeben, als der alte indische Büßer, der in der Laubhütte des Waldes von seinen Quellen, Wurzeln, Früchten und der Rinde seiner Bäume sich nährend und kleidend, einsam und sorgenlos leben konnte und kein anderes Geschäft noch hatte, als über Leben, Tod,

---

[49]) Selbst die aus England importierten Bulldoggen verloren in Indien ihre charakteristische Kampflust, ihre Körper wurden feiner und leichter.

[50]) Von Oldenberg hervorgehoben.

das zukünftige Leben und das Göttliche nachzudenken und die Schüler darüber zu belehren? Die Schulen der waldbewohnenden Brahmanen, die in der alten Zeit so bedeutsam hervortreten, bilden eine der eigentümlichsten Erscheinungen des indischen Lebens und haben auf seine geistige Entwicklung den größten Einfluß geübt. Ihre äußerlichen Bedingungen waren aufs engste mit der eigentümlichen Natur des Landes verknüpft[51])."

Das zweite Grundmoment des indischen Geistes ist die soziale Organisation. Leider sind wir über ihre historische Entwicklung viel schlechter unterrichtet als über die Israels. Der Grund ist der völlige Mangel des historischen Sinns infolge der Unveränderlichkeit des Kastenwesens, des beschaulichen, dem Ewigen zugewandten Lebens, des das lebhafte Streben verabscheuenden Fatalismus, des Überwucherns des Wunderbaren und Mythologischen, wovon die Geschichtserzählungen ganz durchsetzt sind. Schließlich hat auch das Fehlen größerer Reiche das Aufkommen des Nationalismus, der die Geschichtsschreibung erzeugt, verhindert. „Der indische Staat löst sich bekanntlich in eine Unzahl von einzelnen Dorfschaften auf, die für sich bestehen und sich um das allgemeine Schicksal des Landes nicht weiter kümmern, wenn keine Neuerung in der Steuerverfassung ihnen aufgedrängt wird. Es konnte sich daher nicht die Idee des Vaterlandes bei ihnen ausbilden, jeder Kaste war die Kaste das Vaterland[52]). Hierin liegt auch der Grund der außerordentlichen politischen Schwäche Indiens, das seit Jahrtausenden jedem Feind, ob nun Skythe, Araber, Mongole, Holländer oder Engländer, eine leichte Beute war und sich widerstandlos beherrschen ließ.

Mannigfache Umstände, die Gliederung des Landes, das Fehlen mächtiger Feinde, der große Abstand der unterworfenen

[51]) Lassen, Indische Altertumskunde. 2. Aufl., 1867, Bd. I, S. 493. Dort (S. 401—494) Näheres über den Zug zur absoluten Ruhe als höchstes Ziel und die Einwirkung des Klimas.

[52]) Lassen, a. a. O., Bd. II, 1874, S. 5.

Rassen haben die politische und soziale Zersplitterung des Landes, das Feudalwesen und das Kastensystem begünstigt, die bei den vedischen Hirten noch völlig fehlten.

Diese Zerklüftung der Gesellschaft hat nun auch eine weitgehende Verschiedenheit in den religiösen Anschauungen erzeugt. Die von jeder materiellen Sorge befreite, in ungeheuerem Ansehen stehende Brahmanenkaste brachte Denker hervor[53]), deren weltabgewandte Spekulationen die tiefsten Fragen des Seins mit wundervoller Gedankenschärfe behandelte. In manchen Punkten gelangte der kühne Blick und die großartige Phantasie dieser Weisen zu Resultaten, die unser methodisches Forschen und der die Summe einer tausendjährigen Gedankenarbeit beherrschende Geist der Neuzeit zu den neuesten Errungenschaften zählt. Aber diese Möglichkeit verdanken sie nicht ihrer Rasse, sondern vorwiegend ihrem sozialen Milieu. Der beste Beweis hierfür ist der Tiefstand des Denkens und Glaubens bei der großen Masse der Stammesgenossen, die jenes Milieu nicht berührte und die von ihren größten Geistern weit mehr überragt wird, als jemals ein Volk[54]), und schließlich auch das viel weltlichere Streben zahlreicher Mitglieder derselben Kaste.

Die ältesten Religionsformen der Inder waren genau dieselben, wie die anderer Völker, Totemismus, Fetischismus, Ahnenkult in systemlosem Gemenge[55]). Das Eigentümliche der indischen Entwicklung ist nur, daß trotz der Höhe der religiösphilosophischen Spekulation, trotz der unzähligen von reinster Absicht getragenen Reformationen, die regelmäßig eine neue Sekte hervorriefen, die große Menge der arischen Inder stets auf den Niederungen des religiösen Denkens verharrte oder

[53]) Womit nicht behauptet werden soll, alle indischen Weisen seien Brahmanen gewesen, aber die weitaus meisten waren es.

[54]) Lefmann, Geschichte des alten Indiens. 1890, S. 62.

[55]) Hardy, Indische Religionsgeschichte. 1898, S. 20, 28, 36. Vgl. ein beliebiges Lehrbuch der Religionsgeschichte; ferner Spencer, Prinzipien der Soziologie. 1877, Bd. I, S. 355, 546ff.

aber nach einer Wendung zum Besseren bald wieder zum dicksten Aberglauben (vom Standpunkt der vorher erreichten Stufe) zurückkehrte.

Es ist ein ungeheuerer Betrug, der von manchen Schriftstellern versucht wird, die Gedanken der Upanishaden oder selbst nur vereinzelter Stellen der Veden, die einen höheren Aufschwung nehmen, als indisches Gemeingut auszugeben. Die Upanishaden waren stets nur Besitz eines kleinen Kreises brahmanischer Denker, aber auch die Kenntnis der Veden war gesetzlich auf die oberen Kasten unter Androhung grausamer Strafen beschränkt.

Die Veden sind ein Kunstprodukt priesterlicher Poesie und Theologie. Nur der Rigveda erhebt sich zeitweilig auf eine höhere Stufe, die drei anderen — insbesondere der Atharvaveda — sind angefüllt mit rituellen und Zauberformeln, denen wir keinen Geschmack abgewinnen. An Stelle umfangreicher Zitate aus den Veden selbst will ich die Stimmen einiger hervorragender Forscher anführen. Lehmann[56]) sagt: „Von Schönheit ist in den heiligen Büchern der Inder nicht viel zu finden, selbst von den vedischen Hymnen gehören die dichterisch wertvollen zu den Ausnahmen." „Der größte Teil der so hochgepriesenen vedischen Dichtungen ist formell und dürr, gedankenarm und gesucht und selbst für den Inder schwerfällig und dunkel." Whitney urteilt, ein großer Teil der Rigveda sei rein mechanische Poesie künstlichen Ursprungs, voll von Gemeinplätzen und absichtlichem Mystizismus usw. Regnaud nennt[57]) den Rigveda „das monotonste der Bücher" und sagt, die 10000 Verse der Rigveda können vielleicht als ebensoviele Varianten eines und desselben malerischen Gedankens betrachtet werden: „Das heilige Feuer entzündet sich trotz aller Hindernisse auf dem Altar, wenn die nährende Spende

[56]) Chantepie de la Saussaye. Lehrbuch der Religionsgeschichte, 2. Aufl., 1897, Bd. II, S. 6/7, 10ff.

[57]) Regnaud, le Rig Veda in der Revue de l'Ecole d'Anthropologie de Paris, 1900, X. vol. S. 183ff.

ihm von den Opferern dargebracht wird. Bringen wir sie dar.“ — Ein ähnliches Urteil fällen Oldenberg und die übrigen Forscher.

Fehlen des ethischen Charakters.

Der Inhalt der vedischen Religion besteht in der Anrufung und Verehrung zahlreicher Götter, unter denen fast jeder gelegentlich als Höchster bezeichnet wird, immerhin bewahrt Indra eine gewisse Suprematie. Der ethische Charakter fehlt den Göttern wie in allen aristokratischen Religionen. Indra wird geschildert als stierstarker, heftiger, aber gutmütiger und freigebiger Gott, als Trinker und Dreinschläger, lärmend Staub aufwirbelnd, alles kurz und klein schlagend, aber auch wieder gnädiger Natur, wenn ihm reichliche Opfer gebracht werden[58]. Oft wird von seiner Betrunkenheit geredet und ein Lied schildert sie recht humorvoll[59]. Auch die Erotik fehlt natürlich nicht[60]. Die Hauptsache aber ist das reichliche Opfer und die entsprechende Gegengabe. „Die vedische Religion ist in erster und letzter Linie eine Opferreligion.“ (Lehmann.) Das Opfer hat den Charakter eines freundlichen Gastmahles für die Götter, die dabei freilich die Rolle wichtiger Geschäftsfreunde spielen. Die Absicht ist eine rein geschäftsmäßige, auf materielle Güter gerichtet, von ethischen ist keine Rede. „Es wird erwartet oder geradezu gefordert. Ich dir — du mir; do ut des ist die kurze Formel des vedischen Opfers. ‚Hier ist die Butter — wo sind deine Gaben?‘ und ganz wie bei einem Geschäft wird aufgezählt, wie viele Leistungen die Götter als Entgelt zu liefern haben.“ „Die Gebete sind selten von Frömmigkeit oder Inbrunst, nie von Demut getragen, sie gehen

[58]) Vgl. Oldenberg, a. a. O., S. 174.

[59]) Vgl. Rig Veda X, 119, besonders charakteristisch von Oldenberg, S. 171, übersetzt.

[60]) Vgl. die schamlose Geschichte von Indras Frau und seinem Lieblingsaffen Vrishakapi (Rig Veda X, 86, Großmanns Übersetzung, Bd. II, S. 484. Erklärung bei Oldenburg, S. 173). — Die bekannte homerische Netzgeschichte ist dagegen eine unschuldige Kinderfabel.

auf die Erhaltung äußerer Güter oder Abwehr von Gefahren aus, von Dankbarkeit sind wenig Spuren zu finden; das Wort ‚danken' fehlt überhaupt der vedischen Sprache[61])." — In einer jüngeren Formel heißt es z. B.: „Gib mir, ich gebe dir. Lege hin für mich, ich lege hin für dich. Darbietung bietest du mir, Darbietung ich dir usw." — Die Götter sind vom Opfer abhängig, es ist ihre Nahrung. Indra geht zu Susravas und sagt: „Opfere mir, ich habe Hunger[62])." Die sogenannte Suktavakaformel sagt: „Gott N. N. nahm dies Opfer an; er ist erstarkt; er hat sich höhere Macht verschafft." „Möge dem Sieg des Gottes N. N. folgend auch ich siegen." Ja, diese Vorstellung geht so weit, daß dem Opfer schließlich zwingende Macht über die Götter zugesprochen wird, es unterscheidet sich vom Zauber eigentlich nur dadurch, daß letzterer sich auf die kleinen Dämonen, ersterer auf die anerkannten Götter bezieht. Das tadellos verrichtete Opfer zwingt die Götter. „Die Andacht", heißt es, „herrscht über die Götter", ja noch plumper, „der Opferer jagt den Indra wie ein Wildbret", er ruft den Indra zum Opfer wie die Kuh zum Melken, oder er macht den Gott wie eine Quelle von Reichtum fließen[63]).

Man kann nicht mehr sagen, daß dies nur die naive Religion eines primitiven Hirtenvolkes ist, vielmehr ist dies theologische Arithmetik zauberkundiger Priester, denen schließlich der Hauptvorteil des reichlichen Opfers wurde. Oldenberg urteilt von den späteren Veden „man kann sagen, daß für die Anschauung des Atharvaveda der Schwerpunkt verdienstlichen Tuns sich geradezu vom Kultus der Götter auf die Beschenkung, Speisung, Ehrung der Brahmanen verschoben hat"[64]).

[61]) Lehmann, a. a. O., S. 32.

[62]) Oldenberg, a. a. O., S. 309, 311 ff.

[63]) Oldenberg, a. a. O., S. 311. Wahrscheinlich bezeichnete übrigens auch das deutsche Wort „Gott" ursprünglich „das durch einen Zauberspruch zum Opfer herbeigelockte Wesen". (Schrader, Indogermanen. S. 146.) Andere bringen es mit ugroaltaischen Wörten zusammen (chodai, kutai, kut = Gott).

[64]) Vgl. auch Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte. 1899, S. 444.

Priesterherrschaft.

Der Ausgangspunkt der Brahmanenmacht lag in der Stellung des königlichen Opferpriesters, der allmählich eine den merowingischen Hausmeiern ähnliche Macht erhielt[65]). Auf dieser Grundlage erhob sich eine Priestergewalt, die kaum je bei einem anderen Volk erreicht wurde. Die Zersplitterung der Staaten und der Kultur machte allerdings die Entstehung einer einheitlichen Kirche unmöglich, wie sie sich auf dem Fundament des Römerreiches erheben konnte. Aber was tatsächliche Macht anbelangt, haben die Brahmanen die Zweischwertertheorie ganz anders durchgeführt als das Papsttum. Die Sage enthält die (historische?) Erinnerung an einen Kampf zwischen der Kriegerkaste und den Brahmanen, der mit dem Siege der Priester endete. Dem Priester Kacjapa wurde sogar die ganze Erde geschenkt, die Held Râma den Fürsten abgenommen hatte (Lippert, S. 383, 396). Da aber die Brahmanen die Ordnung selbst nicht hätten erhalten können, wäre sie von diesen den Königen gewissermaßen zum Lehen gegeben worden. Das Gesetzbuch stellt die vollkommene Unterwürfigkeit der Könige unter die Brahmanenmacht dar (S. 403), die er schon durch sein stets bescheidenes Benehmen den Priestern gegenüber zu beweisen hat. Die erste Pflicht der Könige und überhaupt aller Menschen ist reichliche Beschenkung der Priester, die Glück und Segen nach sich zieht. Der Geizige aber wird mit Unglück bedroht und dem, der sich gar an Priestergut oder Priestermacht vergreifen wollte, werden die fürchterlichsten Flüche und Höllenstrafen in Aussicht gestellt (vergleiche besonders S. 404). Das mußte unter anderen König Nachusha erfahren, der so gerecht und tapfer war, daß selbst die Götter ihm nicht widerstehen konnten. Als er

[65]) Vgl. Lippert, Allgemeine Geschichte des Priestertums. 1884, Bd. II, S. 362—419. Dort finden sich zahlreiche Beispiele und Quellenstellen für das im folgenden Skizzierte.

aber den Priestern eine Steuer[66]) auferlegte und gar den Brahman Agastja mit dem Fuße stieß, da verfluchte ihn dieser, 10000 Jahre auf der Erde als Schlange zu leben. Und des Priesters Rache brachte zustande, was selbst den Göttern nicht gelungen war. Wer der Brahmanen Speise ißt, verschlingt einen hundertfachen Widerhaken, der ihn erstickt, wer eines Brahmanen Kuh kocht und zum Speisen gibt, der verbreitet Unglück, wohin immer ein Stückchen von ihr kommt, „so weit vernichtet sie den Glanz des Königreichs, kein zeugender Mann wird dort geboren". Wer dagegen Brahmanen eine Kuh gegeben hat, „der erlangt die sämtlichen Welten". „Indra hilft dem, der reichlich schenkt und opfert; eine heilige Handlung hat keine Wirkung, wenn die entsprechende Dakshina (Opferlohn) nicht gereicht wird."

Daß der Brahmane unter solchen Umständen kein Freund der Armen ist, versteht sich. Die Armut macht in seinen Augen schlecht; auch „Indra wendet sich ab von Dürftigkeit und Hunger". Über „Werkfeindliche" und „Opferlose" ergießen sich Fluten von Verwünschungen. „Böse" ist nur der Kultverweigerer, „gottlos" der „nicht Opfernde". Er ist dafür rechtlos, sein Besitz den „Frommen" preisgegeben. Von einem ethischen Charakter des „Gut" und „Böse" ist keine Spur. (Lippert.) Die Religion trägt da natürlich einen ganz äußerlichen formalen Charakter. Das rechte Handeln und Opfern entscheidet, die Gesinnung ist meist Nebensache. Daher wird die Sünde ganz mechanisch durch „Abwaschungen" und Reinigungen getilgt[67]). Die Moral hat einen formellen

---

[66]) Dies gilt in allen priesterlichen Religionsbüchern (auch im Alten Testament) als besonders gottlos.

[67]) Die Buddhisten spotten über diese Wasserbußen der Brahmanen: „Da müßten ja alle Frösche und Schildkröten in den Himmel kommen, die Wasserschlangen und Delphine und was sonst im Wasser lebt." Vgl. Oldenberg, Buddha. 3. Aufl., 1897, S. 195. Auch in späteren hinduistischen Religionen spielen diese äußerlichen Reinigungen eine große Rolle. „Keine Sünde ist so häßlich, keine Seele so schwarz, das Wasser des Ganges gibt die Reinheit wieder." (Lehmann, S. 139.)

unbiegsamen Charakter, das „moralische Walten der Götter ist viel eher polizeiliche Aufsicht oder richterliche Ahndung als väterliche Fürsorge“. (Edward Lehmann, S. 40.) Hoffnung auf materielle Genüsse im Jenseits für diejenigen, die den Priestern reichlich spenden, und Furcht vor den Höllenstrafen derjenigen, die ihnen Übles tun, sind Hauptmotive[68]).

Religionsphilosophie.

Wie dieselbe katholische Kirche einen Pedro Arbuez und einen Franz von Assisi umfaßt, so kann man auch das Brahmanentum nicht charakterisieren, ohne wenigstens ein Wort über die erhabene Religionsphilosophie zu sprechen, die in der Vedanta enthalten ist und für die Wort für Wort das Gegenteil des Gesagten gilt[69]). Über die Richtung dieser Lehren haben populäre Schriften genügend Aufklärung verbreitet, ihr letztes Ziel ist die Erlösung durch Erkenntnis, die die höchste sittliche Reinheit und die höchste Seligkeit einschließt. Aber wir dürfen sie ebensowenig als „die“ indische Religion ausgeben, wie dies Chamberlain tut, als wir wagen dürfen, die Jesuslehre als „die“ jüdische Gesinnung schlechtweg hinzustellen. Der Vergleich paßt um so besser, als auch in Indien die fernere religiöse Entwicklung sich später von jenem hohen Standpunkt entfernte. Bei aller Gedankentiefe fehlt aber doch selbst den vornehmsten Erzeugnissen des indischen Geistes der Zug lebenswarmer Liebe, der die Jesusreden durchströmt und den die edle Ruhe des brahmanischen Gemüts nicht zu

[68]) Oldenberg a. a. O., S. 543.

[69]) Nur bemerkt kann werden, daß sich in der Veda schon Ansätze und Übergänge zu dieser Richtung finden, wenn auch in geringer Zahl. Vgl. Deussen, Geschichte der Philosophie, (Bd. I, Abt. II, S. 44). Deussen vergleicht das Verhältnis der Veda zu den Upanishaden mit dem des alten zum neuen Testament, wobei das alte Testament den Veden überlegen sei infolge seiner größeren ethischen Tendenz gegenüber der rituellen der Veda. Man darf ferner das Alter dieser Religionsphilosophie nicht überschätzen, wie es oft vorkommt, keine der Upanishaden rührt aus vorbuddhistischer Zeit her.

ersetzen vermag. Wie alle aus dem Judentum hervorgegangene Moral Sozialethik ist, so jede auf indischem Boden gewachsene Individualethik. Die eine wird von dem Streben beherrscht, die Welt besser zu gestalten, die andere von dem, sich von der Welt zu befreien. Das eifervolle Mitleid mit den vom Schicksal Geschlagenen, die Gerechtigkeitsforderung der prophetischen Predigt: „die Niedrigen müssen erhöht, die Hohen erniedrigt werden“, ist dem indischen Geist fremd geblieben; die eigene Vervollkommnung bleibt das höchste Ziel jedes Strebens. Der Glaube an die Seelenwanderung findet seinen Kernpunkt darin, daß jede Seele je nach ihrem Verdienst in einer höheren oder niedrigeren Kaste wiedergeboren wird. Wozu also Mitleid mit dem Armen und Verachteten, der ja mit seinem Elend nur die Sünden eines früheren Lebens büßt? Im Gegensatz zur Grundforderung des Evangeliums fordert die aristokratische Tendenz der indischen Religion eine strenge Sonderung der Stände schon durch äußere Kennzeichen und Ehren, verbietet jeden näheren Verkehr mit den unteren Kasten und verwehrt diesen mit grausamer Strenge selbst den Versuch eines geistigen Aufschwunges. Buckle hat eine Anzahl von Illustrationsfällen zur Lage der unteren Kasten zusammengestellt[70]. „Wenn einer aus dieser verachteten Klasse sich herausnahm, denselben Sitz einzunehmen, wie seine Oberen, so sollte er entweder verbannt werden oder eine schmerzliche und schmachvolle Strafe erleiden. Wenn er verächtlich von ihnen sprach, so sollte ihm der Mund verbrannt werden; wenn er ihn wirklich beleidigte, so sollte ihm die Zunge aufgeschlitzt werden; wenn er einen Brahminen belästigte, sollte er mit dem Tode bestraft werden; wenn er sich mit einem Brahminen auf demselben Teppich niederließ, so sollte er für immer gelähmt werden; wenn er aus Lernbegierde auch nur ein heiliges Buch vorlesen hörte, so sollte siedendes Öl in seine Ohren gegossen werden; wenn er sie aber gar auswendig lernte, so

[70]) H. Th. Buckle, Geschichte der Zivilisation in England. Übersetzt von Ruge, 1860, I, 1, S. 69/70. Dort die eingehenden Belege.

sollte er getötet werden; wenn er eines Verbrechens schuldig war, so wurde er härter dafür bestraft als die höher Stehenden; sollte er aber selbst ermordet werden, so war die Strafe die nämliche, wie für die Tötung eines Hundes, einer Katze oder einer Krähe. Sollte er seine Tochter an einen Brahminen verheiraten, so war keine Vergeltung, die ihm in dieser Welt auferlegt werden konnte, hinreichend; es wurde daher verordnet, daß der Brahmine zur Hölle fahren müsse, weil er durch ein Frauenzimmer, das so unermeßlich unter ihm stehe, befleckt sei. Ja, es wurde verordnet, daß der bloße Name eines Arbeiters verächtlich sein solle, damit die ihm gebührende Stellung unmittelbar anerkannt sei. Und als wenn dies noch nicht genug wäre, die Unterordnung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, wurde es ausdrücklich zum Gesetz gemacht, daß kein Arbeiter Reichtum erwerben dürfe; während eine andere Klausel erklärte, selbst wenn sein Herr ihm die Freiheit geben sollte, so bliebe er in Wahrheit doch ein Sklave; „denn — sagt der Gesetzgeber —, durch wen kann er eines Standes, der ihm natürlich ist, entkleidet werden“[71]).

Buddhismus.

Eine ganz andere Richtung schlug nun der Buddhismus ein. Sein Hauptziel ist die Erlösung vom Leiden durch Erlösung vom Willen, dessen Bewegung stets Leiden hervorruft und die Erreichung einer gleichmütig willenlosen Seligkeit schon zu Lebzeiten. In vielen Punkten knüpft der Buddhismus an Vorhandenes an, aber neuartig klingt uns die Mahnung zur Milde und Güte gegen alles Geschaffene, die eine großartige Wohltätigkeitspflege hervorgerufen hat. Buddha ist nicht als Sozialreformer aufgetreten — dies hätte ja dem Grundstreben

[71]) Es ist wichtig zu bemerken, daß auch in den verachteten Kasten große „arische“ Bestandteile erscheinen und die Drawidavölker, denen die übrigen zugerechnet zu werden pflegen, in einigen Zweigen eine selbständige und hohe Kultur erreicht haben.

widersprochen — er rührte nicht an den Bestand der Kasten außerhalb des Ordens[72]) aber doch ist seine Bewegung eine entschieden volkstümliche, gleichzeitig eine Reaktion gegen die hochmütige Brahmanenaristokratie. Aber die drei Parzen des indischen Geistes: Die äußere Natur, die soziale Verfassung und das Fehlen der willenserziehenden, nationenbildenden Macht der gemeinsamen Not ließen auch den Buddhismus nicht über die dem indischen Denken gezogenen Grenzen gelangen. Die buddhistische Ethik reicht nicht an das Wort und Beispiel Jesu heran, sie ist eine Vernünftigkeitsmoral, die zu Güte und Freundlichkeit auch gegen die Tierwelt anleitet, das Vergeben der Feindschaft gutheißt — aber stets aus Gründen der Verständigkeit und mit Hinblick auf Lohn und Strafen, d. h. Leiden oder Erlösung. Die begeisterte Liebe, die Poesie der Hingabe, das selbst- und grundlose Streben, ohne die selbst der mit allem Glauben und Wissen Begabte nur ein tönend Erz oder eine klingende Schelle ist, all das kennt der Buddhismus nicht. Im Gegenteil lehrt er[73]): „Alle Schmerzen und Klagen, alle Leiden in der Welt von mancherlei Gestalt, sie kommen durch das, was einem lieb ist; wo es nichts Liebes gibt, entstehen auch sie nicht. Darum sind freudenreich und von Schmerz frei, die nichts Liebes in der Welt haben. Darum möge, wer dahin strebt, wo es nicht Schmerz noch Unreinheit gibt, nichts in der Welt sich lieb sein lassen.“ Oldenberg setzt hinzu: „So ist die Güte des Buddhisten weit entfernt von der grundlos rätselhaften Selbsthingabe des Liebens; das treibende Moment in ihr ist reflektierende Verständigkeit, die Überzeugung, daß es so für alle das Beste ist, nicht zum mindesten aber die Erwartung, daß an gütiges Handeln das Naturgesetz

[72]) Vgl. Lassen a. a. O., Bd. II, S. 439 ff. Es wird sogar gelehrt, daß der Buddha nur in den beiden obersten Klassen wiedergeboren werden kann, wie überhaupt die Vergeltungslehre diesbezüglich beibehalten wurde. Innerhalb des Buddhaordens war der Kastenunterschied bedeutungslos.

[73]) Herrmann Oldenberg, Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. 1897, S. 336.

der Vergeltung den reichsten Lohn knüpft[74]). Das wahre, heilige Leben ist das Mönchsleben. Auch die Mahnung zur Wohltätigkeit geht zunächst nicht auf die Armen und Elenden, sondern auf Mönche, Geistliche und Weise. „Die Grundforderung aber für den Mönch heißt nicht: du sollst in dieser Welt leben und diese Welt gestalten zu einer solchen, die des Lebens wert ist — sondern sie heißt: du sollst dich von dieser Welt lösen.“ — Im speziellen äußert sich dies in der Geringschätzung der Arbeit, der Frau[75]) — als Verführerin zur Lust — und aller Bedingungen des sozialen Lebens. —

Indien ist nicht mehr das Land des Buddhismus, sein Schwerpunkt liegt bei den mongolischen Völkern des Nordens. Wie die Verdrängung des Buddhatums aus Indien vor sich ging, ist nicht bekannt. Der indische Geist hat noch zahllose Sekten hervorgebracht, unter denen die der hinduistischen Richtung angehörenden am stärksten sind und heute die eigentliche indische Religion bilden. Der nie rastende religiöse Drang hat noch viele schöne Blüten hervorgebracht[76]); trotzdem hat die Metaphysik nie mehr die Höhe der Vedanta überschritten, ist die Ethik nicht über den Buddhismus hinausgelangt. Das Gesamtresultat ist eher ein Verfall als ein Fortschritt. Die Religion ist sehr äußerlich; eine wüste Phantasie gefällt sich in der Ausmalung abschreckender Bilder, besonders in Höllenschilderungen. Grausame und unsittliche Kulte wuchern im geheimen, wo die europäische Herrschaft sie aus der Öffentlichkeit verdrängt hat; selbst das Menschenopfer soll heute noch nicht ganz unterdrückt sein.

---

[74]) Vgl, besonders auch Edward Lehmann in Chantepie de la Saussaye. Religionsgeschichte, 1897, Bd. II, S. 96—98.

[75]) Zwar gibt es Nonnenorden und fromme Buddhistinnen. Aber lange hat man sich dagegen gesträubt und schließlich die Frauen in allem niedriger gestellt als die Männer. So hat eine Nonne, selbst wenn sie hundert Jahre dem Orden angehören sollte, den jüngsten Mönch zuerst zu grüßen und vor ihm aufzustehen.

[76]) Von den hinduistischen Lobliedern (Stotras) sagt Lehmann, sie stünden „an religiösem Wert unvergleichbar höher als die vielgepriesenen Vedahymnen“. (A. a. O., S. 138.)

Die indische Entwicklung ist der beste Beweis für die Abhängigkeit der Religionen von dem natürlichen und sozialen Niveau. Zum Schluß sei eine sehr interessante Hypothese erwähnt, die wir Pfleiderer[77]) entlehnen. Es findet sich in den Veden ein Götterkreis, an dessen Spitze Varuna steht, und der wahrscheinlich älter ist als der des Indra. Die ganze Gestalt Varunas ist in der Richtung zum ethischen Monotheismus hin gezeichnet; das gerechte und gütige Walten des Gottes erstreckt sich über Menschen, Natur und Götter und bildet einen scharfen Kontrast zu Indra, dessen moralische Anlage sehr zweifelhaft erscheint. Der Grund der Verdrängung des ethischen Götterkönigs durch den naturalistischen Helden und Säufer Indra scheint in dem Sieg der Aristokratie über ein älteres Volkskönigtum zu liegen, wovon bei der Mangelhaftigkeit der indischen Geschichtsquellen freilich keine Nachrichten sich erhalten haben.

Religiös-ethische Entwicklung bei den Persern.

Wie wenig Rasseneigentümlichkeiten die Religion gegenüber dem Milieu zu bestimmen vermag, zeigt ein vergleichender Blick auf die persische Entwicklung. Die Perser sind die nächsten Verwandten der Inder, möglicherweise ist ihre Trennung erst in historischer Zeit erfolgt. Leider liegt die indische und altpersische Tradition so im argen, daß die Hypothesen einen großen Raum einnehmen. Es ist nun interessant, wie grundverschieden derselbe Stamm sich unter verschiedenen Bedingungen entwickelt hat[78]). Die üppige Natur Indiens fehlt und mit ihr die Phantasie und die Schwäche des Willens. Die iranische Hochebene war die Wiege eines der größten Weltreiche. Die Naturverhältnisse Irans zeigen einen scharf aus-

[77]) Otto Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. 3. Aufl., 1896, S. 126/7. Dieses Werk nimmt auf die sozialen Beziehungen der Religion überall gebührend Rücksicht.

[78]) Wir folgen im nachstehenden hauptsächlich Edward Lehmann und Otto Pfleiderer.

geprägten Dualismus; der Kontrast zwischen Sommer und Winter, Tag und Nacht, wüster und fruchtbarer Natur ist größer als irgendwo. Die Bewältigung der feindlichen Naturmächte ist eine Existenzbedingung. Dies erklärt den Charakter der altpersischen Religion, den eigenartigen Dualismus zwischen Ahuramazda, der die gute Natur, und Ahriman, der die üblen Dinge, schlechtes Land und Klima, giftige Insekten, böse Lüste usw. geschaffen hat[79]). Im Gegensatz zu Indien trägt die persische Religion einen nüchternen, aber dabei von gesundem ethischem Streben zeugenden Typus. Von allen arischen Völkern ist dieses dem ethischen Monotheismus am nächsten gekommen, was durch die angedeutete politische Entwicklung leicht erklärt wird. Ahuramazda ist der oberste Götterkönig, Heiligkeit, Reinheit, Gerechtigkeit sind sein Wesen. Er liegt im steten Kampf mit dem bösen Prinzip Ahriman, und es ist die höchste Pflicht seiner treuen Anhänger, ihn darin zu unterstützen, heilige und gerechte Gesinnung und die Vollbringung von Kulturwerken (Vertilgung böser Tiere, Landbau usw.) zu fördern. Die Würde der Frau, das Ansehen der Arbeit, die Kinderzeugung, das Eigentum werden höher gestellt als bei den Indern. Aber auch die Tugenden der Demut, Wohltätigkeit und Barmherzigkeit (nur gegen Glaubensgenossen) werden gepriesen. Freilich finden sich, wie in jeder orientalische Religion, ein ungemein kompliziertes Ritual[80])

[79]) Ähnlich ist in Ägypten der Gegensatz zwischen dem Wüstengott Set und dem segenspendenden Râ.

[80]) „Das Gesetz über religiös Unreines und über die Zeremonien seiner Beseitigung ist im Avesta ebenso oder noch peinlicher ins kleinste Detail ausgeführt, wie in Indien oder im Judentum.“ „Sehen wir auf die Form, die sie (die Zarathustra-Religion) in dem eben besprochenen Ritualgesetz angenommen hat, so könnten wir sie nur in gleiche Linie mit dem pharisäischen oder talmudischen Judentum stellen: ein kleinlicher und harter Formalismus, der, jedes religiösen Schwunges bar, seine albernen und rohen Satzungen gleichwohl auf direkte göttliche Offenbarung zurückzuführen wagt usw. Vgl. Pfleiderer S. 168, 169 auch Orelli a. a. O. S. 558. Selbst kleine Verstöße gegen rituelle Vorschriften werden höchst grausam mit Köpfen, Pfählen, Schinden usw. bestraft.

und starke priesterliche Vorrechte, aber bei jenem sind doch die ethischen Grundlagen nicht zu übersehen, und die Priester spielen eine viel würdigere Rolle als die Brahmanen. Die Opfergabenbettelei der Veden fehlt, und die Götter sind überhaupt weniger vom Opfer abhängig. Die Moral betont die sozialen Pflichten und erinnert stark an die des Alten Testaments, z. B. in der Wertung der Kindespflicht: „Das Kind ist den Eltern unbedingten Gehorsam schuldig. Antwortet es seinem Vater oder seiner Mutter dreimal ohne zu gehorchen, so ist es des Todes schuldig.“ Die indische Moral weiß viel weniger von Kindespflicht und Elternliebe[81]). Auch das Preisen des Fleißes und der Arbeitsamkeit findet dort kein Gegenstück.

Sehr bemerkenswert ist der eigentümliche Gegensatz zwischen iranischen und indischen Religionsbezeichnungen. Der Name der indischen Götter (Daevas) ist in Iran zur Bezeichnung der Dämonen geworden, Indra erscheint als „Dämon der Dämonen“, wie in der Veda als „Gott der Götter“. Andererseits ist der iranische Gottesname Ahura — in der älteren vedischen Religion noch ein Ehrenname der hohen Götter, besonders Varunas, — in den späteren vedischen Teilen zum Namen der widergöttlichen Wesen (asuras) geworden. Derselbe Parallelismus kehrt auch in anderen Bezeichnungen wieder[82]).

Es ist nun höchst wahrscheinlich, daß bei der Seßhaftwerdung eines Teiles der Iranier eine religiöse Reform sich vollzog. Die nomadischen Raubfürsten behielten die naturalistischen Gewaltgötter, Indra an der Spitze, bei, während die friedlichen Bauern sich die Herrschaft des Rechtsgottes Ahuramazda wählten, dessen Stellvertreter auf Erden ihnen seinen königlichen Schutz gegen die Nomaden gewährte, und die alten Götter, die dem Feind halfen, zu Dämonen stempelten. In

[81]) Oft wird in der indischen Literatur betont, daß der Lehrer über den Eltern stehe, denn diese hätten nur den Leib, jener den Geist gebildet.

[82]) Pfleiderer, S. 156.

Iran führt der Volkskönig Vishtaspa und der Priester Zarathustra den Sieg des Rechtes über die Gewalt auf Erden und im Himmel herbei; in Indien fehlten solche Männer zur kritischen Zeit, um den Sieg Indras über Varuna zu verhindern.

Vergleich „arischer" und „semitischer" Religiosität.

Chamberlain stellt die Theorie auf, daß der Religion als „innerer Erfahrung" des Ariers die Religion der „äußeren Erfahrung" des Semiten gegenüber steht. Diese geistreich klingende Entgegensetzung ist aber ganz unbrauchbar. Religion ist ein viel zu kompliziertes Gebilde, als daß zwei Etiketten ausreichen würden, sie zu bestimmen. Man kann fast behaupten, daß das ganze Seelenleben des ursprünglichen Menschen, das sich über die Triebbefriedigung erhebt, Religion sei, freilich nicht im Chamberlainschen Sinn. Alle Affekte zwischen den beiden Polen der Furcht und Liebe auf ein Außer- oder Übermenschliches gerichtet, bilden in mannigfacher Mischung die Grundlage des religiösen Gefühls, wobei freilich selbst heute noch der weitaus größte Teil der Menschheit der Furcht weit näher steht. Die Auffassung der Religion als „innerer Erfahrung der frommen Seele" bildet die berühmte Tat Schleiermachers, den Chamberlain merkwürdigerweise ganz ignoriert[83]), wie er dies überhaupt gegen seine Vorgänger zu tun liebt. Daß aber diese fromme Seele durch zahlreiche äußere Erfahrungen erst geworden ist, fällt der Religionswissenschaft nicht ein zu leugnen. Freilich mag schon in der furchtgetränkten Scheu, mit der der Naturmensch die klugen Augen seines Schlangenfetisch betrachtet, etwas wie innere Erfahrung liegen; aber selbst Jesus beruft sich oft genug auf das Gesetz und auch der von jeder historischen Religion Gelöste, der nur aus dem Streben seines eigenen Herzens den Glauben an die fortschreitende

[83]) Nach dem Index wird er nur einmal (S. 875) ganz im Vorübergehen zitiert.

Menschheit schöpft, bedarf doch der Unterstützung durch die „äußere Erfahrung“ der Weltgeschichte.

Wenn aber die Einteilung Chamberlains falsch ist, so sind es seine historischen Belege noch viel mehr. Es ist unmöglich, daß ein in der Religionsgeschichte auch nur oberflächlich Bewanderter solche Behauptungen im ehrlichen Glauben aufstellt: „In keinem Zweig der indoeuropäischen Familie hat es zu irgendeiner Zeit Götzendienst (Chamberlains Ausdruck für Fetischismus d. V.) gegeben“, Bilderanbetung habe nie existiert, nie seien die arischen Götter Weltschöpfer, der Monotheismus werde schon seit den ältesten Zeiten von den Indo-Europäern geahnt usw. (vergleiche S. 230, 397 usf.). Die Wissenschaft hat vielmehr mit absoluter Gewißheit festgestellt, daß die primitiven Formen der Religion: Fetischismus, Totemismus, Ahnenkult bei Ariern und Semiten und überhaupt bei allen Völkern der Welt sich in gleicher Weise, oft mit überraschender Ähnlichkeit vorfinden[84]). Wie es heute noch in Indien damit bestellt ist, haben wir ja gesehen.

Ebenso verhält es sich mit der Chamberlainschen Auffassung, die indoarischen Götter seien nur freundliche und gütige Symbole für das göttliche Eine, deren Bilder die Seele mit der lebendigen Vorstellung höherer Wesen füllen sollten. Das paßt zum Beispiel wunderbar auf den großen Shiva, den die orthodox-brahmanische Sekte der Shivaiten als höchsten Gott verehrt, und der an die Stelle des alten Rudra getreten ist. Schon der Atharaveda beschreibt diesen: „blauschwarz ist sein Bauch, rot sein Rücken“ —, nach der Umwandlung bemächtigte sich eine wüste Phantasie der Gestalt[85]). Um seinen Nacken sieht man Totenschädel baumeln, er hat drei Augen im

---

[84]) Leopold von Schroeder, dessen Forschungen zur altarischen Religion auch von Chamberlain besonders hoch geschätzt werden, stellt für alle Religionen der Welt die drei Wurzeln Naturverehrung, Seelenkult und Glaube an ein höchstes, gutes Wesen fest. (Wesen und Ursprung der Religion, S. 25.)

[85]) Vgl. E. Hardy, Indische Religionsgerichte. 1898, S. 89.

Gesicht und je 1000 Köpfe, Arme, Beine usw. Seine Verehrung war später mit den rohesten Ausschweifungen verbunden[86]). Der Religionshistoriker betrachtet solche Erscheinungen ganz gelassen; über die bildliche Form, die in unkultivierten und überkultivierten Gehirnen die Idee der zerstörenden Naturkraft angenommen hat, zu moralisieren, wäre abgeschmackt; aber falsche Verhimmlungen von tief unter unserer Stufe stehenden Kulturerscheinungen brauchen wir uns nicht gefallen zu lassen.

Ebenso unwissenschaftlich sind aber die übrigen Belege dieses Schriftstellers. An vielen Orten mag übrigens seine soziologische Ignoranz als mildernder Umstand gelten. Überaus komisch ist z. B. die Behauptung, „der Götterglaube Homers sei die erhabenste und geläutertste Erscheinung griechischer Religion", das Spätere aber Verfall! Diese homerischen Götter voll List und Trug, Gewalttätigkeit und recht losen geschlechtlichen Sitten hält Chamberlain für die Gestalten des Volksglaubens, obwohl in Büchern, die er selbst zitiert, mit Sicherheit nachgewiesen wird, daß sie der primitiven Aristokratie jener Zeit angehören, deren Lebensführung sie widerspiegeln[87]), während die viel ernstere Volksreligion erst bei Hesiod zum Ausdruck kommt. Überhaupt nimmt Chamberlain aus Büchern immer nur das, was ihm paßt; so zitiert er triumphierend Robertson Smiths grundlegendes Werk, worin nachgewiesen werde, daß der gerühmte semitische Monotheismus nur ein politisches Ergebnis sei; daß aber an derselben Stelle auch der Zusammenhang zwischen dem arischen Polytheismus und der sozialpolitischen Struktur gezeigt wird, findet er gut zu verschweigen, obwohl doch die Ehre der arischen Religiosität dadurch nicht berührt werden dürfte.

---

[86]) Vgl. Hardy a. a. O., S. 117.

[87]) Die zahlreichen Liebesabenteuer der Griechengötter verdanken übrigens hauptsächlich der Eitelkeit der Adelsfamilien ihre Entstehung, die, wenn nicht in „legitimer", so doch wenigstens in „illegitimer" Weise von Göttern abstammen wollten.

Die Religion der Semiten im allgemeinen und der Juden im besonderen ist nach Chamberlain religiöser Materialismus, was ihm gleichbedeutend ist mit Werkheiligkeit, Fehlen frommer Gesinnung, Abhängigmachung der Gottesverehrung von irdischem Lohn oder Bedingtheit derselben durch Furcht vor Strafe, Fehlen der Idee der Gnade und Erlösung (als inneres Erlebnis) usw.

Auf einzelnen Stufen der jüdischen Entwicklung kommt Derartiges gewiß vor; aber es heißt große Voreingenommenheit besitzen, wenn man die Tatsache übersieht, daß einerseits der Judaismus weit über diese Etappe hinausgelangt ist, andererseits alle diese Dinge bei allen arischen Völkern sich oft sogar in viel schärferer Ausprägung vorfanden. Nirgends finden wir in der Bibel solche entwürdigende Betteleien und sogar Drohungen des irdischen Reichtums wegen gegenüber der Gottheit wie in der Veda, nirgends faßt das Alte Testament Jahwe in so roh materialistischer Weise vom Opfer abhängig, wie der Brahmane seinen rauschfrohen Indra. Die leere Geschwätzigkeit, der öde Ritualismus und das Fehlen der Frömmigkeit bei den Brahmanen erregte gerechten Spott bei den Buddhisten und selbst in vereinzelten vedischen Stellen; von Demut war bei den stolzen Brahmanen, die sich ihrer Heiligkeit bewußt über die Götter stellten, wenig zu finden.

Auf der ganzen Welt sei Religion eine idealistische Regung, sagt Chamberlain auf S. 400, einzig bei den Semiten sei sie krasser Materialismus, verfolge sie durchaus praktische Zwecke, vor allem „Herrschaft und Besitz“ in dieser Welt und Wohlergehen in der jenseitigen. Dazu setze ich einige illustrative Bibelstellen[88]), Psalm. 42: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“

[88]) Wir zitieren absichtlich nur Stellen aus nachexilischer, späterer Zeit, in der nach Chamberlain die frischen Triebe des Prophetenglaubens schon in härtestem Formalismus und Materialismus erstarrt wären.

Psalm 73: Der Sänger verwirft die Rede des „Pöbels“, der da sagt „Siehe, das sind die Gottlosen, die sind glückselig in der Welt und werden reich. Soll es denn umsonst sein, daß mein Herz unsträflich lebet und ich meine Hände in Unschuld wasche?“ sein Bekenntnis lautet: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ — Sprüche 30, 7—8: „Zweierlei bitte ich von dir, die wollest du mir nicht weigern, ehe denn ich sterbe: Abgötterei und Lügen laß ferne von mir sein; Armut und Reichtum gib mir nicht; laß mich aber mein bescheidenes Teil Speise dahin nehmen. Ich möchte sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen und sagen: Wer ist der Herr? Oder wo ich zu arm würde, möchte ich stehlen und mich an dem Namen meines Gottes vergreifen“[89]). Es muß geradezu wundernehmen, wie wenig begehrliche Stellen aus alter Zeit in den Bibeltext gerettet wurden. Es wird wohl als lehrhaftes Beispiel angeführt, daß Gott den Gerechten auch mit irdischen Gütern lohnt, ja, es wird sogar erwartet, daß Gott als Bestätigung seiner Zufriedenheit mit rechtem Wandel den Frommen segnet; aber höchst selten finden sich in den späteren Teilen direkte Bitten um Belohnung oder gar Forderungen, wie etwa das vedische: Lege hin für mich, ich lege hin für dich. In den ganzen Psalmen ist mir nur die Stelle 144, 13—14, aufgefallen, wo aber Gottes Segen auch nur als Folge rechter Gesinnung hingestellt wird.

Ebensowenig kann wohl die Jenseitshoffnung viel ausgemacht haben, da Chamberlain selbst ausführt, daß das alte Testament kein Jenseits in unserem Sinne kennt.

---

[89]) Solcher Stellen lassen sich viele anführen, man lese nur noch die eine 1. Könige 3, 9—12 (Salomos Gebet).

Zahllos sind ferner die Talmudstellen, in denen gesagt wird, die göttlichen Gebote müßten um ihrer selbst willen, nicht im Hinblick auf Lohn oder Strafe, erfüllt werden. Vgl. z. B. Guttmann a. a. O., S. 180.

Vergeltung im Jenseits.

Die Vorstellung der Hölle nennt Chamberlain den „eigentlichen Schandfleck der kirchlichen Lehre“, sie sowohl als die Gestalt des Teufels sollen jüdische Erfindungen sein, denen das arische Bewußtsein heftig widerstrebt. Nun kennt das biblische Judentum überhaupt keine Vergeltung im Jenseits, die Guten und Bösen kommen ohne Unterschied in den Scheol, der ganz nach Art des griechischen Hades vorgestellt wird. Von Lohn und Strafe ist keine Rede. Die große Menge des Volkes hat wohl immer die Vergeltung im Diesseits erwartet, die in älterer Zeit noch auf das ganze Volk Israel, nicht auf den Einzelnen bezogen wurde. Freilich blieb das Problem: Wie kommt es, daß der Gute leidet und der Böse blüht? Die Propheten haben das Leiden auf Erden als pädagogisches Mittel Gottes betrachtet, als Strafe und Prüfung mit dem Ziel der Läuterung. Das Judentum hat, besonders nachdem der Unsterblichkeitsglaube schon begründet war, geradezu Enthusiasmus für das Leiden entwickelt. Im Talmud heißt es, daß, wer 40 Tage ohne Leiden bleibe, an seiner Seligkeit verzweifeln solle, da Gott ihn offenbar der Läuterung für unwert halte[90]). Erst in vorchristlicher Zeit finden wir unklare Ansätze zu einem Vergeltungsglauben mit Aussicht ins Jenseits, die Gerechten werden auferstehen, die Ungerechten aber tot bleiben. Die Pharisäer vertraten die Unsterblichkeit gegen die Sadduzäer und siegten über diese. Die Evangelien aber beweisen, wie wenig noch die Entwicklung im Judentum zu einem Abschluß gediehen war. Erst der Talmud kennt einen Himmel, der bald rein geistig, bald mehr materiell gedacht wird und eine Hölle (Gehinnom) für die Bösen, die dort zwölf Monate gepeinigt werden (sechs Monate durch Hitze, sechs Monate durch Kälte, sagen die Talmudweisen), worauf ihre gänzliche Vernichtung erfolgt. Jedenfalls eine barmherzigere Vorstellung, als die des katholischen Dogmas, das heute noch — unter Androhung der Hölle — dem

---

[90]) Ferdinand Weber, Jüdische Theologie, 2. Aufl., 1897, S. 322.

Gläubigen an die Ewigkeit der Qualen im Höllenfeuer zu glauben befiehlt.

Hölle und Himmel fehlen aber auch im entwickelten Glauben der Inder keineswegs und werden recht materiell vorgestellt[91]). Hardy schreibt: „Bezeichnend für diese Epoche ist die Wollust im Ausmalen der Höllenstrafen. Es genügt eine Hölle nicht mehr, man erdenkt deren mehrere und stattet sie auf die raffinierteste Weise mit Marterwerkzeugen aus, wofern man nicht in der „Hölle auf Erden", einem neuen Dasein in niederen Existenzen (Würmern und dergleichen), die Bösen noch besser quälen zu können hofft." Der Seelenwanderungsglaube der Inder ist ja tatsächlich eine recht rohe Form des Vergeltungsglaubens und dazu noch eine, die der Entwicklung tätiger Sittlichkeit nicht günstig ist[92]).

Werke der Gesinnung.

„Die starke Betonung der „Gerechtigkeit" im weltlichen Sinne des Wortes, d. h. also des gesetzmäßigen und moralischen Handelns und der Werkheiligkeit im Gegensatz zu jedem Versuch innerer Umwandlung und zur Erlösung durch metaphysische Einsicht oder durch göttliche Gnade", sind in Chamberlains eigener Zusammenfassung weitere Erscheinungen, die überall, wo semitisches Blut oder semitische Ideen (also nicht nur jüdische! d. V.) eingedrungen sind, sich vorfinden[93]). Dann müssen die arischesten der Arier, die ve-

[91]) Hardy a. a. O. S. 96.

[92]) Die Vergeltung im Jenseits kann doch wenigstens in geistiger Weise vorgestellt werden, als Lohn=Anschauung Gottes, als Strafe=Entziehung dieses geistigen Genusses. Die bedeutendsten Kirchenlehrer haben selbst die Höllenstrafen geistig erklärt als Behinderung der Seele an freier Bewegung (Thomas Aquinas) usw. — Wenn aber Lohn und Strafe nur als eine höhere oder niedere Wiedergeburt, also in irdisch-materieller Weise in Aussicht stehen, muß die Sehnsucht nach Ruhe, nach Erlösung von dem ewigen Rade der Wiedergeburt erwachen, die man durch Aufgabe jedes Strebens — ob gut oder böse — zu erreichen hoffte.

[93]) Der Rassenapostel Gobineau war demnach auch verjudet. Friedrich (Studien über Gobineau, S. 39) sagt, für den Gobineau des Rassenbuches scheine

dischen Brahmanen und die alten Iranier, recht viel semitisches Blut aufgenommen haben, nach dem, was wir über ihren Formalismus und Ritualismus gehört haben[94]). Es ist dies eben ein ganz natürliches Entwicklungsstadium jeder Religion. Daß aber die angeblich indogermanische Betonung der Gesinnung und der Erleuchtung durch Gnade dem Judentum nicht fremd geblieben sind, bezeugen zahlreiche Bibelstellen. Unaufhörlich mahnen die Propheten, daß Gott nicht auf die Opfer sehe, sondern auf das Herz, auf die Gesinnung des Menschen; nicht Ochsen und Schafe, sondern Liebeswerke (die mit denen der Bergpredigt übereinstimmend aufgezählt werden) erfreuen ihn, nicht schwere Buße, sondern Sinnesänderung und Reue verschaffe seine Gnade, die Werke sollen aber nicht öffentlich vor den Augen der Menschen, sondern im geheimen vollbracht werden. Und nicht nur die Propheten, auch viele Stellen der nachexilischen Literatur wiederholen diese Gedanken in mannigfacher Weise, besonders die Psalmen[95]). Im gänzlichen Gegensatz zu Chamberlains Behauptung fehlt auch die Erkenntnis menschlicher Schwäche und der Notwendigkeit der inneren Umwandlung durch Gnade keineswegs. Der 130. Psalm fragt: So du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen? Die Antwort lautet: Vor Gott ist kein Lebendiger gerecht (Psalm 143, 2; Hiob 14, 4; 15, 14; 25, 5—6; Sprüche 20, 9). Aber Gott richtet nicht nach Gerechtigkeit, sondern nach Barm-

die Religion wesentlich Lehre und Befolgung von Geboten, nicht Leben in einer Gesinnung zu sein.

[94]) Die Sprache der Avesta kennt überhaupt keinen Unterschied zwischen Gesetz und Religion. Beides = daêna (Gesetz). — Besonders groß ist die Werkheiligkeit und der Formalismus in der altrömischen Religion, die mit größter Nüchternheit ausschließlich ein Geschäftsverhältnis mit den Göttern darstellt. Immerhin hat das disziplinierte soziale Leben der römischen Bauernsoldaten eine vom moralischen Standpunkt viel ehrenwertere Götterwelt hervorgebracht als die Griechen.

[95]) Vgl. z. B. Jesaias 11, 1—18; 29, 13; 33, 15; 58, 2—7; 66, 3; Hesekiel 18, 22ff.; 33, 11; Hosea 6, 6; Joel 2, 12—13; Micha 6, 7—8; Amos 5, 21—24; Psalmen 4, 6—7; 40, 7—9; 50, 8—13, 23; 51, 18—19; 69, 32ff, 141, 2 und viele andere.

herzigkeit[96]). Als höchste Gnade verheißt er seinen Kindern ein neues Herz und einen neuen Geist, (Hesekiel 11, 19 und 32, 26), seinen heiligen Geist, wie der 51. Psalm (Vers 12, 13) sagt. Ganz besonders stark wird in dem von Chamberlain geschmähten Talmud die Notwendigkeit der göttlichen Gnade betont. So ist schon im Talmud folgendes, ursprünglich für den Versöhnungstag bestimmtes, später in den täglichen Gottesdienst aufgenommenes Gebet erwähnt: „Herr der Welt! Nicht wegen unserer Verdienste schütten wir unser Flehen vor dir aus, sondern wegen deiner großen Barmherzigkeit. Was sind wir, was unser Leben, was unsere Frömmigkeit, was unsere Verdienste, was unser Heil, was unsere Kraft, was unsere Stärke? Was sollen wir zu dir sprechen, Ewiger, unser Gott und Gott unserer Väter! Sind doch alle Helden wie nichts vor dir, die Männer von Namen, als wären sie nicht gewesen, die Weisen ohne Verstand und die Einsichtigen ohne Vernunft. Denn ihrer Taten Fülle ist nichtig und die Tage ihres Lebens sind eitel vor dir und der Vorzug des Menschen vor dem Tier ein Nichts, denn alles ist eitel.“[97])

Schon in der Bibel finden wir nirgends mehr die Vorstellung von der Zauberkraft gewisser Formeln und Handlungen ohne gleichzeitige gottgefällige Gesinnung, ja es kommen bedeutungsvolle Stimmen vor, die das Opfer überhaupt anzweifeln und seine Abschaffung ahnen lassen. Im talmudischen Judentum finden sich zwar Rückbildungen zur neuerlichen Betonung der Werkgerechtigkeit, der Formalismus wächst ins Ungeheure. Gleichzeitig aber wird der Gedanke aufs nachdrücklichste hervorgehoben, daß allen Geboten nur insoweit Bedeutung zukommt, als sie dem Gehorsam Israels als Prüfstein und Er-

---

[96]) Nach dem Talmud betet Gott täglich: Es sei der Wille bei mir, daß meine Barmherzigkeit meinen Zorn überwinde und meine Barmherzigkeit alle meine Eigenschaften umhülle, daß ich mit meinen Kindern verfahre nach Barmherzigkeit und ihnen nicht begegne nach dem strengen Recht. (Weber a. a. O. S. 159).

[97]) Zit. nach Guttmann a. a. O. S. 180, wo noch weitere Beispiele.

quickung dienen, also eine ethische Motivierung von nicht zu unterschätzender Bedeutung[98]). Stets wird überdies den ethischen Geboten vor den rein rituellen der Vorrang eingeräumt[99]). Chamberlain illustriert die Gesetzesknechtschaft des Judentums mit der bekannten Tatsache der 613 Gebote und Verbote, die das Tun Israels in der Bibel regeln. Ein hervorragender talmudischer Gelehrter, Rabbi Simlai, lehrte hierüber: „613 Gesetze (Gebote und Verbote) sind im mosaischen Gesetzbuch enthalten; da kam David und brachte sie auf elf (die im 15. Psalm enthaltenen, die angeführt und erläutert werden); dann kam Jesaias und stellte sie auf sechs (Jesaias 33, 15), „wer da wandelt in Gerechtigkeit und Wahrheit spricht, wer Gewinn durch Übervorteilung verschmäht, wessen Hand sich weigert, Bestechung zu nehmen, wer sein Ohr verstopft, nicht zu hören

---

[98]) Vgl. Lazarus, Ethik des Judentums, 1899, S. 189, 225. Auf S. 455 der „Grundlagen" findet sich folgende schamlose Fälschung Chamberlains: „Der Talmud sagt: Wie aus der Übertretung des Gesetzes deine Zertretung erfolgt, so wird Gehorsam gegen das Gebot dadurch belohnt, daß du selber gebieten wirst." (Aboth IV, 5 nach Montefiore.) — Dagegen schreibt in Wirklichkeit Montefiore: „Gerade das Zeremonialgesetz wurde um seiner selbst willen und aus Liebe zu Gott befolgt. Nackte zu kleiden, Hungrige zu nähren, hat seinen Zweck zum Teil im Erfolg; aber den Sabbath-Segen zu sprechen, die Gebetriemen anzulegen, das Haus vor Ostern von Gesäuertem zu reinigen, birgt Ziel und Genugtuung nur in der Ausführung der Akte selbst. Man fühlte einen geistigen Segen in der Ausführung eines göttlichen Befehls, religiöses Entzücken bei der Beobachtung der scheinbar lächerlichsten Gebräuche. Das Gesetz brachte den Himmel auf die Erde, und brachte die Gegenwart Gottes der Seele zum Bewußtsein. Die Fülle religiöser Befehle ist das Privilegium Israels. Wie der Lohn der Sünde Sünde ist, so ist der Lohn des Gebots das Gebot." (Aboth IV, 5. Ausg. Taylor). — Nach Rabbi Eleasar besteht die wahre Glückseligkeit des Mannes, der Gott für seine Befehle freudig dankt, darin, daß er an ihrer Ausführung Freude empfindet, aber daß er keine Belohnung erwartet, weder in dieser Welt, noch im Jenseits.

[99]) Nach einer Talmudstelle wird Gott beim jüngsten Gericht die Heiden nur daraufhin prüfen, ob sie die sieben noachidischen Gebote, die reine Sittenregeln sind, gehalten haben und ihnen, da sie dies nicht nachweisen können, noch einmal eine leichte Gehorsamsprobe aufgeben, die sie aber wiederum nicht bestehen.

den Blutrat und seine Augen schließt, nicht zu schauen das Böse", — dann kam Micha und reduzierte sie auf drei (Micha 6, 8): „Es ist dir verkündet, Mensch, was gut ist, und was Gott von dir verlangt: nur Rechttun, liebevolles Wohlwollen und demütigen Wandel vor deinem Gott", — wiederum Jesaias auf zwei (Jesaias 56, 1: „Haltet auf Recht und übet Gerechtigkeit") und Amos und Habakuk (Amos 5, 3: „Suchet mich und lebet"; Habakuk 2, 4: „Der Fromme lebt in seiner Treue") und stellten sie auf eins. Das Hochbedeutsame in dieser Zurückführung der biblischen Lehren auf wenige Grundsätze ist nun, daß diese ohne Ausnahme rein ethischer Natur sind und gar kein Hinweis auf das bloß Rituelle sich findet. Der ethische Grundzug der jüdischen Glaubenslehre kann nicht deutlicher hervortreten.

Nun behauptet aber Chamberlain, die jüdische Ethik sei rein äußerlich. „Die sittlichen Gebote wachsen nicht mit innerer Notwendigkeit aus den Tiefen des Menschenherzens empor, sondern sind Gesetze, die unter bestimmten Bedingungen an bestimmten Tagen erlassen wurden und jeden Augenblick widerrufen werden können (234). Daher ist dem Juden „der heidnische Begriff der Sittlichkeit und Heiligkeit fremd" (239) [100]. Nun stellt die Bibel allerdings kein System der Ethik auf, dies würde ja ihrem Wesen widersprechen. Die Moral wird kasuistisch entwickelt, wie überall. Trotzdem ist Chamberlains Behauptung unbegründet. An unzähligen Stellen heißt es, daß Gott das Gute liebt und das Böse haßt, womit die Selbständigkeit dieser Begriffe ausgesprochen wird. In der vorchristlichen Zeit findet sich eine eigentümliche Entwicklung des Begriffes „Weisheit". Ursprünglich bedeutet dieses Wort nicht mehr als „Lebensklugheit" [101]), die Kunst, glücklich zu

---

[100]) Leopold von Schroeder sagt (a. a. O., S. 38): „Man stelle nur ehrlich vergleichend das Bild des Gottes der Propheten und Psalmen neben alle anderen vorchristlichen Göttergestalten und man wird Ehrfurcht gewinnen vor seiner Größe und Heiligkeit." —

[101]) Vgl. Smend, Alttestamentliche Theologie. 1898, S. 483—493.

werden. Später nimmt es eine immer ausgesprochenere religiösethische Färbung an. Es gewinnt die Bedeutung „individuell angewandter Religion", und zwar auf Grundlage der allen Völkern gemeinsamen religiösen Moral. Dann wird die Weisheit als Ausfluß Gottes hingestellt und geradezu mit seinem sittlichen Wesen identifiziert. Diese Weisheit, wie sie in der durch allegorische Deutung dem modernen Bewußtsein versöhnten Thora ausgedrückt ist, wird dann sogar über Gott gestellt. Anfangs zwar habe Gott die Thora geschaffen, noch vor der Weltschöpfung, worauf er sich mit ihr über die bevorstehende Schöpfung beriet. Sie wird als ein Stück seines Wesens, als „Tochter Gottes" hingestellt, dessen Änderung natürlich nicht seiner Willkür unterliegt. Ja, schließlich befolgt Gott selbst die Thora bis ins kleinste, studiert drei Stunden täglich in ihr, und was dergleichen phantastische Ausschmückungen mehr sind[102]). Die Gebote aber, die nicht direkt Forderungen der Sittlichkeit sind, dienen doch sittlichen Zwecken, nämlich der Selbstzucht des Menschen.

Die ganze ethische Richtung des Gesetzes und seine schließliche Vergötterung machen es möglich, die Brücke zu unserer modernen, auf Kant fußenden Moralanschauung zu schlagen. Die Heteronomie der von Gott gebotenen Moral verblaßt vor der Tatsache, daß Gott nur das geoffenbart hat, was schon in ihm und uns als ein Teil unseres Wesens lag.

Schon im 5. Buch Moses (30, 11—14) wird dies kräftig und zweifelfrei ausgedrückt: „Das Gesetz, das ich dir heute gebiete, ist nicht entrückt, noch fern von dir. Es ist nicht im Himmel, daß du sagen möchtest, wer will für uns in den Himmel hinaufsteigen, daß er es uns hole und uns hören lasse, auf daß wir es tun. Es ist auch nicht jenseits des Meeres, daß du sagen möchtest, wer will für uns über das Meer hinüberfahren usw." „Sondern es ist das Wort

[102]) Vgl. Weber a. a. O. S. 14 ff., S. 157 ff.

dir sehr nahe in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es tuest." Das göttliche Gebot hat also hier den Charakter einer pädagogischen Weisung. Wie ein Vater seine Kinder über Recht und Unrecht belehrt und die Belehrung manchmal auch mit der Rute oder einer süßen Belohnung unterstützt, so hat das Sittengesetz der Thora Gott zum Weiser, aber nicht zum Schöpfer, so kann auch Lohn und Strafe die Selbständigkeit der moralischen Pflicht nicht antasten. Professor Lazarus hat in seiner „Ethik des Judentums" auf Grund eines großen Materials die Übereinstimmung der talmudischen und Kantischen Sittenlehre zu beweisen unternommen. Nun ist der Talmud freilich kein einheitliches Buch. Er ist vielmehr eine ganze Literatur, die, im Verlaufe vieler Jahrhunderte entstanden, die verschiedenartigsten Meinungen enthält. Wenn auch der Lohn nicht zur Bedingung der Sittlichkeit gemacht wird, so wird er doch vom gewöhnlichen Bewußtsein in der Regel erwartet, sei es selbst nur als Beweis der Zufriedenheit Gottes. Keine religiöse Ethik hat jemals den Vergeltungsgedanken ganz ausgeschaltet, aber nirgends finden sich so viele Stimmen, die diese Forderung stellen, als in der religiösen Literatur der Juden.

Metaphysik und Mystik.

Die vorwiegende Richtung des jüdischen Geistes auf die soziale Moral hat wesentlich beigetragen, ihn von der Beschäftigung mit der Natur und metaphysischen Fragen, die daraus hervorgehen und einen so großen Bestandteil der indischen Religion bilden, abzulenken. Die ganze Natur wird nicht objektiv als Selbstzweck, sondern subjektiv, ethisch, auf die sittlichen Zwecke des Menschen bezogen aufgefaßt. Immerfort werden die Tugenden der Tiere den Menschen als Vorbild hingestellt, Naturvorgänge als Symbole sozial-ethischer Beziehungen erklärt. Die ganze Natur scheint ein großes Lehrbuch der Ethik zu sein.

Daraus erklärt sich leicht das Zurücktreten metaphysischer Spekulationen. „Wer über vier Punkte philosophiert: was über dem Himmel und was unter der Erde, was vor der Welt war und was nach der Welt sein dürfte, der wäre glücklicher, nicht geboren worden zu sein", sagt die Mischna. — Eine Rassenanlage ist es nicht, sondern ein weltgeschichtliches Erziehungsresultat.

Ganz unrichtig ist aber die oft gehörte Behauptung, die den Juden jeden Sinn für Mystik abspricht. Ganz im Gegenteil treten schon in vorchristlicher Zeit und noch mehr zur Zeit des entstehenden Christentums mystische Strömungen auf. An Philo von Alexandrien, der die ekstatische Erhebung der Seele zu Gott als das wahrhafte Lebensziel und den Zustand vollendeter Seeligkeit darstellt, knüpft der griechische Neuplatonismus an, von dem alle weitere Entwicklung der philosophischen Mystik ausgeht. „Ein starker Einschlag philosophischer Mystik," sagt Julius Guttmann, „zieht sich dann wieder durch die mittelalterliche jüdische Religionsphilosophie hindurch. Als die höchste Form des religiösen Lebens wird hier die sich in Gott versenkende andächtige Kontemplation betrachtet, zu der alle sittliche Aktivität nur eine Vorstufe bildet. Der schärfste Gegner alles philosophischen Intelektualismus, Jehuda Halewi, der das unmittelbare Erlebnis der göttlichen Gegenwart, die als ein Geschenk der göttlichen Gnade empfangene Gottesanschauung, zur Grundform alles religiösen Lebens macht, teilt diese Grundanschauung mit seinen aristotelischen Gegnern, welche die erkennende Tätigkeit des Verstandes auf ihrer höchsten Stufe in eine Gott unmittelbar erfassende Intuition umschlagen lassen und in der so erlangten Einheit mit dem Gottesgeiste das wahrhafte Ziel menschlichen Lebens erblicken. In dieser Anschauungsweise, deren zum Teil höchst bedeutende und originale Ausgestaltungen hier nicht weiter zu verfolgen sind, liegen die Wurzeln von Spinozas amor dei intellectualis, dem mächtigsten Abschluß seines Systems." —

Nächsten- und Feindesliebe.

Schon die geschichtliche Skizze der ethischen Entwicklung in der Bibel hat gezeigt, daß die jüdische Ethik frühzeitig die hohe Stufe erreicht hat, die das Gebot voraussetzt, nicht nur den Stammesgenossen, sondern jeden Nächsten, ja selbst den Feind zu lieben. Es gehört entweder völlige Unwissenheit oder arge Verlogenheit dazu, der jüdischen Ethik als solcher vorzuwerfen, sie stehe dem Nichtjuden mit hochmütiger Gehässigkeit gegenüber, ja rechtfertige sogar seine Ausbeutung und Hintergehung. Natürlich finden sich auch Stellen, in denen unter dem Eindruck von Verfolgungen harte Worte gegen die Feinde gebraucht werden. Welches Volk hätte noch nie sich gegen seine Peiniger aufgebäumt? Aber es ist geradezu wunderbar, wie trotz allen Hasses und aller Leiden, denen die Juden durch Jahrtausende ausgesetzt waren, in ihrer religiösen Literatur das Gebot der Nächsten- und der Feindesliebe immer wieder in den eindringlichsten Worten aufgestellt wird. Ein christlicher Gelehrter, Dr. J. Weigl[103]), hat eine sehr große Zahl solcher Stellen aus dem Talmud und dem rabbinischen Schrifttum gesammelt. Beispielshalber seien einige Stellen angeführt:

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Darunter ist nicht nur der Israelite verstanden; jeder vielmehr ist dein Nächster, der ein Mensch ist wie du und der Welt nützlich wie du. Alle Völker sind darunter verstanden; denn nirgends haben unsere Weisen die Völker von der Nächstenliebe ausgeschlossen." (R. Eliahu in Sefer Habberit II, 13, 5.)

„In den letzten Tagen der Pessachfestwoche beten die Israeliten nicht den ganzen Hallel, weil die Ägypter im Meere ertranken und geschrieben steht: ‚Wenn dein Feind fällt, freue dich nicht!'" (R. Josef Caro, der Autor des Schulchan Aruch, in Bet Josef: Orach Chajim 490.) In Pirke Abot IV, 24 lautet

[103]) Vgl. Dr. J. Weigl, Das Judentum, 1911, S. 92—115.

die Stelle: „Fällt dein Feind, so freue dich nicht; strauchelt er, so frohlocke nicht dein Herz.“

„Wie ist es überhaupt nur möglich,“ heißt es Pesochin. 113, „daß einer gottesfürchtig sei und einen Nebenmenschen als Feind betrachte und hasse!“

An vielen Stellen wird gelehrt, man solle sich der Armen und Kranken der Nichtjuden ebenso annehmen, wie der Hilfsbedürftigen Israels. Auch für die Nichtjuden soll man beten. Selbst dem Feinde müsse man zu Hilfe kommen. Die große Zahl solcher und ähnlicher Stellen zeigt die Bedeutung, die die jüdische Ethik der Nächsten- und Feindesliebe beilegt. —

Toleranz.

Ein Hauptunterschied zwischen Indogermanen und Semiten soll nach Chamberlains oft und lebhaft wiederholter Behauptung in Sachen der Toleranz bestehen. Der Semite prinzipiell intolerant und fanatisch gegen jede freie Gedankenregung, der Arier von weitherzigster Duldsamkeit. Erklärt wird dies mit der engen Geistessphäre des Semiten, in der der Wille herrscht und zwar, wie Chamberlain unbedenklich sagt, der egoistische Wille[104]). Zwar wird der gewöhnliche Verstand sofort verwundert auf die fanatische Intoleranz katholischer und protestantischer Indogermanen hinweisen, die Chamberlain selbst wiederholt hervorhebt. Aber Chamberlain hat die Antwort bereit, daß gerade diese Erscheinung auf semitischem Einfluß beruht, alle die Millionen von Menschenleben, die die Kirchen auf dem Gewissen haben, sind Opfer des alten Testaments und des jüdischen Geistes im Christentum[105]). Diese

---

[104]) Chamberlain, S. 385, 406/7, 415.

[105]) Auch die Intoleranz der Spanier führt Chamberlain auf Beimischung semitischen (arabischen) Blutes zurück. Leider heben aber alle Geschichtswerke gerade die Toleranz der Araber gegenüber der Intoleranz und dem Fanatismus der Westgoten und Spanier hervor. (Vgl. z. B. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien. 1865, Band II, S. 308, 309 oder jede beliebige Weltgeschichte.) — Es ist interessant, die wirklichen Gründe der spanischen Intoleranz

paradoxen Sätze Chamberlains haben viel Widerhall gefunden, merkwürdigerweise auch in vielen Kreisen Glauben. Trotzdem sind sie geradezu Muster der Unfähigkeit dieses Autors zu sozialer und historischer Betrachtung.

Vor allem wird trotz der Weitschweifigkeit der Darstellung nicht klar, was Chamberlain eigentlich unter Toleranz und ihrem Gegenteil versteht. Einmal scheint es, als ob der jüdische Rassenhochmut das Ziel seines Angriffes sei, ein anderes Mal wieder das angebliche Streben der Juden nach der Weltherrschaft, die Gott ihnen als Lohn der Gesetzerfüllung

---

in sozialen Verhältnissen zu finden. Bereits der Westgotenstaat war derart fanatisch, daß Felix Dahn meint, „nicht der ehemalige Kirchenstaat, höchstens der Staat der Jesuiten in Paraguay gewähre so völlig das Bild einer Priesterherrschaft". In dem durch seine Gebirge partikularistisch gebauten Spanien entwickelte sich frühzeitig der Feudalismus und ein mächtiges Vasallentum, das ununterbrochen mit den Königen im Kampf lag. So blieb den Königen nichts übrig, als sich dadurch die Hülfe der Kirche zu sichern, daß sie sich in ihre gänzliche Knechtschaft begaben und fußfällig, unter Tränen die Gebote der Priester empfingen. Auch der politische Gegensatz der arianischen Westgoten zu den katholischen Römern und später der Kampf gegen die Araber haben den religiösen Fanatismus gefördert. Schon König Kindila (636—640) hatte den bündigen Grundsatz aufgestellt: „in meinem Reiche darf niemand leben, der nicht katholisch ist". So wurde das Volk durch Jahrhunderte zum Fanatismus gezüchtet, höchstwahrscheinlich kommt das Wort „bigott" von „Visigoth" (Westgote). — Wo findet man in der Geschichte semitischen Fanatismus, der der Intoleranz dieses Germanenstaates gleichkäme? (Vgl. die genauen Belege bei Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Bd. I, 1881, S. 372, 386, 388, 394, 399, 501, 517.) Eine interessante Parallele bietet Tirol. Hier lag der Brennerpaß, die Heerstraße der deutschen Könige für ihre Italienfahrten. Unmöglich durfte der König dulden, daß Vasallen hier sich einnisteten, die mit einer Handvoll Leuten die Felsenpässe sperren und den König zwingen konnten. Aus diesem Grunde verliehen die deutschen Könige das Gebiet treu ergebenen Bischöfen, die ja keine Dynastie gründen konnten. So wurde die geistliche Herrschaft über Tirol gebreitet und das Volk klerikalisiert. — Beide Fälle zeigen recht deutlich die Unzulänglichkeit der Rassenerklärung gegenüber der Milieutheorie. Übrigens ist sowohl in Spanien, als in Tirol noch in Betracht zu ziehen, daß schon das bloße Leben in den einsamen, weltabgeschiedenen Gebirgstälern mit ihren mannigfachen Gefahren Aberglauben und Bigotterie befördert.

verheißen habe, dann wieder ihre gänzliche Negation fremder Götter und Religionen usw. Eine knappe historische Darlegung wird den Knäuel von Widersprüchen am sichersten entwirren. Der alte Naturgott Jahwe war überaus tolerant[106]), er duldete zahlreiche Götter neben sich, außerhalb Israels hatte er überhaupt keine Kompetenz. Dort herrschten die Götter der anderen Völker, denen auch der frömmste Israelit diente, wenn er außer Landes ging. Salomo baut schon den Göttern der von ihm unterworfenen Völker Tempel, Ahab dem Gott der verbündeten Tyrier usw., ein Zeichen zunehmenden Verkehrs, der sich auch auf die Götter erstreckte. Von Exklusivität ist keine Rede, dies beweisen die überaus zahlreichen Mischehen[107]) und die harmlose Art, in der mit Fremden verkehrt wird. Die Absperrung der Ägypter vor Fremden erregt das Staunen der Israeliten. Selbst Moses heiratet die Tochter eines midianitischen Priesters, der andere Götter verehrte und verkehrt mit ihm in freundschaftlichster Weise. Von Weltherrschaft konnte natürlich bei einem Volk, dessen Horizont mit den Landesgrenzen zusammenfiel, nicht die Rede sein.

[106]) Vgl. zahlreiche Belege bei Smend a. a. O., S. 155 ff. Stade a. a. O., Bd. I, S. 508. Fishberg, Rassenmerkmale der Juden, 1913, S. 241.

[107]) Chamberlain phantasiert, die Juden hüteten sich streng vor jeder Mischung mit Christen, wobei nichtjüdisches Blut in den Stamm geraten würde, hätten aber nichts dagegen, durch ihre Weiber im „feindlichen Lager Fuß zu fassen"! Die Statistik zeigt uns jedoch, daß Juden Christinnen in größerer Zahl heiraten, als Christen Jüdinnen. (Vgl. Zollschan, Das Rassenproblem. 1910, S. 478 ff.) Man staunt über die überaus rasch fortschreitende Verschmelzung der Juden mit ihrer Umgebung überall, wo nicht legale oder soziale Hemmnisse entgegenstehen. In Preußen verheiratet sich jetzt mehr als ein Fünftel der Juden christlich (vgl. Fishberg, S. 72). — Die Warnungen vor Mischehen im alten Testament reden natürlich nie von Rasse, vielmehr stets von der dadurch erzeugten Möglichkeit der Verführung zur Abgötterei. In geschmackvoller Weise warnt dagegen Chamberlain vor einer „Infizierung der Indo-Europäer mit jüdischem Blut", die diese in eine „Herde pseudo-hebräischer Mestizen, und zwar ein unzweifelhaft physisch, geistig und moralisch degeneriertes Volk" verwandeln würde. Bismarck hat dagegen einmal geäußert, er würde es durchaus nicht ungerne sehen, wenn einer seiner Söhne eine Jüdin heiraten würde.. —

Kurz, wir finden ein genaues Beispiel der Auffassung, die bei allen Völkern herrschte, die über die Stufe der Naturreligion nicht entschieden hinauskamen. Die Götter sind eben Naturgestalten, mit denen sich zunächst jene abzufinden haben, die ihnen lokal oder durch Stammesverwandtschaft zunächst sind, der Gedanke der Propaganda wäre jenen Menschen unverständlich gewesen. Was geht die anderen Völker unser Jahwe an, der auf seinem Berg sitzt und den Nachbarn fruchtbringenden Regen sendet oder manchmal mit dem Blitz dreinschlägt? Was war der Nil den Römern, ein römischer Waldgott den Ägyptern oder den Bewohnern des baumlosen Mesopotamien? Die meisten Völker des Altertums sind über diesen Standpunkt nicht hinausgekommen; jede Stadt, ja jedes Geschlecht und jedes Haus hatte seine Götter, die der Fremde zu respektieren hatte, wogegen er die Verehrung seiner Götter als Privatsache ruhig betreiben konnte.

Dies ändert sich mit der allmählichen Entwicklung zur ethischen Religion, mit dem Gedanken, daß die Götter nicht Naturgewalten, sondern sittliche Wesen sind, deren Macht so weit reicht, wie das menschliche Sittengesetz. Von Wichtigkeit ist hierbei die gradweise Annäherung an den ethischen Monotheismus, dessen Grundsatz lautet: Ein Gott — ein Glaube! Die Chinesen, deren Religion zwar durchaus ethischen Charakter hat, aber über die Zersplitterung des Ahnenkults nicht hinausgekommen ist, sind sehr tolerant.

Der Anhänger des überragenden ethischen Gottes fühlt sich aber selbst als ein Stück höherer Art, er blickt mitleidig oder verachtungsvoll auf den „Götzendiener“ herab, dessen niedere Moral den Launen seines „Götzen“ entspricht. Oft bildet auch der Gegensatz der sittlichen Anschauungen einen Gegensatz der Existenzbedingungen, der nur im Kampfe gelöst werden kann.

In Indien war die Religion metaphysisch auf den höchsten Stufen, materialistisch — wie überall — auf den niederen, von aktiver Ethik finden wir auf beiden nicht viel, was uns die

soziale Verfassung Indiens erklärt. Zwischen den zahlreichen Schulen und Sekten bestand genug Streit, Haß und Geringschätzung, aber doch wohl mehr persönlicher Art. Die Fragen um das Wesen des Seins und dergleichen, die den Gegenstand der indischen Spekulation ausmachten, sind keine solchen, die Fanatismus erwecken könnten. Die Behauptung Chamberlains von der Toleranz der indischen Religiosität könnte ebensogut auf das Verhältnis der Philosophenschulen in unserer Zeit angewandt werden, höchstens, daß Professor A den Professor X für einen Esel hält und umgekehrt. Intoleranz wird man dies kaum nennen. Die einzige Bewegung, die im großen Maßstab ethische Bedeutung besaß, war der Buddhismus. Aber er lehrte nicht die soziale Auflehnung, sondern die Lösung von der Welt, sein Prinzip war der bestehenden Ordnung nicht feindlich. Trotzdem genügte die Geringschätzung, die er dem eitlen Brahmanentum entgegenbrachte, um dieses zu erbittern. Die gegenseitigen Schmähungen der Sekten bezeugen dies Gefühl. Die Ketzer kommen nicht in den Himmel. Das Manugesetz, das eine Reaktion der Brahmanenmacht gegen den Buddhismus darstellt, befiehlt, ketzerisches Volk aus der Stadt zu treiben[108]. Aber das Brahmanentum war viel zu zersplittert, um die jugendkräftige Bewegung, die auch oft die Fürstengunst erlangte, unterdrücken zu können. Der einzige mir bekannte Versuch einer gewaltsamen Bekämpfung ist der des Königs Pushpamitra, der, von den Brahmanen zur Unterdrückung des Buddhismus aufgehetzt, ein Kloster zerstörte, alle Insassen ermordete, auf das Haupt jedes Buddhisten hundert Goldstücke setzte und alle ihre Heiligen im Lande erschlagen ließ[108]. Ob die Verdrängung des Buddhismus aus Indien auf friedlichem Wege geschah, wissen wir infolge des Mangels an Geschichtsquellen nicht, doch ist es wahrscheinlich.

Ein anderer Geist beseelt die persische Religion, die einen ausgeprägten ethischen Monotheismus darstellt, aktive Sitt-

[108]) Oldenberg a. a. O., S. 195, 198—200.

[109]) Lassen a. a. O., Bd. II, S. 363, 445.

lichkeit ist ihr höchstes Gebot. Ahuramazda haßt das Böse und seine Anhänger, ihre Bekämpfung ist heilige Pflicht. Zwischen der Moral der friedlichen Bauern und jener der Indra verehrenden Nomaden, denen Gewalt über Recht ging, gab es einen Gegensatz, der nur durch Unterwerfung oder durch Schädeleinschlagen gelöst werden konnte. Toleranz liegt der kräftigen Religion der Friedens- und Rechtsordnung ganz ferne. „Laß den Erleuchteten allein sprechen zum Erleuchteten! Laß nicht den Unwissenden ferner uns täuschen! Laßt keinen Mann unter euch (der gläubigen Gemeinde) ein Ohr leihen dem Spruch oder Gesetz jenes Sünders oder Unwissenden, denn Haus und Hof und Gau und Provinz würde er dem Tod und Verderben überliefern, sondern greift zu den Waffen und schlagt sie nieder! (die Ungläubigen oder Indifferenten). Ihr Los soll in dem Dunkel sein und Fäulnis ihr Mahl usw.[110]). Pfleiderer fügt hinzu: „Es ist zu bemerken, daß Ahuramazdas Reich, weil es die sittliche Weltordnung ist, sich nicht auf die nationalen Grenzen der Iranier beschränkt, sondern auch fremde Volksangehörige unter seine Bekenner aufnimmt —", wofür das Beispiel turanischer Stämme angeführt wird. Das Wesen des ethischen Monotheismus erfordert also Intoleranz und Propaganda, wie die Naturreligion es geradezu ausschließt.

Eine bemerkenswerte Tatsache in der Geschichte religiöser Duldung ist die Entstehung von Weltreichen. Alle großen Eroberer sahen sich genötigt, durch Duldung fremder Kulte die Unterworfenen zu versöhnen und wenn möglich sogar der eigenen Herrschaft durch Toleranz eine religiöse Weihe zu verschaffen, die die Hilfe der Priesterschaft verbürgte. Das gilt ebenso von der Duldung Kyros und Alexanders, als der Toleranz der Mongolenchane. Doch haben alle Weltreiche

---

[110]) Yasna, 31, 17, 22 zitiert nach Pfleiderer a. a. O., S, 164. Man erinnere sich der fanatischen Intoleranz und barbarischen Grausamkeit der Perser gegen das Christentum (Lehmann, S. 208/9). Sollten die arischen Iranier auch jüdisch infiziert worden sein? — Auch im Islam sind die Perser fanatischer als die Araber und Türken.

auch eine starke Tendenz zur Verschmelzung der Religionen in der Richtung des Monotheismus[111]).

Gerade die besten römischen Kaiser waren die heftigsten Christenverfolger, der Gegensatz der moralischen und sozialen Prinzipien war nicht zu überwinden. Intolerant waren aber nicht die Cäsaren, die die Christen den Bestien vorwarfen, um nicht den Bestand des Staates dem Zorn der Götter auszusetzen und um die gefährlichen sozialen Lehren[112]) zu unterdrücken, sondern die Christen waren es, und mit Recht. Ohne die Intoleranz des sittlichen Fortschritts wäre die Welt nicht zu verbessern.

Von der notwendigen Intoleranz der ethischen Religionen, die gerade aus Menschenliebe dem anderen die eigene bessere Art aufzudrängen sucht[113]), ist jene Intoleranz zu unterscheiden, die sich auch in naturalistischen Religionen findet, die auf die Abwehr beschränkt bleibt und aus Furcht vor der Rache beleidigter Götter entspringt. Niemals hätte der Athener daran gedacht, einem Korinther oder Perser seine Götter oder seinen Kult aufzudrängen. Wehe aber, wenn etwa ein Philosoph Dinge lehrte, die die heimischen Götter verletzten oder gar ihre

---

[111]) Die allgemeine Giltigkeit der hier skizzierten sozial-religiösen Zusammenhänge zeigt z. B. auch die altamerikanische Entwicklung. Überall sehen wir gleichzeitig mit politischem Zentralismus den religiösen auftreten. Speziell die Inkas bezeichnen einen energischen sozialethischen Fortschritt und eine straffe Zentralisation. Daher ihr Monotheismus, aber auch ihr aggressiv-intolerantes Vorgehen gegen fremde Kulte. Erst mit Beginn ihrer auswärtigen Erobererpolitik werden sie wieder tolerant. (Vgl. zahlreiche Belege bei Haebler, Amerika in Helmolts Weltgeschichte. Bd. I, 1899, S. 284, 321, 324/5 usw.) — Infolge des Vernichtungskrieges, den die Inkas gegen die „Götzenbilder" der umliegenden Völker führten, bildete sich auch hier, wie bei den Juden, das Gebot heraus, lebende Wesen überhaupt nicht in Stein nachzubilden. — Vgl. früher S. 173.

[112]) Vgl. Brentano, Die wirtschaftlichen Lehren des christlichen Altertums. (Sitzungsberichte der königlich bayrischen Akademie, phil. hist., Klasse 1902. Heft 2. S. 141 ff. und Gibbon, History of the decline and fall of the Roman empire.)

[113]) Man erinnere sich, daß vornehmlich ein Wort Christi Anlaß zum Bekehrungseifer mit Gewaltanwendung gegeben hat. Siehe Lukas 14, 23, wo der Gastgeber seinen Knechten sagt: „Nötige sie hereinzukommen." —

Existenz verneinten. Der Vorwurf der Asebeia (Gottlosigkeit) war tötlich. Das humane Athen hat nicht nur Sokrates zum Giftbecher verdammt; kaum ein freier und offener Denker entging der bigotten Verfolgungssucht ohne Gefahr. Scheichl[114]) schildert in einer sorgfältigen Spezialstudie die Religionsprozesse und Verfolgungen gegen Äschylus, Phidias, Damon, Anaxagoras, Aspasia, Perikles, Sokrates, Diogenes von Apollonia, Euripides, Alkibiades, Andokides, Diagoras von Melos, Protagoras, Prodikos von Keos, Aristoteles, Theophrast, Theodorus, Stilpon, Phormios, Demades, Aristarch, Archias, Leokrates und einige andere. Manchmal lag der Intoleranz auch hier ein sozialethisches Motiv zugrunde, das Vorgehen richtete sich gegen gemeinschädliche Gesellschaftslehren, unzüchtige Kulte u. dgl. Meist aber war nur die Angst vor der Götterrache das treibende Moment. Nicht die Verehrung fremder Götter, wie bei schon ethisiertem Religionsleben, bloß die Vernachlässigung oder Antastung der eigenen, gab Grund zur Verfolgung. Dabei war alles freie Denken ebenso verdächtig und gefährlich, wie irgendwo auf streng katholischem Boden. Schon 433 v. Chr. beantragte der Pfaffe Diopeithes, daß die ungläubigen Philosophen, die sich in ihren Gesprächen mit Himmelserscheinungen befaßten, vor Gericht gezogen werden sollten. Anaxagoras wurde tatsächlich angeklagt, weil er lehrte, die Sonne sei eine glühende Steinmasse. Aristarch von Samos wurde angegriffen, weil er behauptete, Erde und Planeten bewegten sich um die Sonne und dadurch die Erdgöttin beleidigt worden sein sollte. Also ein buchstäblicher Vorläufer Galileis im „arischen“ Hellas! — Plato, den Chamberlain für eine der herrlichsten Verkörperungen des arischen Geistes hält, befaßt sich im X. Buch der „Gesetze“ eingehend mit der Gottlosigkeit. Die Gottesleugner sollten alle vor Gericht ge-

---

[114]) Scheichl, das Griechentum und die Duldung 1903. — Schon A. Lange hat neben anderen (z. B. Renan, Burckhardt usw.) den religiösen Fanatismus der Griechen betont. Vgl. den Exkurs in Lange, Geschichte des Materialismus. 1896, Bd. I, S. 4, 124—6.

zogen werden und allen mindestens Gefängnisstrafe zuerkannt werden. Wer glaubt, daß die Götter sich um die Menschen nicht kümmern, soll fünf Jahre in einem Zuchthause in Gewahrsam gehalten werden. Bessert er sich während dieser Zeit nicht, so ist er mit dem Tode zu bestrafen. Diejenigen, die für ihren Unglauben noch Propaganda machen, werden lebenslänglich eingekerkert, ihre Leichen unbeerdigt aus dem Lande geschafft. Wer sie dennoch beerdigt, ist auch der Gottlosigkeit schuldig. Niemand darf ein Privatheiligtum in seinem Hause halten. Wer andere Götterdienste feiert, als die öffentlich anerkannten, verfällt einer angemessenen Strafe. Wer dies nicht aus Unwissenheit, sondern aus Bosheit tut, um gegen die Götter zu freveln, soll mit dem Tode bestraft werden. Scheichl fügt hinzu: „Erinnern diese Äußerungen nicht geradezu an die schärfsten Bestimmungen der Ketzerrichter des Mittelalters? Mit Bedauern muß man sagen, daß Platon den Totengräbern freien Denkens die wirksamsten Waffen geliefert hat. Er steht da Seite an Seite mit den Verfassern des jüdischen Buches Deuteronomion."

Israel erhielt durch das Exil und die Prophetie den Anstoß zur Überwindung des religiösen Naturalismus. Gleichzeitig sehen wir das Steigen des Selbstbewußtseins. Die „Heidengötter" werden bekämpft, nicht wegen der „angebornen" semitischen Intoleranz, sondern mit ausdrücklichem Hinweis auf die niedrige sittliche Stufe ihrer Verehrung und Verehrer, die Kinderopfer, religiöse Unzucht, die Härte und Grausamkeit ihrer Gesetze usw. Die Juden werden von da an nicht müde, ihre eigene Überlegenheit, die Erhabenheit ihres Gottesbegriffes, die „Humanität" ihres Gesetzes, die Versunkenheit der heidnischen Moral hervorzuheben[115]). Aber

[115]) Schon im Deuteronomion 4, 6—8, 32, 33 heißt es, die von Gott gegebenen Gebote und Satzungen würden ob ihrer Vortrefflichkeit den Ruhm Israels bilden, so daß die Leute sprechen: „Ei, welche weise und verständige Leute sind das und ein herrliches Volk." „Und wo ist so ein herrliches Volk, das so gerechte Sitten und Gebote habe, als alles dies Gesetz usw." Und bald

auch den schlechten Elementen im eigenen Volk gilt die strafende Predigt. Wenn man bedenkt, welche Zustände die Juden in Babylon, den großen ägyptischen und kleinasiatischen Seestädten vorfanden, begreift man wohl diese Stimmung. Erst der Hellenismus trat dem Judentum als gleichwertiger Kulturfaktor entgegen. Der jüdische Geist wurde von ihm aufs stärkste beeinflußt. Griechisches und jüdisches Wesen durchdrangen einander völlig. Wie weit man ging, möge die Tatsache beweisen, daß selbst ein jüdischer Hoherpriester Jesus sich den griechischen Namen Jason beilegte und dem Herakles Opfer brachte. Der strenggläubige alexandrinische Philosoph Philo[116]), der die jüdisch-hellenische Richtung am besten re-

darauf (V. Moses 7. 7) ertönt schon der unerbittliche Tadel des Moralisten, dem die Überhebung aus dem Bewußtsein eigener Vortrefflichkeit gefährlich dünkt. „Nicht weil ihr mehr als andere Völker seid, hat Gott euch erwählt, denn ihr seid das Geringste unter den Völkern“, sondern nur seiner eigenen Treue wegen. — Ein Volk, dem man bereits dieses sagen durfte, bewies wohl schon dadurch daß es moralisch nicht mehr zu den Geringsten zählte.

[116]) Die ganze Unwissenheit Chamberlains zeigt sich schon darin, daß er Philo für einen irreligiösen Freidenker, „der an Jahwe so wenig glaubte, wie an Jupiter“, hält!! (S. 143.) Daß bei dieser Gelegenheit das Antisemitenmärchen von der jüdischerseits angezettelten Christenverfolgung durch Nero auftaucht, ist nicht verwunderlich. Es muß aber folgendes ausdrücklich erwähnt werden. Chamberlain bringt mehreremale (wenigstens viermal, S. 223, 224, 328, 411) als besonderen Beweis jüdischen Rassenhochmuts vor, selbst der freisinnige Jude Philo habe erklärt, „einzig die Israeliten seien Menschen im wahren Sinne“, wobei er sich auf Graetz beruft. Selbstverständlich liegt hier ein Irrtum vor, zu dem Chamberlain durch die leichtfertige Art seiner Benutzung fremder Zitate verleitet wurde. Die Stelle steht bei Philo: De sacrificantibus M. 257. Gott, sagt Philo, verlange keine schweren und lästigen Dinge, sondern nur Liebe. Gegen die Einwendung, was denn Gott an der Liebe der Menschen gelegen sei, da er ja alles Leibliche und Geistige besitze, fährt er fort: „Und doch hat Gott aus dem ganzen Menschengeschlecht wahre Menschen nach ihrer edlen Art erwählt und sie seiner ganzen Fürsorge gewürdigt, indem er die ewig strömende Quelle der Sittlichkeit zu seinem Dienst berief und aus ihr auch die anderen Tugenden sprießen ließ (wörtlich: sie bewässerte) und jene zum besten Genuß erhob — besser als Nektar, ja ein wahrlich unsterblich machender Trank: bemitleidenswert und elend sind aber die, die an der Mühe der Tugend nicht Anteil erhalten und als Unselige gelebt haben, die gar

präsentiert, erklärt sogar, daß nur der Boden von Hellas wirkliche Menschen hervorbringe. Nach seiner Ansicht stimmt die griechische Weltweisheit mit der jüdischen Offenbarung zusammen, ja, er erkennt sogar den heidnischen Religionen einen gewissen Wahrheitsgehalt zu, indem er die Verfluchung der heidnischen Götter untersagt und lehrt, daß die göttliche Vorsehung die Verletzung heidnischer Heiligtümer bestrafe. Plato ist ihm „der große und heiligste Mann", er redet von der heiligen Gemeinde der Pythagoräer, von dem heiligen Verein der göttlichen Männer, eines Parmenides, Empedokles usw. Die Sittlichkeit läßt sich nach Philo in zwei Sätze zusammenfassen, dieselben, die Jesus lehrte: Verehrung gegen Gott und Liebe und Gerechtigkeit gegen die Menschen.

Ein so geläutertes Judentum macht uns den ungeheueren Erfolg begreiflich, den die jüdische Propaganda in der Heidenwelt erzielte und der seine Träger mit gerechtem Stolz er-

---

nicht der Kalokagathie genossen haben, obwohl es ihnen freistand, sich ihrer zu erfreuen und zu schwelgen in Gerechtigkeit und Billigkeit" usw. — Ob hier unter den „wahren Menschen" die Israeliten gemeint sind, ist sehr zweifelhaft (Quelle der Sittlichkeit, Kalokagathie usw....). Es sei aber, da Graetz — Chamberlains Gewährsmann — es meint. Wo aber steht „einzig" die Juden seien es, wie Chamberlain zitiert? Philo hat für den Ausdruck „wahrer Mensch" eine besondere Vorliebe. (Vgl. z. B. de Abrahamo § 2, wo Philo den auf Gott hoffenden einen „wahren Menschen" nennt und dem Verzweifelnden diesen Titel abspricht, da die Hoffnung das Beste in der Seele sei.) Ja in dem Fragment seiner Schrift de providentia sagt er sogar: „einzig Hellas bringe wahre Menschen hervor, indem es das himmliche Gewächs, den weisen Verstand erzeugt" usw. (Vgl. Wendland, Philos Schrift über die Vorsehung. 1892, S. 81.) — Mag Philo hier in hellenistischer Begeisterung übertreiben — keinesfalls kann jemand, der die geringste Ahnung von seiner Richtung hat, ihm solchen Unsinn zuschreiben, wie Chamberlain es tut. Das entscheidende Wort ist von Chamberlain frei erfunden. Dies beweist aber weiter, daß Chamberlain von dem größten Repräsentanten des vorchristlichen hellenistischen Judentums keine Kenntnis hat, obwohl er ihn später ganz verständnislos beschimpft. (S. 569.) Und mit solcher Vorbildung wagt es Chamberlain, über die Entstehungszeit des Christentums zu schreiben und sein Urteil über das der bedeutendsten Fachgelehrten zu setzen? — (Über Philo vergleiche besonders Zeller, Philosophie der Griechen, 1881, III. 2, S. 338 ff.)

füllte. Lange schien es zweifelhaft, ob die Welt christlich oder jüdisch sein werde. Jedenfalls hat die jüdische Mission dem Christentum unendlich vorgearbeitet. Im Konkurrenzkampf mit dem Christentum und noch später inmitten wenig zivilisierter christlicher Völker, die mit Verwunderung und argwöhnischem Haß auf die sonderbaren Gestalten aus dem Morgenland herabblickten, wuchs der Stolz des älteren Kulturvolkes geradezu zum Eigendünkel heran. Und je trauriger sich im Mittelalter die Lage der Juden gestaltete, desto verzweifelter klammerten sie sich an das eine Erbe aus großen Tagen, die Überzeugung der eigenen Überlegenheit[117]). Es ist oft der Fall, daß ein gealtertes Volk die Träume der Jugend auffrischt und ins Maßlose verzerrt; so wird auch ein herabgekommenes Adelsgeschlecht immer hochmütiger, je weniger dies seiner Lage entspricht. Man weiß aus Mommsen, wie die Griechen der Dekadenz mit grenzenloser Verachtung auf die römischen Sieger herabblicken. Doch sind die Juden durch den lebendigen Schatz der Prophetie stets vor dem Äußersten bewahrt worden. Es ist eine der vielen Chamberlainschen Verleumdungen, daß nach der überwiegenden rabbinischen Meinung alle Nichtjuden vom Anteil an der zukünftigen Welt ausgeschlossen seien. Der bedeutendste christliche Darsteller der jüdischen Theologie, auf den sich Chamberlain zum Beweise seiner Behauptung bezieht, indem er ihn ohne eigene Kenntnis aus zweiter Hand zitiert, sagt vielmehr, daß das gesamte spätere Judentum annimmt, daß nur die gottlosen „Heiden" in die Hölle kommen, die anderen aber sich zu Gott wenden und

[117]) Leopold von Schroeder sagt: „Wenn das jüdische Volk mit seinem Jahwe-Glauben und durch denselben sich einer ganz singulären und hohen Stellung unter allen Völkern bewußt war und sich darum das auserwählte Volk nannte, so hatte es trotz allem und allem ein wohlbegründetes Recht dazu. Dieser Glaube ist sein Adelsbrief und sein unvergänglicher Ruhmestitel, und es ist sehr wohl und sehr tief begründet, daß auch heute noch die Worte der alten jüdischen Propheten und Psalmendichter den religiös gesinnten Menschen der höchstehenden Kulturvölker ein kostbarer, unveräußerlicher Schatz sind, in dem sie Trost und Frieden und höchste religiöse Erhebung finden." (S. 38.)

der Seligkeit teilhaft werden[118]). — Kommen wir nun zur „Weltherrschaft“. Ganz im Stil der sensationslüsternen Antisemitenpresse teilt uns Chamberlain mit, daß die Juden stets auf eine ihnen von Gott verheißene Weltherrschaft mit gleichzeitiger Knechtung aller „Heiden“ hingestrebt und sie noch jetzt im Auge hätten, wozu ihm die fälschende Auslegung des Wortes eines Zionisten dienen muß. Nun finden wir in den bekannten Verheißungen Gottes in der Thora nirgends etwas von Weltherrschaft, sondern überall wird den Juden bloß der Besitz Kanaans versprochen und dies — ein Beweis der späten Abfassung! — überall ethisch motiviert: wegen der Sünden der früheren Bewohner, ihrer Menschenopfer, ihres feindlichen Verhaltens gegen das friedliche Israel usw. solle ihnen das Land genommen und an Israel gegeben werden[119]). Als Hauptbeweis führt Chamberlain die bekannte Stelle Jesaias LX an, wo die Herrlichkeit des zukünftigen Jerusalems geschildert wird, Könige würden kommen und „Israel die Füße lecken“, die Heiden ihre Schätze bringen, diejenigen Könige aber, die nicht dienen wollen, würden umkommen usw. Daß die ganze Stelle eine orientalische Gefühlshyperbel ist, die den Kontrast gegen das Exilselend deutlich machen soll, erhellt schon

[118]) Weber, a. a. O., S. 392. Im Talmud finden sich viele Stellen dieser Art. So heißt es (nach Weigl): „Himmel und Erde nehme ich zu Zeugen, daß alle Menschen ohne Unterschied des Geschlechts, des Glaubens und des Standes: Israelite oder Andersgläubiger, Knecht oder Freier, fähig sind, zu empfangen des Gottesgeistes Eingebung, wenn sie durch ihren Wandel sich seiner würdig machen“ (Tanade be-Eliahu, Kap. IX).

[119]) Vgl. V. Moses 9, 5; 18, 10—12; 25, 17; Richter 11, 15, II. Könige 16, 4. Mit einiger Geduld kann man wohl noch Stellen finden, in denen Israel eine große Herrschaft prophezeit wird, so V. Moses 28, wo es als höchstes unter den Völkern gepriesen wird. Aber wo gibt es eine Nationalliteratur, in der das garnicht vorkommt? Bekanntlich haben alle orientalischen Herrscher vom kleinsten indischen Fürsten bis zum ägyptischen Großkönig sich selbst als „Herren der Welt“, „Könige der Könige“, „Sonne unter den Fürsten“ usw. bezeichnet. Soll dies beweisen, daß sie wirklich alle die Weltherrschaft angestrebt haben?

daraus, daß eben dort unter anderem behauptet wird, Sonne und Mond würden aufhören zu scheinen und Gott allein auf wunderbare Art für die Beleuchtung sorgen. Es ist wohl nicht nötig, solchen Absurditäten weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

Hesekiel hat nach Chamberlain „das spezifische Judentum gegründet", auf ihn geht alles Beschränkte und Bösartige dieser Religion zurück, auch die jüdische Welttheokratie (S. 428).

Gerade Hesekiel hat aber die Grenzen des Landes, das Gott Israel zum Wohnen geben wird, geographisch auf das genaueste fixiert und beschränkt. (Vergleiche Hesekiel 47, 13—20, Stade, Band II, S. 55.) Danach verzichtet er sogar auf das ganze Ostjordanland, das schon früher von Israel besessen worden war, während er im Süden die alte Landesgrenze beibehält und im Norden einige syrische Landstriche in Anspruch nimmt. Von Weltherrschaft kein Wort!

Im Talmud finden sich dann aus den erwähnten Motiven heraus, insbesondere als Vorstellung einer Belohnung für das geduldige Ertragen der gehäuften Leiden, genug Erwartungen, die über die biblische Verheißung hinausgehen[120]). Danach soll ein Messias die Juden nach Palästina zurückbringen, wo sie in vollster Gesetzlichkeit und Reinheit leben würden, die in Palästina wohnenden Heiden sollten ihre Hörigen sein, die außer Palästina wohnenden behalten ihre Religionen und Staatsformen, werden aber verhalten, das den Juden Geraubte zurückzuerstatten und Tribute zu zahlen. Die Wunderkraft des Messiasreiches äußert sich auch darin, daß die Juden vom Tod befreit werden und die Heiden wenigstens das Leben auf hundert Jahre verlängert erhalten, Rabbi Josua ben Levi lehrt überdies, daß auch die Heiden dann unsterbliches Dasein auf Erden gewinnen würden. Irgendwelchen praktischen Einfluß hat diese Phantasie wohl nie geübt.

---

[120]) Vgl. Weber, a. a. O., S. 385 ff.

Judentum und Kirche.

Das Ärgste, was eigentlich die Welt nach Chamberlain dem Judentum verdankt, ist die Idee der Kirche, die mit weltlicher Macht ausgestattete Organisation zur Beherrschung geistiger Regungen, die jedem Zwang widerstreben[121]). Die Intoleranz, Werkheiligkeit, Herrschsucht, Feindschaft gegen alles Germanische hat die römische Kirche vom Judentum. Das Leitmotiv vom „innerlich Begrenzten, äußerlich Unbegrenzten" als Ziel der antigermanischen universalistischen Mächte wird in verschiedenen Variationen[122]) vorgetragen. Im Gegensatz zu diesem Streben ringt das Wesen des Germanentums bei äußerlicher Begrenzung seiner Eigenart gegen Störendes und Fremdes nach innerer Freiheit und unbeschränkter Bewegung. Alle „Los von Rom"-Strebungen, alle Bemühungen um geistige Selbständigkeit werden daher von Chamberlain sofort als Regungen des germanischen Geistes reklamiert. Wo aber Intoleranz, Fanatismus usw. herrscht, da sind die Antigermanen am Werk. Trifft es sich, daß die germanische Abkunft der handelnden Personen zweifellos ist[123]), dann haben sie unter dem korrumpierenden Einfluß des jüdischen Geistes gehandelt. Chamberlain findet es dann jedesmal „höchst bedeutungsvoll", daß der Betreffende einmal ein jüdisches Buch gelesen hat, oder mit einem getauften Juden freundschaftlich verkehrte oder dergleichen mehr.

Wie so oft, haben wir auch hier Gelegenheit, das gänzliche Fehlen sozialer Gesichtspunkte bei Chamberlain hervorzuheben. Alles wird ohne weiteres auf Rassengrundkräfte zurückgeführt, selbst wo dies die Zeitumstände gar nicht erlauben.

---

[121]) Der Germanenschwärmer Ludwig Woltmann behauptet dagegen, die Weltherrschaft des Papsttums sei eine Großtat des germanischen Geistes, wie auch die meisten Päpste germanischer Herkunft gewesen seien.

[122]) In rein formaler Weise wendet Chamberlain dieses Prinzip auf Kapitalismus, Sozialismus, Kartelle, Kirche usw. an, wobei jede Rücksicht auf die Zeittatsachen außeracht bleibt. Offenbar „arischer Dogmendrang".

[123]) Thomas Aquinas, Karl der Große (Hinrichtung der 4000 Sachsen) usw.

Die Kirche sei jüdischen Ursprungs, sie sei die Fortsetzung der jüdischen Theokratie unter Anpassung an die Formen des römischen Weltreiches. Priesterherrschaft widerstrebe dem arischen Geist, Sektenbildung, geistige Freiheit seien ihm gemäß. So hebt er hervor, daß „die Germanen kein berufsmäßiges Priestertum besaßen, jegliche Theokratie ihnen folglich fremd war". (S. 626.) Diese Behauptung ist völlig falsch[124]). Nicht nur den Germanen, sondern auch vielen anderen arischen Völkern war keines von beiden fremd. Wie ausgebildet in Indien und Persien die Priestermacht war, haben wir ja gesehen[125]). Nach Chamberlains eigener Theorie sind Gallier und Germanen in nichts unterschieden gewesen. Von dem mächtigen gallischen Druidentum, dem gegenüber nach Cäsar die große Masse des Volkes sich in fast sklavischer Lage befand, wird wohl selbst Chamberlain gehört haben.

Die Arianer faßt Chamberlain als eine Art Vorläufer des Protestantismus auf. Der Begründer der modernen kirchengeschichtlichen Forschung charakterisiert diese Richtung folgendermaßen[126]): „Der Arianismus ist in seiner letzten Konsequenz der entschiedenste Rationalismus, welcher in seinen abstrakten Verstandsbegriffen und Kategorien das objektive Wesen der Dinge selbst zu haben glaubt. Die Religion ist ihm daher vor allem ein bloßes Wissen, und es muß für ihn

---

[124]) Bei den Sueben bestand nach Tacitus (Germ. 39) geradezu eine Theokratie (alles sei dem Gott untertänig und hörig, sagt er). Bei vielen Stämmen (Burgundern, Goten usw.) standen die Oberpriester über den Königen. — Höchst rätselhaft ist der Satz Chamberlains (S. 90) „Bei den Germanen dekretiert der König, was sein Volk glauben soll", das cuius regio illius religio sei „ein von alters her bestehender Rechtszustand gewesen"!! Woher diese historischen Entdeckungen? Wo bleibt da die germanische Toleranz und die von den Semiten eingeschleppte Intoleranz? Daß das Christentum bei den Germanen das Entstehen der Theokratie gehemmt hat, erwähnt Seeck, Untergang der antiken Welt, 1. Aufl., Bd. I, S. 211.

[125]) Bei den Assyrern, die man für weit reinere Semiten hält als die Babylonier, gab es keine Priesterherrschaft, der König war selbst Priester.

[126]) Vgl. Ferd. Baur, Geschichte der christlichen Kirche, 2. Ausgabe, 1863, Bd. II, S. 99.

alles, was sich auf das Verhältnis Gottes und des Menschen bezieht, klar und durchsichtig sein. Er ist der Feind von allem Mystischen und Transzendenten, von allem, was sich nicht dialektisch definieren und auf bestimmte Begriffe bringen läßt. Da es für ihn keine reale Gemeinschaft Gottes und des Menschen gibt, Gott und Mensch dem Wesen nach dualistisch voneinander getrennt sind, so kann der Inhalt der Religion, soweit er nicht rein theoretisch ist, nur darin bestehen, daß der Mensch den Willen Gottes kennt und befolgt." — Wort für Wort glaubt man Chamberlain seine Auffassung vom Wesen semitischer Religion vortragen zu hören. — Und doch soll es sich hier um eine Richtung handeln, die nach Chamberlains Behauptung germanischer Art besser zusagt, als die römische Kirche?

Dogmen.

Höchst eigentümlich sind die Entdeckungen „altarischen Stammgutes", die Chamberlain im Gebiete der Kirchengeschichte macht. Die Dogmatik verdankt ihr Dasein dem „arischen Drang, Dogmen zu bilden"!![127]). In welchem tieferen Zusammenhang steht dieser Drang mit der allgemeinen Anlage des Ariers, von der Chamberlain so viel zu erzählen weiß? — Kein Wort darüber; wir müssen Chamberlain einfach glauben, daß ein solcher „Drang" vorhanden ist. In der Dreieinigkeit findet Chamberlain ebenfalls den Ausfluß einer altarischen Neigung, die Dreizahl symbolisch zu gebrauchen. (S. 554/5.) Zum Vergleich bringt er die indische Lehre von der Dreieinigkeit (Trimurti), die „mehrere Jahrhunderte vor Christus" ausgebildet worden sei. Leider stimmt die gelehrte Forschung[128]) darin überein, daß diese indische Lehre sehr

[127]) Chamberlain, 406, 572. Ich will nicht bestreiten, daß die indischen und griechischen Philosophen gerne Dogmen aufgestellt haben, aber das lag doch nicht in der Rasse, sondern in dem noch recht unkritischen Optimismus betreffend die Macht der Deduktion!

[128]) Vgl. Hardy a. a. O., S. 108. Wahrscheinlich stammt jene Formel erst aus dem siebenten oder achten nachchristlichen Jahrhundert. Man erinnere sich auch der Göttertriaden in Babylon und Phönicien.

späten Datums ist, niemals populär geworden ist und keine Bedeutung im indischen Denken erlangt hat. Sehr merkwürdig ist auch die Wendung Chamberlains: schon vor dem Auftreten des „Slavokeltogermanentums“ habe es „protestantische Gesinnung“ gegeben[129] (S. 609), das ganze Urchristentum sei von „größtmöglicher Innerlichkeit“ und Toleranz (610), aber im germanischen Norden waren es ganze Nationen, die einheitlich dachten und fühlten, während es im Süden, „unten im Chaos ein Zufall der Geburt war, wenn ein einzelner Freiheit liebend und innerlich religiös zur Welt kam“. — Ja, waren die Urchristen etwa lauter versprengte Arier? Chamberlain scheint gelegentlich derartiges anzudeuten. Jedenfalls ist aber die häufige Toleranzforderung der Kirchenväter in den ersten Jahrhunderten viel einfacher aus dem Umstand zu erklären, daß die Christen damals noch stark in der Minorität waren und überdies noch keine mächtige Herrschaftsorganisation ausgebildet hatten. Die Kirche aber ist ebensowenig ein „Rassengedanke“ als das Dogma. Beide hat das Christentum als notwendige Organe im Kampf sich angebildet. Daß es vorher keine Kirche gab, erklärt sich höchst einfach daraus, daß Kirche und Staat noch identisch waren, wenigstens der Gewaltbefugnis nach[130]. Der Organisationsform nach konnte die antike Religion keine einzige Kirche bilden infolge der riesigen Zersplitterung der Götter und Kulte und infolge des Fehlens des religiösen Kampfes, das die unethische Natur der antiken Religion bedingte. Die christliche Religion aber wäre unter dem zersetzenden Einfluß der griechischen Philosophie und Mystik, orientalischen Aberglaubens und aller möglichen Sonderinteressen zugrunde gegangen, wenn es nicht den großen Vätern und Lehrern der Kirche gelungen wäre, eine feste Organisation zu schaffen und den Streit um unlösbare Fragen

[129] Ganz anders als Chamberlain meint Ernst Moritz Arndt. „Hier in diesem Alten Testament und seinen Geschichten lebt der Protestantismus vor den Protestanten, das Luthertum vor dem Dr. Martin.“

[130] Vgl. auch Treitschke. Politik, 1897, Bd. I, S. 321, 329 ff.

damit zu beenden, daß man „Lösungen" zu glauben befahl. — Was befohlen wurde, ist ziemlich gleichgültig, daß befohlen wurde aber war eine weltgeschichtliche Notwendigkeit. Chamberlain selbst hat gelegentlich eine flüchtige Ahnung dieser Zusammenhänge (S. 572, 605), aber seine Rassenmonomanie läßt ihn sofort wieder jede historische Besonnenheit verlieren.

Von woher nun diese Umbildung am meisten beeinflußt worden ist, ob von jüdischer oder arischer Seite, ist nicht von besonderer Bedeutung. Unstreitig hat man vielfach das Alte Testament zugrunde gelegt. Aber beweist das, daß jene aus den Zeitverhältnissen selbst entspringenden Vorgänge nicht notwendig stattgefunden hätten, wenn das Alte Testament etwa nicht existiert hätte, oder für aufgehoben erklärt worden wäre? Jede Zeit hat das aus der Bibel herausgelesen, was sie brauchte; anläßlich der Sklavenemanzipation wurde die Bibel für und gegen den göttlichen Ursprung der Sklaverei ausgenützt. Hasbach hat nachgewiesen[131]), wie die Grundlehren der individualistischen Gesellschaftsauffassung direkt auf antike Quellen zurückweisen. Haben deshalb die Stoiker den modernen Kapitalismus verschuldet? Chamberlain spendet Edwin Hatch für seine Schrift über den griechischen Einfluß auf das Christentum das höchste Lob. Mit vollem Recht. Das Hauptergebnis dieser vortrefflichen Arbeit ist aber, daß das meiste von dem, was Chamberlain auf Einflüsse des Semitentums oder des Chaos zurückführt, eigentlich griechisch ist und zwar direkt aus dem eigentlichsten Wesen des ausgebildeten Griechentums abgeleitet, nicht etwa als Verfallsprodukt. „Das Griechentum, sagt er[132]), lebt noch: es führt nicht nur ein Scheinleben in den Hörsälen der Universitäten, sondern viel frischer und mächtiger in den christlichen Kirchen." „Ihre Ethik, die mehr von Recht und Pflicht, weniger von Liebe und Selbstaufopferung

[131]) Vgl. Wilh. Hasbach, Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von Smith und Quesnay begründeten politischen Ökonomie, 1890.

[132]) E. Hatch, Griechentum und Christentum. Deutsch von Preuschen, 1892, S. 259—60.

redet, ihre Theologie, der Gott mehr metaphysisch als geistig ist, dessen Wesenheit zu definieren wichtig ist; ihre Herausbildung einer Klasse von Menschen, deren Hauptpflicht im Leben darin besteht, anderen ethische Mahnungen zu erteilen und deren Äußerungen nicht die spontanen Ergüsse einer Prophetenseele, sondern die künstlichen Perioden eines Redners sind; ihr religiöses Zeremonial mit Dunkelheit und Licht, der Weihe und dem Vorspiel eines symbolischen Dramas; ihre Auffassung von der verstandsmäßigen Zustimmung zu einem Satz, weniger dem sittlichen Ernst als der Grundlage der religiösen Gemeinschaft — in all dem und den zugrunde liegenden Ideen lebt das Griechentum noch fort!" — Wer aber wollte so töricht sein, zu behaupten, die Verflachung des Christentums gehe auf griechischen, also „arischen" Volksgeist zurück? Hat nicht Harnak recht, daß das Urchristentum untergehen mußte, damit das Evangelium lebe?

Es wäre verlockend, die Weiterbildung der hier skizzierten Anfänge zu verfolgen. Das Thema würde damit überschritten werden. Chamberlain hat ja in der Behandlung des Katholizismus auch recht Fragwürdiges geäußert. Wer ihm hierin auf die Hände sehen will, darf es jedenfalls nicht so machen, wie Professor Ehrhard, der seine Kirche in höchst matter Weise zu verteidigen unternommen hat[133]). Stets finden wir denselben Mangel der Chamberlainschen Denkart, das Fehlen jeden sozialen Blickes. Es ist z. B. unglaublich, daß man die Reformation heute noch zu behandeln wagt, ohne ihre wirtschaftlich-sozialen Triebkräfte zu berücksichtigen. Nur die Tatsache, daß in Frankreich von 1300—1500 eine großartige Bauernbefreiung stattgefunden hat und später der König, gestützt auf Bauer und Bürger, den Provinzialfeudalismus völlig entwurzelte, hat es ermöglicht, daß Frankreich katholisch blieb, während in Deutschland die soziale Revolution und die Usurpation der übermächtig gewordenen Landesherren die Grundlage für eine

[133]) Chamberlain empfiehlt sogar in den späteren Auflagen die Broschüre Ehrhards seinen Lesern.

gänzlich andere Entwicklung schufen. Die Rasse hat dabei gar nichts gewirkt.

Wer freilich mit unnachahmlicher Naivität versichert, daß „nichts auf der Welt (sic!) schwerer ist, als über allgemeine wirtschaftliche Fragen zu sprechen, ohne Unsinn zu reden —" (Chamberlain, S. 735), dem können wir in voller Würdigung seiner schwierigen Situation nicht zumuten, über die vulgäre Geschichtsphilosophie des „Gut" und „Böse" hinaus zu gelangen.

Fassen wir unsere Ergebnisse zusammen:

1. Die religiösen Anfänge sind bei allen näher erforschten Rassen ganz gleich, wie hier besonders für Arier und Semiten gezeigt wurde.

2. Ganz nah verwandte Rassen (Inder — Iranier) weisen unter Umständen eine gänzlich entgegengesetzte religiöse Entwicklung auf.

3. Nach gewöhnlicher Annahme nichtverwandte Rassen weisen bei gleicher politisch-sozialer Grundlage eine sehr übereinstimmende religiöse Entwicklung auf.

4. Jene religiöse Spekulation, die unabhängig von diesen Grundlagen besteht, zeitigt keine für den Volksgeist typischen Resultate, doch müßte sich gerade hier eine in der Rasse liegende Schranke zeigen.

5. Weder nach oben, noch nach unten bildet die Rasse eine Schranke für die religiöse Entwicklung, wie unser Vergleich indischer und jüdischer Religion zeigt.

VIII. Rassenmischung und Völkertod.

Der Untergang Roms.

Unter allen Belegen, die die Ansicht von der Bedeutung der Rassenkräfte in der Geschichte zu finden glaubt, ist der Untergang der antiken Kultur der am häufigsten gebrachte und eindrucksvollste, weshalb wir hier in Anschluß an die von Chamberlain gegebene Darstellung einmal seinen Wert eingehender prüfen wollen.

Die Ursache des römischen Verfalls wäre nach Chamberlain die durch Blutmischung bewirkte physische und geistige Degeneration gewesen. Die fortgesetzten Mischungen mit Sklaven und Freigelassenen hauptsächlich syrischer, semitischer, afrikanischer Herkunft hätten die Römer entnervt, zu charakterlosen Mestizen gemacht... „Wie ein Katarakt stürzt das fremde Blut in das fast entvölkerte Rom, und alsbald haben die Römer aufgehört zu sein.“ (S. 273.) Seine Feder schwelgt in der Beschreibung der Verworfenheit des „rassenlosen Chaos“, wie er diese Periode tauft. Ignorant, abergläubisch, charakterlos, feig sei es gewesen und seine Wirkung dauere noch fort. Denn sein Produkt sei das verfälschte Christentum der römisch-katholischen Kirche, sei der universalistische Gedanke in allen seinen Formen, als die Chamberlain u. a. sowohl den Großkapitalismus, als seinen erbittersten Feind, den Sozialismus, ansieht: „Unsere gesamte geistige Entwicklung steht noch heute unter dem Fluche dieser unseligen Zwischenstufe; sie ist es, welche noch im 19. Jahrhundert den antinationalen rassenfeindlichen Mächten die Waffen in die Hand gibt.“ (S. 296.) Der Einbruch der Germanen in das römische Weltreich muß

von diesem Standpunkt aus als eine rettende Tat betrachtet werden, und wer etwa einen Zweifel daran hegen sollte, bekommt von Chamberlain liebenswürdig zu hören, „daß nur schändliche Denkfaulheit oder schamlose Geschichtslüge in dem Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte etwas anderes zu erblicken vermag als die Errettung der agonisierenden Menschheit aus den Krallen des Ewig-Bestialischen.“ Die Germanen bringen der Welt erst die Idee der Freiheit, retten das Christentum und überhaupt das Ganze der Kultur.

Diese Annahme ist eine der Hauptstützen seiner Rassentheorie. Freilich kann Chamberlain nicht die Ehre der Originalität in Anspruch nehmen. Babington hat in einer gelehrten und geistvollen Studie gezeigt, daß hier einer der frühesten Ausgangspunkte der Rassentheorien überhaupt zu suchen ist, und bezeugt, daß die Ansicht von der Degeneration der römischen Rasse und dem erfrischenden Einfluß germanischen Bluts „heute“ (1886) die allgemein verbreitete sei[1]). Die Ursache der Degeneration ist in verschiedenen Umständen gesucht worden, so in dem natürlichen Altern jedes Kulturvolkes, in der systematischen Ausrottung der Besten (Seeck), ja sogar in klimatischen Veränderungen (Abbé Dubos)[2]). Die Rassenmischung hat meines Wissens zuerst Gobineau betont, nachdem bereits Frühere sie gelegentlich und ohne Nachdruck als einen der Gründe angeführt hatten[3]).

Nun ist zweifellos sowohl am Anfang als am Ende der geschichtlichen Entwicklung der antiken Kulturvölker eine starke Mischung mit den verschiedensten Rassenelementen eingetreten. Trotzdem ist es unmöglich, hierin einen Grund des politischen

[1]) Vgl. William Dalton Babington, Fallacies of Race Theories, Essays. London (Longmans, Green) 1895, S. 15, 21 ff.

[2]) Vgl. Gibbon, History of the Decline and Fall of the Roman Empire. (Ausgabe von 1840 in 1 vol.) S. 1242.

[3]) Insbesondere Gibbon a. a. O. Schlußsatz des II. Kap. Die von Gibbon angezogene Longinus-Stelle sagt freilich auch nicht die geringste Spur von dem, was Gibbon behauptet. Beweise und Belege für seinen Einfall bringt Gibbon überhaupt nicht.

und moralischen Verfalls zu sehen. Wenn die späteren Griechen und Römer nicht mehr Griechen und Römer genannt werden dürften, weil fremde Beimengungen vorgekommen waren, so wäre es noch viel unstatthafter, heute noch von einer „germanischen“ oder gar „jüdischen“ Rasse zu sprechen. Man übertreibt übrigens die Ausdehnung der antiken Mischung im Hinblick auf die fremdrassigen Sklaven und die Ansammlung von Fremden in Rom. Beides beweist aber noch nichts für die von Chamberlain so drastisch geschilderte Ausdehnung und Folge der Vermischung. Ist es nicht sonderbar, daß den scharfblickendsten Römern, einem Tacitus, Juvenal, Sueton, Seneca, Plinius u. a. diese den Bestand der Gesellschaft gefährdenden Tatsachen gänzlich entgangen sind? Die Völker der ganzen Welt strömen heute in London oder New York zusammen; selbst ein Chinesenviertel besteht. Darf deshalb ein Zukunftshistoriker die dortige Sittenverderbnis, für die er gewiß leicht einige Belegstellen aus zeitgenössischen Schriften findet, auf Rassenmischung zurückführen? Richtig ist ferner, daß seit den punischen, griechischen und asiatischen Kriegen große Mengen fremdrassiger Sklaven nach Italien kamen, die hauptsächlich zur schweren Feldarbeit sehr geeignet waren. Ein Teil der Sklaven (Fustel de Coulanges meint wohl übertreibend: die Hälfte)[4]) bestand übrigens stets aus Eingeborenen, und ein weiterer bedeutender Bruchteil aus stammverwandten Griechen, Kelten und später hauptsächlich aus Germanen[5]). Man darf sich aber nicht vorstellen, daß die Feldsklaven großen Einfluß auf die römische Rasse genommen hätten. Der Sklave konnte nach römischem Recht überhaupt keine Ehe schließen, und dieser Grundsatz wurde gerade gegenüber den Feldsklaven mit größter Strenge gehandhabt[6]). Ihre Behandlung war eine

[4]) Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France II. ed. vol. 1, 1877, S. 226.

[5]) Über die ungeheure Menge der germanischen Sklaven besitzen wir viele Belege.

[6]) Vgl. Mommsen, römische Geschichte, 4. Aufl. 1865, I, S. 844/6 usw. Cato überliefert die Hausregel, der Sklave müsse entweder arbeiten oder schlafen.

so barbarische, daß Mommsen sagt, „mit denen der römischen Sklavenschaft verglichen, sei die Summe aller Negerleiden ein Tropfen“ [7]). Unter günstigeren Umständen konnten sie in Promiskuität leben. Nun ist es eine Erfahrung aller sklavenhaltenden Epochen, die durch die neuesten und bestbekannten Tatsachen der amerikanischen Wirtschaft bestätigt wurde, daß die Sklavenschaft sich nicht selbst zu ergänzen vermag, sondern stets neuer Zufuhr bedarf, um nicht auszusterben. Der Grund hiefür liegt 1. in der sehr geringen Zahl weiblicher Sklaven, die ja nur einen minderen Arbeitswert haben; 2. in der wohlbekannten Tatsache, daß Promiskuität unfruchtbar macht; 3. in der schlechten Behandlung der Sklaven [8]). Anders war die Lage der hauptstädtischen Industrie- und Luxussklaven, denen ein gnädiger Herr die Ehe gestatten mochte, natürlich nur wieder mit einer Sklavin, denn nach einem Senatus Consultum Claudianum fiel die Freie, die mit einem Sklaven verkehrte, in Sklaverei [9]). Aber selbst der Freigelassene durfte ohne Erlaubnis des Herrn nicht heiraten, und wie aus Livius XXXIX 19 hervorgeht, bedurfte es eines eigenen Beschlusses des Senats und der Volksversammlung, um einem Freigelassenen die Ehe mit einer Freien zu ermöglichen. Das römische Bürgerrecht war überhaupt die Voraussetzung einer vollgültigen Ehe; Kinder, die ein Römer aus einer anderen Verbindung hatte, als aus der mit einer römischen Bürgerin, waren nicht legitim. Diese rechtlichen Verfügungen beweisen schon eine zugrundeliegende Abneigung gegen weitgehende Mischungen, und als in späterer Zeit dieses Gefühl nachgelassen haben mochte,

---

Wenn in der römischen Komödie, die griechischen Vorbildern nachgebildet ist, Sklavenehen vorkommen, oder der Herr mit dem Sklaven ein humanes Gespräch führt, so erinnern die römischen Übersetzer ihr Publikum daran, sich an dergleichen in Athen gebräuchlichen Dingen nicht zu stoßen. (S. 909).

[7]) Mommsen, II. Bd., S. 78.

[8]) Vgl. zahlreiche Belege für alles hier Angeführte bei Loria, Die Sklavenwirtschaft im Altertum und im modernen Amerika. Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Jahrgang 1896.

[9]) Czyhlarz, Institutionen des römischen Rechts. 1893, S. 50.

bedrohte ein Gesetz Valentinians jede Ehe zwischen Römern und Barbaren mit der Todesstrafe[10]. Aber auch aus andern Quellen ersehen wir, daß die zivilisierten Römer die hochmütige Abneigung jedes Kulturvolkes gegen die Verbindung mit kulturell niedrigen Rassen teilten, und diese Abneigung selbst auf Völker erstreckten, die in einem anderen Kulturkreis einen hohen Rang einnahmen. Noch unter Augustus galt der Grundsatz, das römische Volk müsse „unverfälscht und rein erhalten werden von aller Mischung mit fremdem, wie mit sklavischem Blute“. Die aus einer Verbindung zwischen Römern und Fremden hervorgegangenen Kinder wurden als hybridae bezeichnet, mit einem Ausdrucke, der sonst auf Nachkommen von Tieren verschiedener Art (wie Pferden und Eseln) Anwendung fand[11]. Dem Mark Anton wirft Vergil seine Vermählung mit einer Ägypterin als „Frevel“ (nefas) vor (Aeneis VII. 688), obwohl Kleopatra dem vornehmsten Königsgeschlecht ihrer Zeit entsprossen war. Auch Horaz (Oden III. 5) spricht von einem Soldaten, der sich durch die Heirat mit einer Barbarin mit Schande bedeckt habe. Selbst Kaiser Titus wurde bei seinem Regierungsantritt durch die öffentliche Meinung, trotz seines Widerstrebens, wie Sueton bemerkt, gezwungen, sich von der jüdischen Königin Berenike zu trennen. Noch in den spätesten Zeiten, als das „Chaos“ schon völlig gesiegt hatte, beruft sich ein byzantischer Kaiser auf die fortdauernde Übung der römischen Sitte, Vermischung mit Fremden zu meiden[12].

---

[10]) Vgl. Codex Theodosianus, lib. III, tit. XIV.

[11]) Vgl. Kolb, Kulturgeschichte der Menschheit. 2. Aufl., 1872, I. Bd., S. 422. Leider gibt Kolb die Quelle seines Zitats nicht an.

[12]) Vgl. die Stellen aus der Schrift des Constantin Porphyrogenetos an seinen Sohn bei Gibbon, History of the decline and fall etc., pag. 1003. „Jedes Tier, sagt der Monarch, ist von Natur geneigt, sich unter den Tieren seiner Art einen Genossen zu suchen, die menschliche Art aber ist durch Verschiedenheit der Sprache, Religion und Sitten in verschiedene Rassen geteilt. Eine richtige Rücksicht auf die Reinheit der Abstammung bewahrt die Harmonie des öffentlichen und privaten Lebens, doch die Mischung mit Fremden ist

So rasch und in dem Umfang, wie Chamberlain will, ist also die Rassenmischung nicht erfolgt. Beim Adel kamen noch besondere Hemmungen in Betracht. Bekanntlich lag die römische Herrschaft in den Händen der Adelsfamilien, die sich durch außerordentlichen Stolz und Mißachtung aller niedriger Geborenen auszeichneten. Fustel de Coulanges führt Stellen zum Belege seiner Behauptung an, daß jede Adelsklasse mit Geringschätzung auf die bloß einen Grad tiefere herabblickte[13]). Der Aufstieg in höhere Adelsklassen war durch künstliche Schranken gehemmt, er durfte nur von Stufe zu Stufe, ohne Überspringungen und in jeder Generation nur um einen Grad stattfinden. Das Volk respektierte diese Würde, indem es schon in republikanischen Zeiten einem homo novus ohne adelige Ahnen sehr schwer war, die Stimmen für ein Amt zu erhalten, Aber selbst die Kaiser konnten lange ihren freigelassenen Günstlingen nicht den ererbten Adel ersetzen. Mesalliancen wurden durch Gesetz und Sitte gleicherweise verboten[14]). Weitere Erschwerungen kamen für die höheren Provinzialbeamten in Betracht. Männern senatorischen Standes wurde seit Cäsar überhaupt untersagt, anders als in öffentlichen Geschäften ihren

---

die reiche Quelle von Unordnung und Zerwürfnis. Dies war immer die Meinung und Übung der weisen Römer: ihr Recht verbot die Heirat zwischen Bürgern und Fremden; in den Tagen der Freiheit und Tugend hätte ein Senator es verschmäht, seine Tochter einem König zu verheiraten." Es folgen die oben gegebenen Beispiele der Mißheiraten von Mark Anton und Titus, auch jetzt noch gelte dies Gesetz. So spricht das „Chaos"! — Allerdings werden Mischehen in den späteren Zeiten häufiger. In der ersten Kaiserzeit aber war der Rassenstolz noch so groß, daß selbst die Provinzialen von den Bewohnern der Stadt Rom als unebenbürtig verachtet wurden, wofür Friedländer (Sittengeschichte Roms, 1888, I., S. 225—237) eine große Menge von Belegen gibt. — Noch im ersten Jahrhundert nach Christus gab es zirka 50 Adelsfamilien, die sich von Aeneas, seinen Begleitern oder albanischen (vorrömischen) Geschlechtern ableiteten, also ein weit höherer Satz von Uradel, als wir besitzen. Alte Stammbäume und deren hohe Schätzung erhielten sich übrigens bis in die letzten Zeiten des römischen Reiches.

[13]) Fustel de Coulanges a. a. O., S. 263 ff., 279 ff.

[14]) Fustel de Coulanges a. a O., S. 268.

Aufenthalt außerhalb Italiens zu nehmen[15]). Allen in der Provinz Beamteten war es aber sowohl aus verwaltungspolitischen als aus Standesgründen strenge verboten, mit einer in derselben Provinz lebenden Person eine Ehe einzugehen oder selbst nur einen abhängigen Sohn an eine solche zu verheiraten[16]). Selbst Eheversprechen waren unwirksam, und dies bezog sich auch auf alle Verwandten des Beamten, solange dieser im Dienst war[17]). Wir können annehmen, daß die Sitte, die die Standesgemäßheit strenge durchführte, hier noch weiter ging als das Gesetz[18]). Nach all dem ist es wohl höchst unwahrscheinlich, daß die vornehmen Geschlechter ihren Rassenstolz an afrikanische und syrische Knechte weggeworfen hätten. Die Heirat mit vornehmen Griechen und Galliern kann aber wohl nicht die schrecklichen, von Chamberlain geschilderten Folgen gehabt haben. Noch in den spätesten Zeiten des Reiches auf dem Boden der neuen Barbarenstaaten bildet die senatorische Abstammung den höchsten von Germanen wie Römern fast ehrfürchtig behandelten Ruhmestitel[19]).

Ein Mittel, Rassentypen festzustellen, besitzen wir in den Bildwerken. Man ist imstande, auf den ägyptischen Denkmälern die so charakteristischen Typen der Ägypter, Semiten, Kuschiten, Hetiter und so weiter voneinander zu trennen und selbst aus Gruppen einzelne Personen fremder Abstammung herauszufinden[20]). In der Kaiserzeit hatte die Kunst der Porträtbüste den höchsten Gipfel erreicht, auch Gemälde sind uns

---

[15]) Mommsen a. a. O., vol. III., S. 517. Einige andere Maßnahmen Cäsars (a. a. O. 498, 517) wirkten übrigens auch auf die großen Massen im ähnlichen Sinne ein.

[16]) Vgl. 1., 38., 57., 63., 65. Dig. XXIII, tit. 3.

[17]) Vgl. Codex, V. 2.

[18]) Vgl. Modestinus, de Ritu nuptiarum: Semper in coniunctionibus non solum quid liceat considerandum est, sed et quid honestum sit. (cit. in 2., 42. Dig. XXIII., 3.).

[19]) Eine Menge von Belegen bei Fustel de Coulanges a. a. O., 283ff., 580ff.

[20]) Vgl. Meyer, Geschichte des alten Ägyptens, 1887. Tafeln zu S. 242, 244, ferner S. 219. Anmerkung 2.

erhalten. Es dürfte aber selbst dem untrüglichen Instinkt Chamberlains schwer fallen, eine Veränderung des römischen Rassentypus daraus zu erweisen. Wenn also wirklich das „fremde Blut wie ein Katarakt“ eingeströmt und der Römer dabei untergegangen ist, läßt sich die Erhaltung des römischen Typus nur durch ein Wunder erklären.

Aber nicht nur das Äußere des Römertums, auch seine Psychologie scheint sich in nicht größerem Maße verändert zu haben, als die natürliche Entwicklung der Gesellschaft zur höheren Zivilisation mit all ihren Vorzügen und Fehlern bedingte. Gewiß haben Luxus und Laster in dieser Entwicklung einen immer breiteren Raum eingenommen. Sicher war das fremde Vorbild vielfach der Verführer. Aber setzt das Rassenvermischung voraus? Beweist die Verbreitung des Tabakrauchens in Europa, oder die des Schnapstrinkens in Afrika, daß die Europäer mit Indianerblut, die Neger mit europäischer Rasse gemischt worden sein mußten, um sich dem neuen importierten Genuß zuzuwenden? Schon aus dem dritten und zweiten Jahrhundert vor Christus, also aus einer Zeit, für die wohl niemand — selbst Chamberlain nicht — Rassenverderb behaupten dürfte, aus einer Zeit, die das richtige Heldenzeitalter Roms genannt werden muß, finden wir bereits Züge grauenhafter Korruption berichtet, die bedeutungsvoller Weise alle der Aristokratie entstammen[21]). Alles Spätere ist nur Fortentwicklung.

Übrigens darf auch die Verderbnis der späteren Zeit nicht zugunsten der früheren übertrieben werden. Selbst Gobineau gibt merkwürdigerweise zu, daß in der römischen Kaiserzeit

[21]) Vgl. Mommsen, Bd. I., S. 805, 807, 884 ff. — „Wer einen Bürger bestiehlt, sagte der alte Cato, beschließt sein Leben in Ketten und Banden; in Gold und Purpur aber, wer die Gemeinde bestiehlt.“ Schon 234 vor Christus wird über die Ehelosigkeit geklagt, die Familienbande lockerten sich, die Ehescheidungen nahmen zu, im Schoße der vornehmsten Familien kamen grauenvolle Verbrechen vor. Im Jahre 184 legte der Zensor Cato eine hohe Steuer auf die Buhlknaben. — Zahlreiche Tatsachen führt Mommsen a. a. O. an, dem die vorstehenden Worte entnommen sind.

Energie und Sittlichkeit höher standen, als in alter Zeit[22]). Die Ansicht von dem beispiellosen sittlichen Verfall jener Zeiten beruht auf der wörtlichen Annahme der übertreibenden Schmähreden, die asketische Kirchenväter gegen das verhaßte Heidentum schleuderten. Die hervorragendsten Kenner jener Epoche haben dieses verfehlte Urteil berichtigt. Eine eingehende Spezialstudie hat W. D. Babington dieser Frage gewidmet[23]) und in der gründlichsten und überzeugendsten Weise erwiesen, daß Rom keineswegs an der angeblichen Korruption seiner Sitten zugrunde ging, daß diese vielmehr weit übertrieben worden ist.

Der einzige ausgeführte „Beweis", den Chamberlain für die Entartung des antiken Geistes gibt, ist die Charakterskizze Lucians. Wir wollen uns hier nicht damit aufhalten, ob sie getroffen ist, sie zeichnet den Graeco-Syrer Lucian als geistreichen, eitlen, charakterlosen Schönschreiber, „nicht ohne edle Regung" (S. 303), aber ohne „edles Ziel, tiefe Überzeugung, gründliches Verstehen". Diese Skizze ist ein Glanzpunkt Chamberlainscher Methode. Wie kommt Chamberlain überhaupt dazu, Lucian, der niemals höhere Ansprüche gemacht hat, als tausende Mitteltalente von heute, als repräsentativen Mann einer Epoche von einem halben Jahrtausend hinzustellen?[24]) Was beweist die Wirkung der Blutmischung in Lucian? Bringt nicht jede Zeit einer verfeinerten Zivilisation und erhöhten Genußsucht diesen Typus tausendfach hervor, ohne einer Rassenmischung zu bedürfen? Wie war es im Frankreich des 18. Jahr-

[22]) Vgl. Graf Gobineau, Ungleichheit der Menschenrassen (übersetzt von Schemann), 1898, Bd. I, S. 13, 14.

[23]) Vgl. W. D. Babington, Fallacies of Race Theories. London, 1895. Essay II, S. 15, 144.

[24]) Nehmen wir an, daß ein großer Teil unserer Schriftwerke verloren geht und ein Historiker des Jahres 4000 auf Grund einiger erhaltener Schriften, um den Charakter des Zeitraums von 1500—2000 zu zeichnen, den einzigen H. St. Chamberlain herausgreift und nach treuer Portraitierung behauptet: „Das ist der ‚deutsche Gelehrte' des jüngeren Mittelalters!" — Das wäre genau Chamberlains Methode, die bloße Aussicht aber macht schaudern.

hunderts? Oder kann Chamberlain ein modernes Kaffeehaus, eine Redaktionsstube, ein Theater oder Konzert, ein Bureau oder eine Promenade betreten, ohne ein Dutzend von Leuten zu grüßen, denen zum Lucian nichts fehlt als das Talent? Lucian ist der einzige aus den Quellen nachgewiesene Mischling, dessen Psychologie Chamberlain zum Beweise der von ihm behaupteten Rassenverderbnis nimmt. Doch sein Bild ist nicht das des „Chaos“ in seiner Gänze. Auf den einen Lucian können wir eine große Menge ganz verschiedener (darunter sehr ehrenwerter) Typen aufzählen. Chamberlain selbst kann an der großartigen Gestalt Augustins nicht vorübergehen, der sogar mit ziemlicher Bestimmtheit als Mischling betrachtet werden darf.

Erwähnung verdient noch als Beleg für die Gründlichkeit und Voraussetzungslosigkeit der Methode Chamberlains die von ihm beliebte Behandlung der Cäsaren als „Rassenbastarde“. Er vergißt dabei ganz, daß gerade die größten Scheusale, ein Tiberius, Caligula, Nero, Domitian u. a. — mit absoluter Sicherheit als reinrassige Römer angesehen werden. Sie alle waren teils durch Blutverwandtschaft, teils durch Adoption dem großen julischen Kaiserhaus, dessen Stifter Cäsar selbst war, verbunden. Glaubt man, daß dieses stolzeste Adelsgeschlecht Roms, das seine Abkunft bis Aeneas zurückverfolgte, sich mit afrikanischem Sklavenblut beflecken konnte? Chamberlains verständnisvolle Milde geht so weit, den Tiberius „einen hervorragenden und freien Mann“ zu nennen, weil er den Juden nicht gewogen war. (S. 342.) Es ist bedauerlich, daß er unterläßt, aus der bekannten übergroßen Judenfreundlichkeit Cäsars dessen „chaotische“ Abstammung zu erweisen. Chamberlain benützt es, daß man von einem „syrischen“, „spanischen“ usw. Kaiserhaus spricht, um zu behaupten, jene Cäsaren seien alle Bastarde aus den niedrigsten Rassen gewesen. Tatsächlich waren es aber Provinzialromanen, die dem höchsten Adel angehörten und vielfach durch ihre große Tüchtigkeit die in Rom geborenen Römer übertrafen. Wenn in späterer Zeit

Mischungen vorkamen, so gewiß nicht mit der Hefe der Besiegten, sondern mit den bereits völlig romanisierten höchsten Schichten, die den Römern wohl nicht unebenbürtig waren. Auch die „pseudopunische Bestie“ Caracalla und das „syrische“ Monstrum Heliogabal sind als Römer zu betrachten. L. Septimius Severus, der Gründer der syrischen Dynastie, entstammte einer hochangesehenen römischen Ritterfamilie, deren Ahnen als Beamte nach Afrika gekommen waren, er selbst war ein ausgezeichneter und tatkräftiger Kaiser. Aus seiner Ehe mit der feingebildeten, dem römischen Provinzialadel angehörenden Julia Domna stammte Marcus Aurelius Antoninus — genannt Caracalla. Heliogabal — oder wie sein wirklicher Name war: Varius Avitus — war der Sohn einer Nichte der Julia Domna, Soämias, und des Senators Sextus Varius Marcellus[25]). Wir können auch in den uns erhaltenen Porträtbüsten dieser Kaiser keinen nichtrömischen Zug entdecken. Gerade der scheußliche Heliogabal zeigt ein schönes, trotzig blickendes Römerhaupt[26]) — nebenbei eine harte Nuß für die von Chamberlain mit so großer Phantasie und Begeisterung betriebene Physiognomik! Sein Nachfolger und Vetter Alexander Severus war ein trefflicher, sittenstrenger, idealistisch veranlagter Fürst — in jeder Hinsicht das Gegenteil seiner Vorgänger[27]). — Wenn wir die

[25]) Vgl. Hertzberg, Geschichte des römischen Kaiserreiches. 1880, S. 493, 525. Dort findet man noch einige Provinzialbeamte aus diesen Familien.

[26]) Vgl. Hertzberg a. a. O. S. 526. Ein komischer Zug im Bilde des wahnsinnigen Cäsars ist seine besondere Vorliebe für das germanische Wesen. Er pflegte nicht nur in germanische Tracht gekleidet zu sein, sondern bevorzugte auch Germanen in jeder Weise, was ihm bei diesen große Popularität eintrug. Er pflegte ihnen sogar zu raten, in Italien einzubrechen und Rom zu erobern. Das „Chaos“ gebärdet sich eben recht merkwürdig (Vgl. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, II. Bd., 1881, S. 194).

[27]) Der Kaiser führte nicht nur die Staatsgeschäfte vortrefflich, sondern widmete sich auch mit Eifer der Philosophie und Kunst, unterdrückte den ausschweifenden syrischen Kult, den sein Vorgänger eingeführt hatte, und verehrte neben seinen väterlichen Göttern auch Christus und Abraham als Heroen. Das den Semiten sonst nach Chamberlain anhaftende Erkennungszeichen der Intoleranz fehlt also.

sehr wenigen geisteskranken und sonst minderwertigen Cäsaren abziehen, haben gerade die Provinzialromanen das Meiste zur langen Dauer Roms beigetragen. Während der in Rom weilende Adel seine Kraft in materiellem und geistigem Luxus vergeudete, war in den Provinzen bei ernster Verwaltungsarbeit, im ewigen Kampf mit der Unkultur, mit Nomaden und Gebirgsvölkern, in fruchtbarer Berührung mit den Ergebnissen fremder Zivilisationen ein Geschlecht erwachsen, dem sein Milieu die Kraft und seine Abkunft das Anrecht gab, Rom zu retten. Mit dem ersten „Ausländer" auf dem Cäsarenthron, mit Trajan, beginnt die glanzvollste und schönste Zeit, die Rom je erlebte, von der Gibbon meint, sie sei auch die für die Menschheit glücklichste Zeit der ganzen Weltgeschichte[28]). Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Marc Aurel, vier der ausgezeichnetsten Kaiser, die Rom beherrschten, folgen aufeinander. Der Sieg krönte die Waffen Roms, das sich hundertjähriger ruhiger Entwicklung erfreute und einen glänzenden Aufschwung der Künste und Literatur erfuhr. Und das alles sollen ausländische „Mestizen" vollbracht haben? Zerstört die Rassentheorie damit nicht ihre eigene Grundlage?

Chamberlain erkennt die hohe sittliche und kulturelle Bedeutung des antoninischen Zeitalters voll an, ja er sagt, die römische Idee sei in jenen Zeiten auf ihren Höhepunkt gelangt, der „römische Weltgedanke — der im früheren Volk nur als Trieb, nicht als Absicht gelebt hatte — sei zum Bewußtsein seiner selbst gekommen und zwar in einer Art, wie das nur im Geiste edeldenkender Ausländer möglich war, die sich einem Fremden gegenüber fanden, welches sie nunmehr mit voller Objektivität auffaßten, um es mit Treue und Verstand ins Werk zu setzen." (I. 146/7.) Aber sie hätten es eben nur mit dem Verstand, nicht mit dem Herzen getan, die Liebe habe gefehlt! Die Idee, ein Weltreich könne mit Liebe besser administriert werden, als mit Verstand, ist lustig.

---

[28]) Vgl. Gibbon a. a. O., S. 31.

Natürlich gilt für die Abkunft dieser Kaiser das bereits wiederholt Gesagte. Marcus Ulpianus Trajanus stammte aus einer spanischen Familie „unzweifelhaft italischer Herkunft“. (Hertzberg, S. 331.) Sein Nachfolger Hadrianus entsproß dem spanischen Zweig des Äliergeschlechtes, dem Rom eine Anzahl großer Männer verdankte. Seine Familie war zu Scipios Zeiten nach Spanien ausgewandert. Antoninus Pius wieder gehörte einer in Gallien angesiedelten vornehmen Römerfamilie an, sein Großvater war Konsul und Polizeipräfekt von Rom gewesen. Und so weiter. Für Chamberlain ist das alles belanglos. Er phantasiert ohne Rücksicht auf die historischen Tatsachen, wie seine Laune es fordert. Ausdrücklich von diesen Kaisern[29]) behauptet er frischweg: „Nicht einer wahrscheinlich war auch nur entfernt mit jenen Männern verwandt, die mit sicherem Instinkt den römischen Staat geschaffen.“ Die Römer wären „auf ewig“ von der Kaiserwürde ausgeschlossen gewesen!

In späterer Zeit wird es freilich immer häufiger, daß ein Landsknechtführer von niedriger, provinzialer Herkunft sich durch die Kraft seines Armes und die Gunst der Legionen auf den Cäsarenthron schwingt. Doch gerade diesen Fürsten — unzweifelhaften Nichtrömern — hat Rom manches zu danken. Diese rauhen Soldaten — abergläubisch und ohne Kultur — aber voll von Kraft und berufsmäßig bestimmtem und begrenztem Pflichtgefühl — waren gerade das, was die gefahrdrohende Zeit forderte. Ein Aurelian, Probus, Diokletian, Konstantin und viele andere haben mehr zur Befestigung des Reiches getan, als irgend ein früherer „echter“ Römer, obwohl ihre niedere oft mit Absicht im Dunkeln gehaltene Abkunft ihre Rasse sehr zweifelhaft macht. Es ist immerhin wahrscheinlich, daß auch römisches Soldaten- und Kolonenblut in ihnen war. Chamberlain kann diese rettende Tätigkeit nicht ganz leugnen. Die Gestalt des Diokletian, der auf Jahrhunderte hinaus Rom

---

[29]) Und ihren Nachfolgern. Er nennt sie kurzweg: Spanier, Gallier, Afrikaner, Syrer, Goten, Araber, Illyrer. (S. 246).

in einer neuen Organisation Halt verlieh[30]), ist zu mächtig, als daß selbst Chamberlain sie als „Rassenbastard“ beiseite werfen könnte. Er erklärt also (S. 307) „der große Diokletian war der letzte Kaiser aus reinem Blute“. Theodosius usw. seien ausnahmslos Rassenbastarde gewesen. Diokletian war aber wirklich ein illyrischer Freigelassener dunkelster Herkunft. Chamberlain selbst bezeichnet ihn (S. 151) verachtungsvoll als „illyrischen Schafhirten“. So behauptet Chamberlain fortwährend genau das Gegenteil dessen, was er eben erst als Wahrheit verkündet hat. Daß Theodosius aus einer vornehmen spanischen Romanenfamilie stammte, ist demgegenüber schon gleichgültig. Solche Kleinigkeiten hindern Chamberlain nie, mit apodiktischer Gewißheit Dinge vorzubringen die er für seine Zwecke frei erfindet.

Welche Konfusion übrigens bei Chamberlain herrscht, beweist die Tatsache, daß er gelegentlich noch eine andere, der Rassentheorie schnurstracks widersprechende Ansicht von den Gründen des römischen „Unterganges“ aufstellt. Auf S. 127 schreibt er: „Selbst das Allerbedenklichste: die Befreiung vieler Tausende von Sklaven und die Verleihung der Bürgerwürde an viele Tausende von Freigesprochenen hätte Rom in kurzer Zeit überwunden. Rom besaß die Lebenskraft, das Sklavenblut zu adeln, das heißt, ihm den bestimmten römischen Charakter mitzuteilen. Einzig eine ganz gewaltige Persönlichkeit, einer jener abnormen Willenshelden, wie die Welt sie in einem Jahrtausend kaum einmal hervorbringt, vermochte da einen solchen Staat zugrunde zu richten.“ — Das soll Cäsar gewesen sein! Wie er das angefangen hat, sagt Chamberlain nicht, jedenfalls ist es überflüssig, gegen das völlige Unverständnis des Kräfteverhältnisses zwischen großen Männern und der Volksgesamtheit und speziell der Situation Cäsars zu polemisieren, das sich hier kundgibt. —

[30]) Vgl. Seeck, Geschichte des Unterganges der antiken Welt. II. Aufl. 1902, Kapitel 1.

Gemeinsam ist allen Rassentheoretikern die Behauptung, die Degeneration der Rasse habe den Untergang der Antike bewirkt. Wie erfolgte aber diese? Seeck nimmt die Ausrottung der Besten durch die Parteikämpfe, Bürgerkriege, Christenverfolgungen, die Askese usw. als Grund an, verwirft aber die Gobineau-Chamberlainsche Theorie von der Verderblichkeit der Rassenmischung, sofern nur nicht gerade das schlechteste Material einer Rasse zur Mischung komme. Er ist sogar geneigt, in der Rassenmischung einen Vorteil zu sehen. — Nur die Massenmorde der Edelsten und Besten hätten das Rassenniveau herabgedrückt. Ein anderer Rassentheoretiker, Reibmayr[31]), polemisiert mit Geschick gegen Seeck, nimmt selbst die zu weit getriebene Inzucht (also das Fehlen von Vermischung) als Degenerationsursache an und gründet den Kulturfortschritt auf den regelmäßigen Wechsel von Vermischung und Inzucht. Die fortschreitende Vermischung der Rassen ist ihm eine Garantie der Entwicklung. Diese drei Theorien widersprechen einander offenbar völlig, trotzdem bringt Chamberlain es fertig, „das vortreffliche Werk" Reibmayrs als eine „unentbehrliche Ergänzung" zu seinen Gedankengängen zu empfehlen![32]) So sehr umnebelt das bloße Wort „Rasse" die klare Besinnung, daß ein hervorragender Vertreter der Rassentheorie dem zustimmt, was er anderwärts für barbarisch und unsinnig erklärt!

Soziale Gründe des römischen Verfalls.

Die Rassentheorie vermag also in keiner Weise den römischen Verfall irgendwie aufzuhellen oder gar zu erklären. Sie beruht auf der naiven, durch die Geschichte längst zum Plunder geworfenen Annahme einer besonderen „Römertugend", durch die das Imperium errichtet worden und mit deren Schwinden es zusammengestürzt sei. Der „Römergeist" war aber nicht die Ursache, sondern die Folge der Römergröße,

[31]) Vgl. Dr. Albert Reibmayr, Inzucht und Vermischung beim Menschen 1897.

[32]) Vgl. Chamberlain, Nachträge zur 3. Aufl. der „Grundlagen", 1901, S. 27.

ebenso wie die vornehme Haltung und der Stolz eines Adelsgeschlechtes nicht als Ursache seines Ranges, sondern als Folge des Milieus aufzufassen sind. Man lese Mommsens unsterbliches Werk und staune über die wenigen und beschränkten Individualitäten, die am Aufbau Roms mitgewirkt haben. Ein wichtiger Umstand der römischen Geschichte wird meist nicht hervorgehoben. Die Römer waren eines der wenigen Völker, die in ihrem Stammsitz keine ältere und niedere Rasse unterjocht hatten[33]. Wenn eine solche da war, so mußte sie entweder ausgerottet oder verjagt oder mit den Eroberern verschmolzen worden sein[34]. Es fehlte also am Anfang Roms der herrschende und von unfreier Arbeit lebende Ritterstand, ebenso wie der das Land aussaugende fremde Händler. Der Römer war Bauer, er arbeitete selbst in Feld und Haus mit Kind und Gesippen, doch wenig oder gar keinen Knechten[35]. Hier wuchs ein harter, beschränkter, aber kräftiger Bauernstamm, der marschieren und fechten, aber auch pflügen und säen konnte, was die spartanischen Ritter, die asiatischen Satrapen und die Söldner des punischen, etruskischen und griechischen Kaufmanns niemals vermochten. „Viele Völker haben gesiegt und erobert wie die Römer; aber keines hat gleich dem römischen den gewonnenen Boden also im Schweiße seines Angesichtes sich zu eigen gemacht und was die Lanze gewonnen hatte, mit der Pflugschar zum zweitenmal erworben. Was der Krieg gewinnt, kann der Krieg wieder entreißen, aber nicht also die Eroberung, die der Pflüger macht; wenn die Römer viele Schlachten verloren, aber kaum je bei dem Frieden römischen Boden abgetreten haben, so verdanken sie dies dem zähen Festhalten der Bauern an ihrem Acker und Eigen." So Mommsen[36]. — Tatsächlich fällt die gewaltigste Macht-

[33]) Vgl. Mommsen I. 71. 195, wo dieser Punkt ausgeführt wird.

[34]) Die zweifellos beträchtliche Verschmelzung mit etruskischen Elementen scheint wenigstens in der Urzeit vorwiegend friedlich vor sich gegangen zu sein.

[35]) Mommsen a. a. O., S. 191, 195.

[36]) Mommsen I. 187.

entwicklung Roms mit der sozialen Hebung der römischen Bauernschaft zusammen[37]). So hat Rom der Welt das erste Beispiel der ungeheuren Energie gegeben, die wirtschaftlich und politisch in der freien Arbeit schlummert[38]). Ein noch größeres Beispiel aber bietet sein Fall. — Die alte römische Gemeinde war eine Gruppe von Freien und Gleichen. Ein patrizischer Adel entstand wohl im Gegensatz zu Zugewanderten und Nichtansässigen, doch es war ein rechter Bauernadel, dessen höchster Grundsatz war, das Seinige zusammenzuhalten und der für so unnütze Dinge, wie Ritterspiele, Theater, Kunst, Wissenschaft nur Verachtung hatte. — Allmählich dringt dann die Sklavenwirtschaft durch, der Erbgesessene legt den Pflug weg, läßt die Kriegsgefangenen für sich frohnden und wird nun ein „echter“ Ritter. Der Hochmut und die Unfähigkeit der Geschlechter gefährden Rom aufs schwerste. Der kleine Bauer verarmt durch die fortwährenden Kriegslasten, das Latifundium und die Sklavenwirtschaft ersetzen ihn, ein wucherisches, auf Ausbeutung der Provinzialen, Sklaven und landbauenden Römer gegründetes Kapitalistentum kommt auf. Noch schreitet Rom vorwärts auf der Bahn der Eroberung; ohne jede Absicht einer Weltherrschaft wird es in seinem Streben, das schon Erworbene zu schützen, immer weiter hinausgetrieben, ein großer Teil des Erdkreises fällt ihm als Erbe der ganzen früheren Entwicklung zu. Die sozialen Mißstände und die gänzliche Unmöglichkeit, ein Weltreich ohne repräsentative Verfassung in den Formen der alten Stadtverwaltung zu regieren, die inneren Verfassungskämpfe, die diesem Konflikt entspringen, treiben mit Naturnotwendigkeit zur Monarchie, die den Frieden, eine gewisse Wohlfahrt und

[37]) Mommsen, S. 445/6.

[38]) Auch die neuere Kolonialgeschichte bietet hierfür starke Beweise. Die Franzosen haben feudale Kolonien unter geistlicher Herrschaft gegründet, die Spanier Bergwerkskolonien, nur die Angelsachsen aber freie Ackerbaukolonien und hierdurch alle Konkurrenten aus dem Felde geschlagen. (Vgl. Hopp, Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika. 1886, S. 13, 41, 110ff.)

überhaupt den Bestand Roms auf einige Jahrhunderte hinaus sicherte. Doch das Sklaventum bildete den tönernen Fuß des Kolosses. Es machte durch seine Konkurrenz die Entstehung eines freien industriellen Mittelstandes und die Regeneration der Bauernschaft, die die Kriege der Republik verringert hatten, unmöglich. An die Stelle des freien Bürgersoldaten tritt der Söldner, an die Stelle der Ordnung und Ruhe das Regiment der Prätorianer. Das Sklaventum ist es auch, das durch die billige und rohe Arbeit jeden technischen Fortschritt unmöglich macht[39]; den Scharen der Barbaren tritt später keine hoch überlegene Kriegstechnik entgegen, die industrielle Vermögensbildung und Entwicklung der Steuerkraft ist gehemmt. In dieser Situation war das Römerreich fortwährend von unzähligen wilden Barbarenhorden umschwärmt, die jeden Augenblick die Grenze zu überfluten drohten und denen es nicht die Überlegenheit der Repetiergewehre, sondern nur die taktische Kunst der Legionen entgegensetzen konnte. Schon lange bestanden diese aus barbarischen Söldnern, die oft gefährlichere Feinde waren, als ihre Brüder jenseits der Grenzen. Im Innern gärte die gewaltige soziale und moralische Kraft des entstehenden Christentums, das eine direkt staatsfeindliche Haltung einnahm, so daß gerade die tüchtigsten Cäsaren sich gezwungen glaubten, die gefährliche Irrlehre in Blut zu ersticken. So tobte der Kampf im Innern und an den Grenzen. Dazu kommt der Umstand, daß bei dem damaligen Zustand der Technik ein Weltreich überhaupt auf die Dauer unmöglich war. Das hat die ganze Geschichte der antiken Imperien, des babylonischen, assyrischen, persischen, hellenischen Reiches bewiesen. Ein großer Kriegsheld, ein Nebukadnezar, Sanherib, Assurhaddon, Kyrus, Alexander unterwarf unzählige Länder, seine Nachfolger kämpfen vergeblich gegen die natürliche Auflösung des widersinnigen Gebildes. Wenn das römische Reich länger den Einfällen der Barbaren und den Meutereien im Innern

[39]) Vgl. vor allem die zitierte, sehr instruktive Arbeit Lorias, ferner die charakteristischen Stellen bei Hopp a. a. O., S. 39—40 und 67/8.

widerstand, so verdankt es dies außer den energischen Soldatenkaisern vor allem dem Rechts- und Verwaltungssystem Roms, das die politischen Erfahrungen vieler Völker und Zeiten vereinigte. Ein Weltreich dauernd zu erhalten, hat aber erst die moderne Entwicklung mit ihrer weltwirtschaftlichen Interessengemeinschaft, ihren Eisenbahnen, Telegraphen, stehenden Heeren, Kanonen und Flotten, mit ihren Prinzipien der Dezentralisation und Repräsentation, ihren Wissenschaften der Verwaltungslehre, Nationalökonomie, Statistik möglich gemacht. Im Altertum hinderte, wie gesagt, das Sklavenwesen jeden technischen und moralisch-politischen Fortschritt, die Entwicklung war in einer Sackgasse, aus der der Fortschritt nur nach rückwärts durch die Zeiten neuer Barbarei möglich war.

Die Reform Diokletians, insbesonders die Mitregentschaft, die die Reichsteilung bald nach sich zog, war ein vernünftiger Schritt auf dem Wege der Dezentralisation; den Weg zur repräsentativen Verfassung mit ihrer neuen Lebenskraft hat das Altertum nie gefunden, konnte ihn auch gar nicht finden. Als nun im Jahre 395 das römische Reich wirklich in zwei Teile geteilt wurde, war dies kein Zeichen seines bevorstehenden Endes, sondern eher ein Symptom der Anpassungsfähigkeit. Man verzichtete auf das zentralisierte Weltimperium, um das römische Reich und die antike Kultur zu retten. Und Rom, das sein erstes Millennium bereits gefeiert hatte, lebte noch ein ganzes Jahrtausend, bis das Abenland reif war, das Erbe des Altertums aus seinen Händen zu empfangen. Der Fall des weströmischen Reiches ließ Ostrom unberührt, sein Kaiser nannte sich auch weiterhin „Kaiser der Römer“, unter seinem mächtigen Schutze lebte die Antike fort, bildeten sich die Grundlagen der modernen Staatsverwaltung. Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß die Existenz des byzantinischen Reiches im Chamberlainschen Werk überhaupt nicht gewürdigt wird, im Index findet sich nicht einmal der Name. Wenn das byzantinische Leben uns traurig und düster vorkommt, voll von Greueln und Lastern aller Art, so vergessen

wir doch nicht die ungeheueren Kämpfe, die dieses Reich von seiner ersten bis zur letzten Minute zu überstehen hatte. Die Wellen der Völkerwanderung, der Kreuzzüge, des Islams brachen sich an der Felsenküste Byzanz'. Was dieses Reich im tausendjährigen Krieg gegen Germanen, Hunnen, Slawen, Bulgaren, Avaren, Perser, Araber, Türken, Normannen, Franzosen, Spanier, Venezianer u. a. geleistet hat, kommt den Heldentaten des alten Rom gleich. Wenn auch fremde Söldner seine Schlachten schlugen, so war doch der Geist, der in dem ganzen Staatswesen lebte und den Arm des Fremdlings führte, der des alten Rom.

Der Verfall Griechenlands.

Auch der Verfall Griechenlands wird häufig als Folge von Rassenmischungen betrachtet. Bekanntlich haben aber gerade auf den Anfang der griechischen Geschichte starke Einflüsse asiatischer Rassen und Kulturen gewirkt, ohne daß die damit zweifellos verbundene Mischung das Aufblühen der hellenischen Kultur verhindert hätte[40]). Für die Folgezeit ist die Rassenhypothese noch weniger aufrecht zu halten, als bezüglich der Entwicklung Roms. Die Verachtung der späteren Griechen gegenüber den Barbaren und ihr Hochmut gegen alles Fremde sind bekannt. In Sparta war sogar den Fremden jeder längere Aufenthalt verboten, die Ehe mit Fremden war strengstens untersagt. Trotz dieser idealen Durchführung der Rassenzucht war Sparta der erste Staat, der völliger moralischer und politischer Degeneration verfiel, aus der man ihn vergebens durch Aufnahme von Hörigen und Söldnern in die Bürgerschaft zu retten versuchte. In Athen war ebenfalls keine Ehe zwischen Bürgern und Fremden möglich, obwohl die Schutzfremden (Metoeken) seit jeher

[40]) Rohrbach, der selbst dem Rassenglauben sehr nahe steht, führt aus, daß in Hellas und Palästina gerade deshalb die Grundlagen der Kultur geschaffen wurden, weil hier die arische Rasse sich mit Semiten und anderen Rassen Vorderasiens mischte und diese Mischung Kulturbegabung schuf. (Geschichte der Menschheit, S. 49.)

eine große Rolle spielten. Bemerkenswert ist, daß jedoch gerade am Anfang seiner Geschichte das Bürgerrecht jedem Metoeken leicht zugänglich war und selbst die unehelichen Kinder aus Verbindungen zwischen Bürgern und Fremden in die Bürgerliste aufgenommen wurden. Ja Kleisthenes veranlaßt eine Massenaufnahme von Metoeken und Freigelassenen. Und gerade die diesem Ereignis folgenden Generationen bilden das Heldenzeitalter Athens, aus dieser Mischung gingen die Männer von Marathon und Salamis hervor, deren Söhne und Enkel das perikleische Athen erzeugten! Wenn das die Folgen der Mischung sind, könnten wir sie uns wohl gefallen lassen[41]). — Anders in der Folgezeit: „Je größere politische Rechte und für arme Leute auch materielle Vorteile sich bei der Weiterentwicklung der Demokratie an den Besitz des Bürgerrechts knüpften, desto strenger begann die Bürgerschaft auf ihre Reinhaltung und die Ausschließung fremder Elemente zu achten[42]).“ Auch der Rassenstolz wuchs mit der Blüte Athens zu außerordentlicher Größe. Schon im fünften Jahrhundert wurde das Bürgerrecht nur mehr für außerordentliche Verdienste verliehen, der es verleihende Volksbeschluß konnte von jedem Athener wegen Unwürdigkeit des Aufgenommenen gerichtlich angefochten werden. Der durch Richterspruch für unwürdig Erklärte wurde Sklave. — Im vierten Jahrhundert wurde man noch strenger: ein Volksvorbeschluß mußte vorangehen, dann erst beschloß eine zweite Versammlung, bei der mindestens 6000 Bürger anwesend sein mußten, über die Aufnahme, und selbst hiergegen war gerichtliche Revision eingeräumt. Seit Beginn des dritten Jahrhunderts wird das Bürgerrecht freigebiger verliehen, dafür aber die gerichtliche Prüfung obligatorisch. Der Verfall Athens war damals schon unaufhaltsam. Dazu kamen aber noch häufige Revisionen

---

[41]) Über die sozialen Grundlagen der antiken Kunstentwicklung vgl. Franz Feuerherd, Die Entstehung der Stile aus der politischen Ökonomie I. 1902.

[42]) Vgl. Busolt, Griechische Staats- und Rechtsaltertümer. 1892, S. 203.

der Bürgerliste und zahlreiche Ausstoßungen von solchen, die sich eingeschlichen hatten, und die dies mit Versklavung zu büßen hatten. — Von nun an war jeder Ausländer, der eine Athenerin zur Gattin hatte, der Gefahr ausgesetzt, als Sklave verkauft zu werden und sein Eigentum eingezogen zu sehen; und wenn ein Athener mit einer ausländischen Frau lebte, war sie den gleichen Folgen und er einer Geldbuße von 1000 Drachmen unterworfen[43]). Wie Aristoteles mitteilt, wurde nicht nur verlangt, daß ein Bürger von beiden Seiten von Bürgern abstamme, sondern in anderen Städten vielfach dieser Nachweis auf die Großeltern zweiten oder dritten Grades oder noch weiter hinauf ausgedehnt[44]). Es kann daher nur eine der gewohnten Übertreibungen des Panegyrikers Isokrates sein, wenn er[45]) behauptet, die alte Bürgerschaft sei durch die langen Kriege ausgerottet worden. Allerdings hatte man während des peloponnesischen Krieges die Bürgerschaft mit Metoeken ergänzt, was den Unwillen der Redner erregte, bald aber kehrte man zur alten Strenge zurück. — Jedenfalls handelte es sich dabei nur um die Aufnahme anderer Griechen, nicht um die von Barbaren. Als Philipp V. von Makedonien den Larissäern befahl, den Metoeken hellenischer Rasse das Bürgerrecht zu verleihen, taten sie selbst dies mit großem Widerstreben[46]). Erst nach Alexander wurde das athenische Bürgerrecht leichter zugänglich. Aber die Verachtung der Barbaren blieb allen Hellenen bis in die späteste Zeit, wobei sogar die Makedonier als Barbaren angesehen wurden[47]). Selbst zur Zeit

---

[43]) Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe. 1893. S. 368.

[44]) Aristoteles, Politik, übersetzt von Stahr. 1895, S. 172.

[45]) Isokrates, Rede über den Frieden. § 88.

[46]) Michel Clerc, Les Métèques Athéniens. Paris 1893, S. 301/2. Unsere Ausführungen stimmen in allen Beziehungen mit dieser gründlichen Studie überein.

[47]) Weshalb sie nicht zu den olympischen Spielen zugelassen wurden. Selbst Aristoteles rechnete die Makedonier trotz seiner Beziehungen zu ihrem Königshaus zu den Barbaren, und sein Schüler Alexander meinte, die Hellenen seien gegenüber seinen Makedoniern Halbgötter. Wie reimt sich das mit der Behauptung, die Hellenen seien damals schon degeneriert gewesen?

der größten Machtentfaltung Roms waren die Römer in den Augen der Hellenen ebenfalls nur Barbaren, ja, als Griechenland längst römische Provinz war, gab es nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Dionys von Halikarnaß noch immer Griechen, die die Römer nicht bloß „Barbaren", sondern sogar „die schlechtesten der Barbaren" schimpften[48]. — Und trotz alledem sollen die Hellenen sich ohne weiteres mit syrischen und afrikanischen Sklaven, deren Menge in Hellas übrigens nie so groß war, wie in Rom, vermischt haben? Die gänzliche Unmöglichkeit liegt auf der Hand.

Chamberlain führt daher die Rassenverschlechterung auf das Eindringen auswärtiger, unverwandter Völkerschaften zurück. (S. 266.) Nun beweist aber der Zeitpunkt der Einfälle die Unmöglichkeit jener Erklärung, ganz abgesehen davon, daß es vorwiegend arische Völker waren, die in Griechenland einbrachen, deren Beimischung nach der Rassentheorie eher als eine heilsame Auffrischung betrachtet werden müßte[49]. Die Kelten hatten sich nach ihrer Niederlage (280

---

[48]) Jahrbücher für klassische Philologie, IX. Suppl. Bd. 1877/8, S. 116.

[49]) Man beruft sich zum Beweise der Behauptung, Griechenland sei durch Rassenverschlechterung herabgekommen, mit Unrecht auf Fallmerayer. Schon im dritten Jahrhundert vor Christus begann der Niedergang Hellas und nach 100 Jahren war er vollendet. Als 197 Flamininus den Griechen im Namen des Senats die Freiheit schenkte, zeigten sie sich bereits völlig unfähig, die Gabe zu bewahren. Vergeblich war Philopoimens, des „Letzten der Hellenen", wie die Selbsterkenntnis seiner Zeit ihn nannte, verzweifelter Heldenkampf. Alles Spätere ist bloß Fortentwicklung. — Fallmerayer nun läßt die völlige Ausrottung der Hellenen erst im Mittelalter vor sich gehen. Er betont sogar die vorherige Rassenreinheit. — Vgl. seine Geschichte der Halbinsel Morea 1830. 2 Bde., I. Bd., S. 91: „Die Griechen hüteten sich äußerst sorgfältig vor Mischung ihrer Rasse mit fremdem Blut. Und es ist bekannt, daß dieses Volk im allgemeinen, die Peloponnesier aber und aus ihnen die Arkadier insbesondere, auf Erhaltung ihrer Nationalität mit solcher Eifersucht wachten, daß sie nicht einmal einen Sklaven über die Grenzen des Vaterlandes hinaus verkaufen ließen usw." „Man darf als unbestreitbar annehmen, daß Messenien, Elis, Lakonien, Argolis und Arkadien von der im Elend der Zeiten zwar allmählich dahinsterbenden, aber der Hauptsache nach doch unvermischten Hellenenbevölkerung bis auf den Zeitpunkt bewohnt blieben, in welchem der Strom skythischer Wanderungen über

v. Chr.) überhaupt nicht in Hellas niedergelassen, sondern waren weitergezogen. Mehr als ein halbes Jahrtausend seit dem völligen Niedergange Griechenlands war verflossen, bevor der erste Germane sich dort niederließ. Seit dem 6. Jahrhundert nach Christus beginnen die Bulgarenstürme[50]), aber erst im 8. Jahrhundert gelingt es den nunmehr ganz slawisierten Stämmen, in Hellas selbst festen Fuß zu fassen, wo sie zuerst in eigenen Gemeinden, ohne jede Mischung mit den Hellenen, leben. Erst als sie im 9. Jahrhundert unter dem byzantinischen Kaiser Basilius I. (867—886) das Christentum angenommen hatten, war eine Verschmelzung mit den Griechen möglich, die auch im großen Maßstabe stattfand. Und merkwürdig! Diese erste große Rassenmischung, die tausend Jahre nach dem völligen Niedergang Griechenlands das hellenische Blut mit finnisch-türkisch-slawischem versetzte, scheint die allergünstigsten Folgen gehabt zu haben. Von nun an nimmt Griechenland einen großen Aufschwung, Wohlstand und Kultur heben sich bedeutend, das ganze Reich erlebt eine neue Blütezeit. Im 12. Jahrhundert gehörte Griechenland zu den fortgeschrittensten Teilen des Reiches, und es hätte vielleicht gleichzeitig mit Italien eine Renaissance erlebt, wenn nicht die lateinischen Kreuzfahrer wie eine verheerende Lawine über Byzanz hereingebrochen wären[51]). Die Franken führen

---

den Isthmus hereinbrach und die Halbinsel durch zweihundertjähriges Toben vom Grunde aus umkehrte. Das erste Sausen dieses Sturmes erreichte den Peloponnes in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts." S. 89: „Im ersten Jahrhundert der Unterjochung war — etwa Patras ausgenommen — die Bevölkerung der Halbinsel noch rein und unvermischt." Ebenso S. 87 usw. — Übrigens ist die These Fallmerayers „das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet" auch bei Versetzung dieses Vorgangs ins Mittelalter heute widerlegt. Vgl. Hopf, Geschichte Griechenlands (in Ersch und Grubers Encykl. Sekt. I., Bd. 85) und andere Fachwerke.

[50]) Die Bulgaren waren bekanntlich ein finnisch-türkischer Stamm.

[51]) Kaum haben Hunnen oder Türken so in Feindesland gehaust, wie die Kreuzfahrer im christlichen Konstantinopel nach seiner Erstürmung.

das Feudalwesen in Griechenland ein, das seine zersetzenden Wirkungen in fortwährenden blutigen Fehden äußert. Die Unduldsamkeit der katholischen Franken, das gewaltsame Aufdrängen fremder Sitte, Sprache und Religion bezeichnen diese traurigste Periode Griechenlands.

Jetzt erst war das römische Reich zum Sturze reif und erlag dem Anstürmen der Türken, nachdem es noch vorher die Schätze des Altertums getreulich in die Hände der eben aufblühenden italienischen Kultur übergeben hatte . . . Als man das verschüttete Pompeji wieder ans Licht brachte, fand man eine römische Schildwache auf ihrem Posten, den sie unter dem eisernen Druck der Disziplin nicht zu verlassen gewagt hatte, während sich der größte Teil der Einwohner vor den Lavamassen durch die Flucht rettete. So starb auch Rom. Stolz lehnte Constantin XI. die ihm vom Sultan angebotene Rettung ab, trotzdem die Mauern Konstantinopels nach 53tägigem Widerstand gegen einen mehr als 50fach überlegenen Feind nur mehr ein Trümmerhaufen waren. Nachdem er dem alten Reich der Konstantiner eine ergreifende Grabrede gehalten hatte, fiel er wie ein gewöhnlicher Krieger tapfer kämpfend und unerkannt in den Straßen Konstantinopels. Wenn auch der Körper des römischen Weltreiches schon lange zerfallen war, sein Geist blieb bis zur letzten Minute lebendig. Nein, Rom ist nicht im „Chaos“ untergegangen, es ist gestorben wie ein Held in Waffen in Erfüllung seiner Pflicht als Schützer der abendländischen Kultur.

Die Behauptung, die Antike sei an Rassenverschlechterung zugrunde gegangen, steht in völligem Widerspruch mit der Geschichte. Es ist eine Phrase, die ihrer leichten Gangbarkeit wegen weite Verbreitung gefunden hat, vor der historischen Kritik aber ganz sinnlos erscheint. Vielmehr können die Wandlungen der Antike mit voller Sicherheit auf soziale Vorgänge zurückgeführt werden, insbesonders auf wirtschaftliche Verschiebungen und ihre Folgewirkungen auf die Heeresverfassung.

Die Renaissance.

Auf demselben Boden, der nach Chamberlain mit dem Blute der schlechtesten Bastardrassen verpestet wurde, erhob sich nach einer Brachzeit und neuerlicher Blutmischung — diesmal mit Germanen — die Wunderblüte der Renaissance. Chamberlain hilft sich natürlich „spielend leicht“ um diese Tatsache herum. Er behauptet einfach, die Männer der Renaissance seien echte unvermischte Germanen gewesen. Das plötzliche Versiegen der Schöpferkraft führt er auf eine Vermischung dieser Edelrasse mit dem „Chaos“ zurück. (S. 697.) „Und die heutige Gesamtlage des Landes bedeutet ganz einfach (!) einen Sieg dieses Völkerchaos über das inzwischen hinzugekommene und lange Zeit hindurch rein erhaltene germanische Element.“ (S. 699.) Nachdem aber auch in neuerer Zeit noch einige bedeutende Italiener vorkamen, werden diese eben auch „ganz einfach“ für Germanen erklärt. Cavour und Crispi[52]) sollen als Beispiel dienen.

Merkwürdig. Tausend Jahre fast erhält sich das germanische Element unvermischt, dann bringt es — über das ganze Land zerstreut — auf einmal eine großartige Kulturblüte hervor, um dann nichts Eiligeres zu tun zu haben, als sich mit dem Völkergesindel des Chaos zu vermengen und unterzugehen?! Chamberlain fühlt diese Schwierigkeit und gibt daher zur Auswahl eine zweite Theorie — wie schon früher beim Untergang Roms: Die beginnende Kreuzung mit fremdem, „für Germanen giftigen Blut“ habe im Zusammenhang mit Milieumomenten einen „mirakulösen Ausbruch des Genies“ und zugleich „Raserei erzeugt“. (S. 696.) Mit dieser — vorsichtig unter ein „vielleicht“ gestellten — Ersatztheorie macht also Chamberlain gar eine Anleihe bei dem Juden Lombroso. Natürlich sind die Beweise für diese kühnen Schlüsse

[52]) Crispi war übrigens ein Abkömmling der Albanesen, die sich vor den Türken nach Süditalien geflüchtet haben und Cavour hat erklärt, die Legende von der deutschen Herkunft seiner Familie, selbst nicht zu glauben.

ganz chamberlainisch. Er erklärt es (S. 519) für „höchst bemerkenswert", daß „solche bahnbrechende freisinnige Philosophen wie Bruno und Campanella aus dem äußersten Süden Italiens stammen[53]), wo selbst heute noch, nach den anthropologischen Feststellungen, der indogermanische ausgesprochene Dolichocephaltypus auf der Halbinsel verhältnismäßig am stärksten vertreten ist." Der Norden, in dem nur 0,4 % Langköpfe vorkommen, wäre also nicht indogermanisch, trotz der Langobarden, Goten usw. Chamberlain ignoriert dabei vollständig, daß die süditalienische Langköpfigkeit mit ausgesprochener Schwarzhaarigkeit verbunden ist, und daß diese langköpfige Mittelmeerrasse gerade von vielen Rassentheoretikern, die Chamberlain hochschätzt, als eigener Typus (homo mediterraneus) dem indogermanischen homo europaeus entgegengesetzt und in bezug auf ihre moralische und geistige Beschaffenheit an allerletzte Stelle unter den Rassen Europas gestellt wird. Auch, daß die Rassenbastardisierung nach seinen eigenen Worten (S. 296) gerade im Süden Roms am gründlichsten stattgefunden hat, geniert Chamberlain gar nicht. Wenn es ihm unbequem wird, vergißt der naturforschende Chamberlain seine ganze Anthropologie. Wehe aber, wenn jemand es „höchst bemerkenswert" finden wollte, daß z. B. Raffael nicht etwa bloß aus einer „brachycephalen Gegend", sondern selbst brachycephal war. Dafür findet Chamberlain es „bedeutungsvoll", für die Feststellung der Rassenangehörigkeit Raffaels, daß dieser Savonarola begeistert verehrte usw. (S. 698.)

Hypolite Taine will dagegen als einen der Gründe der italienischen Renaissance gerade das Fehlen größerer ger-

---

[53]) Ludwig Woltmann, der mit viel größerer Gründlichkeit dieselbe Auffassung der Renaissance vertreten hat, findet dagegen, daß gerade der Süden Italiens, den er für ungermanisch hält, kulturell ganz unfruchtbar gewesen sei, die ganze italienische Kultur beruhe auf dem Norden, der eine starke germanische Beimischung erfahren habe. (Die Germanen und die Renaissance. 1905, S. 147.)

manischer Bestandteile dartun[54]): „Diese so kluge Rasse (die italienische), sagt er, hat das Glück gehabt, nicht germanisiert, das heißt, nicht in demselben Maße wie die andern Ländern Europas durch die Einwanderung der Völker aus dem Norden unterdrückt und umgewandelt zu werden. Die Barbaren haben sich darin nur zeitweise oder nur oberflächlich aufgehalten. Westgoten, Franken, Heruler, Ostgoten, alle haben es wieder verlassen oder sind sehr schnell daraus verjagt worden. Wenn die Langobarden auch darin geblieben sind, so wurden sie doch sehr bald von der lateinischen Kultur durchdrungen: im 12. Jahrhundert, sagt ein alter Geschichtschreiber, waren die Deutschen Friedrich Barbarossas, welche in ihnen Menschen ihrer Rasse zu finden erwartet hatten, ganz erstaunt, sie so latinisiert zu sehen", wofür dann Taine weitere Belege anführt.

Richtig daran scheint immerhin zu sein, daß das germanische Element weder so zahlreich in Italien sich dauernd behauptet hat, wie man vielfach annimmt, noch gar sich von Vermischungen auch nur einige Jahrhunderte, geschweige denn ein Jahrtausend, hat freihalten können[55]).

Wenn Woltmann, Chamberlain u. a. die Kultur der Renaissance als eine Schöpfung des germanischen Genius hinstellen, hat dagegen Gobineau die Renaissance, die auch den Gegen-

[54]) Vgl. Taine, Philosophie der Kunst, übersetzt von Hardt 1902, I. Bd., S. 121. In diesem klassischen Werk findet man das Milieu als Grund der Renaissance mit großer Grazie gezeichnet (a. a. O., S. 119—218).

[55]) Die geringe Zahl der germanischen Einwanderer wird oft ausdrücklich und mit besonderer Verwahrung gegen die üblichen Übertreibungen hervorgehoben. Vgl. Dahn, Urgeschichte, Bd. I., S. 239, 242, 260/1, 282/4, 289, 290 (diese Stellen bez. der Ostgoten), ferner Bd. IV, S. 290, bez. d. Langobarden. Vom anthropologischen Standpunkt wird dies bestätigt. Vgl. Ripley., Races of Europe 1900, S. 254). Die Germanen sind in Italien durch Kriege und vor allem durch das Klima, dessen verderbenbringender Einfluß bei jedem Kriegszug nach Italien immer wieder hervorgehoben wird, sehr zusammengeschmolzen. Schon das ostgotische Königshaus verschwägerte sich mit vornehmen römischen Geschlechtern. Kein germanisches Volk hat aber die Mischung so erleichtert, wie die Langobarden. (Vgl. Dahn I, S. 292, IV, 292.)

stand seiner berühmtesten Dichtung bildete, mit Leidenschaft als antigermanisch aufgefaßt, sie ist ihm mit ihrer starken Sinnlichkeit, die auf Kosten des Gemüts und der Sittlichkeit überwuchert, ein Hauptanzeichen des Sieges des Romanentums über das germanische Element. Gobineaus begeistertster Apostel, Kretzer, faßt seine Theorie in die Worte zusammen: „Beides, die künstlerische Höhe, die sittliche Tiefe der Renaissancemenschen, hat die gleiche Wurzel: den Zustand und Grad der Rassenmischung, wie Ort und Zeit ihn aufweisen. Das germanische Element, wodurch die Völkerwanderung Italien regeneriert hatte, war endgültig erschöpft und paralysiert: das römische Völkerchaos mit allen seinen Lastern und Greueln hatte die leitende Stellung zurückerobert[56]."

Ein Vergleich der italienischen und der römischen Kultur hat übrigens auch die Wandlung der natürlichen Verhältnisse zu beachten. Italien hat erst im Laufe der Geschichte seinen ausgesprochen südlichen Charakter erlangt. In älterer Zeit war es ein mit ungeheuren Waldungen bedecktes und dem Griechen oder Asiaten düster-nordisch erscheinendes Land. Die so charakteristische italienische Flora, der der Wald ganz gewichen ist, wurde erst in späterer Zeit eingeführt. Die Griechen bringen Weinstock, Feige, Olive; die spätere Republik sieht zuerst Myrte, Lorbeer, Granatapfel, Zypresse, Platane. In der Kaiserzeit breiten sich die Pinie und viele Obstbäume aus, die die Eroberer aus Asien einführen. — Erst im dritten christlichen Jahrhundert tritt die Zitrone auf, und zwar in Treibhäusern, es dauert noch zwei Jahrhunderte, bis sie im Freien einheimisch wird. Im 11. Jahrhundert bringen die Araber die Orange (Pomeranze) nach Sizilien. Auch die Palme verdankt ihnen Italien. Die Entdeckung Amerikas und der spanische Einfluß bürgern im 15. und 16. Jahrhundert Reis, Mais, Aloë, Kaktus u. a. ein[57]. Bekanntlich wird die Gemütsart der alten

---

[56]) Zitiert bei Fritz Friedrich, Studien über Gobineau. S. 298.

[57]) Vgl. Hertzberg. Gesch. Hellas und Roms. 1879, II. Bd. S. 10ff. und Mommsen, röm. Geschichte. I. Bd., 1865, S. 840.

Römer als ernst, schwerfällig und nüchtern geschildert, während der heutige Italiener sich durch Lebhaftigkeit und Phantasie bemerkbar macht. Dies mag teilweise auf das „Südlicherwerden“ des Milieus zurückzuführen sein, teilweise darauf, daß die alten Römer ein primitives Bauernvolk ohne Anregung von außen waren, während ihre Enkel durch die städtische Kultur und die zentrale Verkehrslage Italiens in einen viel „reizsameren“ Geisteszustand versetzt wurden. Auch den möglichen Einfluß der Mischung mit südlicheren Rassenelementen will ich keineswegs leugnen, solange damit bloße Temperamentsunterschiede erklärt werden sollen.

Das Zurückbleiben der Slawen.

Von überhaupt erwähnenswerten Beispielen für die üble Wirkung der Rassenmischung finden sich bei Chamberlain noch zwei: das eine, die jüdische Rasse betreffend, ist von uns schon eingehend behandelt worden, denn es steht im Mittelpunkt der Chamberlainschen Theorie. Das andere führt das Zurückbleiben der Slawen in der Kultur auf ihre Mischung mit einer nichtarischen Rasse zurück[58]) (S. 701), was natürlich

[58]) Daß solche Mischungen stattgefunden haben, ist allerdings unbestreitbar. Auf einem der letzten Anthropologentage (Berlin 1912) führte Hofrat Schliz, einer der ersten Kenner der Frage, nach Zeitungsberichten aus, von den altslawischen Schädeln zeige ein Teil germanische, ein Teil finnische Bildung, alle Schädel zeigten sich aber als stark finnisch beeinflußt; es habe also schon sehr früh eine Rassenmischung stattgefunden. Zu den finnischen Merkmalen gehöre die Birnform des Schädelgrundrisses, die schwache Modellierung der Schädelkapsel, der Aufstieg der Kurve des Vorder- und Hinterkopfes in gleichmäßigem Bogen bis zur Scheitelhöhe, eine flache Glabelle, schwach eingebogene Nasenwurzel, zurücktretender Unterkiefer mit spitzem Kinn und schräg aufsteigenden Wangenbeinen. Die heutigen Südslawen seien mit wenigen Ausnahmen, die Tschechen und Mährer größtenteils Kurzköpfe: es fragt sich nun, welchem Kurzkopftypus diese Schädel angehören. Kurzköpfige Völker besiedelten die Länder der Süd- und Mittelslawen erst seit der keltischen Invasion um 800 v. Chr., und zwar saßen Kelten in Böhmen bis zur Moldau, die Süd-

Chamberlain nicht hindert, jeden großen Slawen als reinrassigen Arier zu beanspruchen; auch daß das führende Volk Deutschlands, die Preußen, großenteils dieses „verunreinigte" Slawenblut in den Adern hat, wird ignoriert. Wir bedürfen aber gar nicht der Blutmischung zur Erklärung jener Tatsache. Die Ereignisse der Völkerwanderung spalteten die slawische Rasse in zwei getrennte Teile; die Südslawen wurden durch eine hundertjährige Türkenherrschaft an jeder Kulturarbeit gehindert, die Nordslawen waren vom Meere fast ganz abgeschlossen und damit von jeder aktiven Teilnahme am Welthandel. Gegen Osten schutzlos, waren sie den Angriffen mongolischer Horden viel länger ausgesetzt als das übrige Europa. Vor allem aber war die ungeheure Ausdehnung der sarmatischen Ebene ein Nachteil. Es ist für ein Volk verhängnisvoll, wenn es sich frühzeitig über unbegrenzte Strecken ausdehnen kann[59]). Es fehlt die soziale Reibung und damit der Zwang zur Entwicklung höherer Kultur. — Wenn der Boden dem Bevölkerungszuwachs nicht genügt, treten Fortschritte ein, die Ausbildung einer Gewerbe und Handel treibenden Schichte, die Teilung der Gemeinländereien, Übergang zur intensiven Wirtschaft usw. In einem großen Teil Rußlands war bis heute das Gemeineigentum an Grund und Boden die Grundlage der Wirtschaft, da, wenn die Bevölkerung wuchs, stets die Möglichkeit bestand, ein Tochterdorf auf jungfräulichem Boden zu gründen und eine Teilung zu vermeiden[60]). Diese patriarchalische Verfassung machte den

---

slawen und Tschechen zeigen einen ganz auffallend einheitlich keltischen Typus: die Rassebildung der Südslawen hänge daher mit anderen Volkstämmen zusammen wie die der Nordslawen; Nord- und Südslawen verbinde zwar eine Sprachgemeinschaft, aber keine nachweisbare Rassegemeinschaft. — Trotzdem aber hat der Balkankrieg bei allen slawisch redenden Völkern eine hochgehende Rassenbegeisterung ausgelöst!

[59]) Vgl. Isaieff, Sozialpolitische Essays. (Dietz, Stuttgart), S. 292.

[60]) Vgl. Systems of Land Tenure in various Countries (Cobden Club Essays) ed. Probyn 1876 S. 313 und Laveleye, das Ureigentum. Übersetzt von Bücher, 1879, S. 36. In den allerletzten Jahren hat eine große Agrarreform zur teilweisen Aufteilung der Gemeinländereien geführt.

Absolutismus möglich und erschwerte jeden Fortschritt. Die ungeheure Ausdehnung des Bodens scheint auch ein Hauptgrund der geringen Entwicklung der Kultur in Afrika und Amerika, den beiden „kampflosen Kontinenten" (Bagehot) gewesen zu sein. Kurz, die Zurückgebliebenheit der Slawen ist nicht eine Folge der Blutmischung[61]), sondern ein Ergebnis der örtlichen und wirtschaftlichen Lage, sowie der geschichtlichen Entwicklung; was der Slawe unter nur einigermaßen günstigeren Bedingungen leisten kann, haben u. a. Polen und Tschechen gezeigt.

Die französische Revolution.

Eine historisch interessante Anwendung der Rassentheorie ist die Erklärung der französischen Revolution als Kampf zwischen der germanischen herrschenden und der keltischen unterjochten Rasse, schon deshalb, weil hier eine der ältesten Quellen dieser Richtung liegt, die auch wichtige Aufschlüsse zu ihrer Psychologie bietet. Augustin Thierry hat in dem Kapitel über die französische Geschichtschreibung, das seinen Récits des temps mérovingiens vorausgeht, die Entstehung und mannigfache politische Anwendung dieser Theorie geschildert. Die Rassentheorie stellt sich hiebei in besonders auffälligem Maße als Kampfmittel im Streite der Klassen heraus. Dr. L. Woltmann[62]) behauptet dagegen, daß auch die führende revolutionäre Schichte „germanisch" war, wie ihm

[61]) Übrigens stehen die Finnen nach jedem kompetenten Urteil bedeutend höher in der Kultur als die Russen. Und trotzdem soll ihre Mischung mit den Russen für letztere verderblich gewesen sein?! Ein neuerer und vorzüglicher Beobachter, H. Winkler, schreibt, beim Übergang von Finnland nach Rußland glaube man sich von Europa nach Asien versetzt. Doch sind mongoloide Typen in Rußland wirklich nicht selten. Ein ausgeprägtes Exemplar ist das Gesicht Maxim Gorkijs, des größten unter den jüngeren russischen Schriftstellern. Er gleicht völlig dem bei Ripley abgebildeten Kalmücken.

[62]) Woltmann, Politische Anthropologie. 1903, S. 294. Die Germanen in Frankreich. 1907.

das Studium der Porträts gezeigt habe. Die fränkischen Einwanderer waren nicht sehr zahlreich[63]), der französische Adel der älteren Zeit erlitt auf den Schlachtfeldern die schwersten Aderlässe[64]), von einem sehr großen Teil des vorrevolutionären Adels ist übrigens das geringe Alter des Titels und die wenig rühmliche Art des Erwerbs genau bekannt. Meistens kaufte man den Adel der Steuerfreiheit wegen[65]). Graf Volney[66]) hat dies in einer charakteristischen Art ausgeführt. In seinen „Ruinen", die vor der Revolution begonnen, aber erst nachher veröffentlicht wurden, findet sich folgende Stelle: „Andere (Adelige) sagten: es wäre Schande und Niederträchtigkeit, uns mit dem Pöbel zu vermischen, er ist da, um uns zu dienen; wir sind von der edlen und reinen Rasse der Eroberer dieses Landes. Wir wollen der Masse unsere Rechte und unseren Ursprung zurückrufen. Die letzteren wandten sich hierauf an das Volk: Volk, vergißt du, daß unsere Vorfahren dieses Land erobert haben, und daß dein Geschlecht nur unter der Bedingung das Leben behalten hat, uns zu dienen? usw. — Das Volk: Reines Geschlecht der Eroberer, zeige uns doch deine Stammbäume, damit wir sehen, ob das, was bei den einzelnen

[63]) Vgl. Fustel de Coulanges a. a. O. S. 470, 472. Er gibt an, Chlodwig habe zur Zeit seiner Taufe nicht mehr als 6000 fränkische Krieger unter seinem Befehl gehabt. Hiegegen ist aber zu beachten, das der Norden Frankreichs tatsächlich die Merkmale der blonden Rasse in beträchtlicher Anzahl aufweist.

[64]) Bei Crecy fielen nicht weniger als 1600 Barone und 4000 Edelknappen. „Kaum ein adeliges Haus gab es in Frankreich, das nicht eines oder mehrere seiner Glieder zu beweinen hatte." (Prutz, Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter. II. Bd., 1887, S. 229. Bei Maupertius deckten 2400 Edle den Boden. (S. 234.) Man denke auch an die zahlreichen Verschwörungen und Hinrichtungen.

[65]) Ja zeitweise zwang man aus Finanzgründen viele Bürgerliche zum Adelskauf. Z. B. wurde unter Heinrich III. ein reicher Viehhändler Richard Grain d'Orge genötigt, für 1000 Goldtaler den Adel anzunehmen. Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. 1882. S. 285.

[66]) Graf C. F. von Volney, Die Ruinen oder Betrachtungen über die Revolutionen der Reiche usw. 13. deutsche Aufl., 1880, S. 72.

Diebstahl und Betrug ist, bei einer Nation Tugend wird. — Und im Augenblick fingen laute Stimmen von verschiedenen Seiten an, eine Menge der Edlen bei ihren Namen zu rufen, führten ihre Abkunft und ihre Verwandtschaft an, und erzählten, wie der Großvater, der Urgroßvater oder erst der Vater, nachdem sie sich auf irgendeine Weise bereichert, den Adel um Geld erkauft hatten, so daß nur eine sehr geringe Anzahl von Familien von wirklich alter Abstammung übrig blieb. „Seht,“ sagten jene Stimmen, „seht diese Emporkömmlinge, die ihre Eltern verleugnen: diese plebejischen Rekruten, die sich selbst für berühmte Veteranen halten.“ Und so entstand ein allgemeines Hohngelächter. — Der geistvolle Pair von Frankreich mußte seine Standesgenossen wohl kennen. — Schließlich scheitert die ganze Hypothese an den deutlichen sozialen Ursachen der Revolution. Wie übrigens wäre es zu erklären, daß gerade die rein keltischen Gegenden (Bretagne und Vendée) sich mit ihrem letzten Blutstropfen für die Adelsherrschaft gegen die angebliche Keltenrevolution eingesetzt haben?

Rassenmischung und Kulturentwicklung.

Die Behauptung der Rassentheoretiker, daß Mischungen zur Degeneration führen, ist schon deshalb wertlos, weil bei keinem jener Autoren ein klarer Begriff der Rasse festgehalten wird. Sind etwa nur Weiße und Schwarze als „verschiedenrassig“ zu betrachten? Oder schon weiße „Arier“ und weiße „Semiten“? Oder unter den Ariern wieder Germanen gegenüber den Slawen? Oder vielleicht sind gar die einzelnen „germanischen“ Völker, also Deutsche, Engländer usw. als „rassenverschieden“ anzusehen? Was ist weniger bedenklich, die Mischung eines deutschsprechenden Rundkopfes mit einem französischen oder slawischen Rundkopf, oder die Ehe zwischen deutschen Rund- und Langköpfen? Selbst jene Rassentheoretiker, die so weit gehen, ihren Rassenbegriff zu definieren, halten sich doch in der Praxis nicht daran, sondern verwenden

willkürlich bald diesen, bald jenen Begriff, ohne Rücksicht auf entstehende Widersprüche. —

Der Annahme, daß Rassenmischungen in der Regel von großen Nachteilen begleitet seien, wird häufig entgegengehalten, daß die Kultur gerade in stark gemischten Gegenden ihren Hauptsitz habe (dies betonen Nietzsche, Treitschke, Rohrbach u. v. a.). Tatsächlich bleibt die Frage offen, warum die Mischung mit „Nichtariern", die die Griechen und Römer am Anfang ihrer Geschichte durchmachten, ihnen nicht schadete, wenn sie sich später angeblich so empfindlich dagegen zeigten? Der Blick zeigt uns, daß die Zentren der Kultur dort liegen, wo das Meer den Vorwärtsdringenden Halt gebot, wo zahllose Rassen sich übereinanderlagerten und verschmolzen. Die korrespondierenden Endlagen nehmen Westeuropa einerseits, das östlichste Asien (vor allem Japan mit seiner starken Völkermischung und China) andererseits ein. Zwar ist es nicht unbedingt nötig, wie es oft geschieht, die starke Rassenmischung dieser Länder als physischen Grund der Rassentüchtigkeit anzuerkennen. Wo mehrere Rassen zusammentreffen, kreuzen sich Kulturelemente verschiedenster Art, der Kulturbesitz häuft sich, meist erfolgt ja ein solches Zusammenkommen an den natürlichen Völkerstraßen, die an sich der Entwicklung günstig sind. Jedenfalls aber erzeugt die Übereinanderschichtung soziale Differenzierung. Es entsteht ein Stand von Hörigen, die der Frondienst zur stetigen Arbeit erzieht, und ein Herrenstand, dem die Muße die Entfaltung der Lebenskünste, des Luxus, der feineren Kultur ermöglicht. Wenn auch diese soziale Differenzierung manche Gefahr für die Sicherheit der Entwicklung in sich birgt, so kann sie doch unter sonst günstigen Verhältnissen einen besonders raschen Fortschritt erzeugen[67].

---

[67]) In sehr feiner, obwohl nicht ganz einwandfreier Weise führt Rathenau (Zur Kritik der Zeit 1912) den Gedanken aus, daß nur geschichtete Völker Geschichte machen und erleben.

IX. Die Zivilisation bei Ariern und Semiten.

Unsere Untersuchung hat als Hauptmangel der Rassentheorien im allgemeinen und der Theorie Chamberlains im besonderen das völlige Fehlen des sozialen Schauens nachgewiesen. Obwohl Chamberlain theoretisch das Milieu anerkennt und gelegentlich von den „anonymen Kräften" in der Geschichte (S. 24, 26) so redet, als sei er bereit, die soziale Auffassung der Geschichte völlig zu vertreten, ist doch seiner Darstellung nicht das mindeste davon anzumerken.

Religion, Recht, Wirtschaft, Staat usw. sind ihm nicht Erzeugnisse eines geographisch-historisch-anthropologisch bestimmten Gesellschaftszustandes, sondern Produkte der Rassenveranlagung. Nie hören wir bei Chamberlain von einer Wechselwirkung der Einzelfaktoren, vom Einfluß des Eigentums auf Recht und Staat, der Familie auf das Eigentum und die Religion, des Staates auf Religion und Wirtschaft u. dgl.; die Rassengrundkräfte „Freiheit", „Treue", „der egoistische Wille", „Gemüt" usw. sind das in der Geschichte Wirksame. Wir haben die Mängel dieser Denkart in Anwendung auf die Religion ausführlich dargelegt, so daß wir auf den anderen Gebieten, die ohnehin der soziologischen Betrachtung weit öfter unterworfen werden, als das religionswissenschaftliche, uns kürzer fassen können. Es sei noch bemerkt, daß, wenn unsere Kritik mehr als uns lieb ist, sich um den behaupteten Gegensatz arischer und semitischer Art dreht, dies der Einseitigkeit Chamberlains entspringt, der sich um andere Rassen und andere Probleme kaum kümmert.

Die zwei beherrschenden Triebe des Menschen kommen in Familie und Wirtschaft zum Ausdruck, diese beiden Faktoren sind die Fundamente jeder sozialen Ordnung.

Familienverfassung.

Die Grundlagen unserer modernen Auffassung von Ehe und Familie findet Chamberlain im alten Rom. Für die römische Familie hat er überschwängliches Lob: „Ich glaube nicht, daß irgendein vorurteilsloser Mann leugnen wird, die römische Familie sei eine der herrlichsten Errungenschaften des Menschengeistes, einer jener Gipfel, der nicht zweimal erklommen werden kann, und zu dem noch die fernsten Jahrhunderte hinaufblicken werden voll Bewunderung, zugleich auch, um sicher zu sein, daß sie selber nicht zu weit von der Wahrheit abirren. Bei jedem Studium unseres Jahrhunderts, z. B. bei der Besprechung der brennenden Frauenemanzipationsfrage, wird dieser ragende Gipfel unschätzbare Dienste leisten“ usw. (S. 181.)[1]) Die gehobene Stellung verdankt das Weib keineswegs dem Christentum, das atomistisch und als „Ausfluß des Judentums von Hause aus eine anarchistische Macht“ ist. „Daß das Weib in Europa eine feste, sichere, rechtliche Stellung erlangte, das war römisches Werk.“ — Diese Stellung wird durch die Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann in allen nicht durch die besonderen Geschlechtsfähigkeiten berührten Beziehungen und durch die „Heiligkeit“ der Ehe gekennzeichnet. (S. 177.) Auf der festen Fügung der Ehe ruhte auch die ganze politische Kraft Roms, in der Lockerung der Familie „liege alles Elend der hellenischen Völker eingeschlossen“, von da aus kam den Römern die sittliche Energie, die ihre Größe begründete. In zwei Richtungen haben wir diese Theorie nachzuprüfen. Einesteils schreibt unser Autor den alten Römern ein ganz besonders inniges Eheleben zu, so schön, wie es die Welt nie wieder gesehen hat, in dem die

[1]) Vgl. ferner die Begeisterungsausbrüche, S. 135/6, 186 usw.

mater familias wie eine Königin geehrt, geschätzt, geliebt wurde. (S. 136.) Erst in der „Chaoszeit“ sei all dies verloren gegangen. Anderenteils aber kommt die Form in Betracht, die die Familienordnung im römischen Recht gefunden hat. Als „Grundlage des XIX. Jahrhunderts“ ist letztere offenbar von ungleich größerer Wichtigkeit; das Recht der Römer lebt noch unter uns, wo ihre Sitten längst ausgewirkt haben. Gewiß hat z. B. unsere Aufklärungszeit viel Begeisterung aus antiker „Freiheitsliebe“ geschöpft, aber doch nur, weil das innere Wirken der Zeit selbst das Bedürfnis nach Freiheit weckte. Selbst ohne Plutarch und Tacitus wäre wohl die französische Revolution nicht ausgeblieben. Trotzdem glaubt Chamberlain es „bestimmt verneinen zu dürfen“, daß wir ohne den unvergleichlichen Instinkt der Römer jemals das Weib als vollgültige Genossin anerkannt hätten! (S. 180.) Verweilen wir also noch kurze Zeit bei der Familiensitte Alt-Roms. Die Römer haben weder die Urbevölkerung Latiums zu Hörigen machen können, noch wurden sie durch reiche Küstengliederung allzu früh vorwiegend zu Handel und Seefahrt geführt. Sie hatten daher den Vorzug, nicht als ritterliche Grundherren oder Kaufleute, sondern als selbst arbeitende freie Bauern in die Geschichte einzutreten. Wir haben gezeigt, wie hieraus hauptsächlich ihre militärische und politische Kraft entsprang. Auch ihre Ehe trägt unverkennbar den harten, aber im allgemeinen ehrbaren und festgefügten Charakter des freien Bauernstammes. Während die meisten Indogermanen polygamisch lebten, war bei Römern und Griechen von Anfang an die Monogamie — freilich mit Zulassung von Nebenfrauen — ausgeprägt. Schrader (Indogermanen S. 90) hält es für wahrscheinlich, daß diese Abweichung von den übrigen Indogermanen auf orientalischen Einflüssen beruhte. Die römische Familie ist eine Hausgemeinschaft, sie umfaßt Frau, Kind und Knechte. Das Wort familia — von famulus (Diener, Knecht) — bedeutet die „Knechteschar“, die Kinder werden nur als „Freie“ (liberi) von den unfreien Knechten unter-

schieden[2]). Ihr Kern ist die absolute und ganz gleiche Unterwerfung aller unter den Willen des Hausvaters, der über Frau und Kind so weit gebietet, daß er sie verkaufen oder töten kann, wenn auch Recht und Sitte später dieser Befugnis Schranken ziehen[3]). Der Zweck der Ehe ist das „Kinderkriegen" (liberum quaesundum causa vir uxorem ducit). In der ältesten Zeit wiegt (vielleicht nur bei den Patriziern) die Manusehe (mit voller Gewalt des Mannes) vor. Außerordentlich bezeichnend für die nüchterne, geschäftsmäßige Auffassung der Ehe ist es, daß diese Vollehe nicht bloß in der feierlichen sakralen Form oder unter Anwendung des zum Symbol gewordenen Frauenkaufs geschlossen werden konnte, sondern auch stillschweigend durch einfaches Beisammenleben und „Gebrauch" der Frau (usus). — Die Frau wird dabei wie eine bewegliche Sache e r s e s s e n[4]). Bemerkenswert ist, daß auch diese alte Vollehe leicht trennbar war. Wenn sie sakral geschlossen worden war, mußte der Priester die Scheidung vornehmen. Sonst aber — und dies war das häufigste — konnte sie durch einfachen Entschluß des Mannes oder der Frau beliebig geschieden werden. Bereits in den ehrwürdigen 12 Tafeln, die Chamberlain als der Ausdruck des unverfälschten römischen Rechtsgedankens erscheinen, kommt übrigens die „freie Ehe" vor, die alsbald in der überwiegenden Zahl der Fälle Platz griff und während der „guten, alten Zeit" Roms die Hauptrolle spielte. Bei dieser „freien Ehe" hatte der Mann n i c h t das von Chamberlain so hoch gepriesene Gewaltrecht über die Frau, sie entstand durch einfache Vereinbarung und

---

[2]) Vgl. Gothein, im Handwörterbuche der Staatswissenschaften. 2. Aufl., III., S. 798.

[3]) Erst Hadrian strafte Tötung des Sohnes mit Verbannung, und noch Constantin gestattete den Verkauf neugeborener Kinder propter nimiam paupertatem. — Eine unseren Anschauungen entsprechende Regelung brachte erst das von Chamberlain geschmähte Recht der „Verfallzeit".

[4]) Vgl. Czyhlarz, Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts. 2. Aufl., 1893, S. 226.

war selbst ohne solche durch bloßes Verlassen aufgehoben. Die Frau gehörte überhaupt nicht mehr zur Familie des Mannes, sondern zu der des Vaters, der sie dem „Mann nur behufs Fortpflanzung lieh“. (Czyhlarz S. 228.) Der Vater konnte sie jederzeit dem Mann abverlangen und zwischen den Gatten bestand nicht einmal Erbrecht[5]). Erst spät wurde diesen Zuständen abgeholfen, das Rückforderungsrecht des Vaters wird erst in nachklassischer Zeit gehemmt. Hinsichtlich der ehelichen Tue sind Mann und Frau nicht gleichgestellt. Der Frau obliegt ie strengstens bei Todesstrafe, die übrigens schon auf bloßes eintrinken der Frau gesetzt war[6]). Der Mann dagegen kann nur eine fremde Ehe brechen, nicht die eigene, schon in älter Zeit kommen Kebsweiber (pellices) vor. Wie Jhering richti bemerkt, ist dies eine natürliche Folge des Sklavenlebens, rst christliche Zeiten haben mit dem Kampf gegen die Sklarei auch den Kampf für die Treupflicht des Mannes geführ

Wie wenige Frau wirklich gleichberechtigt war, zeigt übrigens die leslängliche Vormundschaft, unter der jede mündige Frau eien Rechts stand. Sie entsprang ausschließlich dem angenoenen Interesse der Familie. Bis zu einem claudischen Geseter Kaiserzeit stand selbst die Mutter im Falle einer Vollelach dem Tode ihres Mannes unter der Vormundschaft dehne.

Von idealen Z ist an der römischen Ehe kaum etwas zu bemerken, weiauch eine gewisse urwüchsige Rechtschaffenheit in denziehungen der Geschlechter während der alten Zeit einenen Eindruck macht. Sehr bezeichnend ist dafür die Anschr eines typischen Römers von altem Schrot und Korn, deen Cato, wie sie uns Mommsen mit

---

[5]) Auch zwischen Mutd Kindern nicht.

[6]) Vgl. Fontes juris Rontiqui edid. Bruns. (editio sexta 1893) pars I, pag. 6.

[7]) Vgl. Jhering, Entwiceschichte des römischen Rechts, 1894, S. 76 (aus seinem Nachlaß).

leichtem Humor gezeichnet hat[8]). Er hält Frau und Kind streng in Zucht, verwirft es aber als sündhaft, an sie Hand anzulegen. Die Geldheiraten werden verurteilt, dafür Rücksicht auf gute Herkunft empfohlen. Die Kindererziehung liegt ihm sehr am Herzen. Übrigens „galt ihm die Ehefrau durchaus nur als ein notwendiges Übel".

Wenn wir in die Heroenzeit Griechenlands zurückblicken, so finden wir Familienzustände, die, vielfach den römischen ähnlich, doch bereits eine edlere und freiere Stellung von Frau und Kind aufweisen. Das mit feiner und doch kraftvoller Hand entworfene Bild der Penelopeia hat in der lateinischen Literatur kein Gegenstück, es sei denn die Gestalt der Cornelia, wie sie Properz in seiner bewundernswerten elften Elegie dargestellt hat. Mit der steigenden Zivilisation fanden freilich die Griechen früher als die Römer es unbequem „sich mit Weib und Kind zu plagen". (Mommsen.) Genau denselben Weg ging einige Menschenalter später Rom und auch in den vorgeschrittensten Ländern unserer Zivilisation greift dieselbe Erscheinung immer weiter um sich. Dabei fehlte aber dem späteren Altertum die Grundlage einer breiten, freien, arbeitenden Bevölkerungsschichte, die heute die Hauptquelle der Bevölkerungsvermehrung ist. Daher wurde die zunehmende Kinderlosigkeit schon von der Antike als eines der größten sozialen Übel empfunden. Was aber konnten alle populationistischen Gesetze nützen, solange die Sklavenwirtschaft das Entstehen der genannten Bevölkerungsklasse unmöglich machte? Eine Hauptstütze der alten Bevölkerungsvermehrung war die Religion. Wer keine Kinder hinterließ, verletzte nicht nur die Pflichten gegen die Hausgötter, sondern auch seinen eigenen Vorteil im Grabe, da die Totenspenden ihm entgingen. Die fortschreitende Aufklärung brachte auch diese Säule zu Fall. Bei einem Volk nur hat sich das religiöse Gewissen durch eigenartige Schicksale, die wir früher darstellten, in auf-

---

[8]) Mommsen, Römische Geschichte, 4. Aufl., 1865, I. Bd., S. 882.

steigender Richtung entwickelt — es ist das jüdische. Die üblen politischen Erfahrungen dieses Stammes verstärken noch die Tendenz seiner Ethiker, den Rückzug aus der öffentlichen Welt[9]) in das stille Glück der Familie unaufhörlich zu predigen. In diesen vorchristlichen Moralschriften finden wir die Monogamie als ausnahmslose Voraussetzung, das Lob des edlen Weibes, die Pflicht des sittsamen Ehelebens wird in anheimelnden und stets wiederholten Bildern ausgemalt. Schon sehen wir hier christlichen Geist sich entwickeln, aus den Sprüchen Salomonis und Jesus Sirachs, sowie dem Buch Ruth, haben viele Generationen von germanischen Völkern, denen der Protestantismus die Bibel in die Hand gab, eine ernste und ehrbare, wenn auch etwas spießbürgerliche Ansicht der Familie gezogen[10]). Das Christentum hat aber auch aus seiner gleichmachenden, individualistischen, gegen jeden Unterschied des Geschlechts, des Standes und der Rasse gerichteten Tendenz heraus, die Frau als dem Manne gleichwertig verkündet, was nicht einer der geringsten Gründe seines Sieges war.

Wenn wir zurückblicken, so sehen wir, daß die römische Familie kaum höher oder niedriger zu stellen ist, als die Eheverfassung der anderen Völker unter ungefähr denselben sozialen Voraussetzungen. Dagegen steht das römische Familienrecht im ganzen System am tiefsten und hat niemals annähernd denselben Ausbildungsgrad erreicht wie das Vermögensrecht. Die alte Ehe widerspricht allen unseren Gefühlen. Die harte und unfreie Stellung der Frau in der Manusehe ist uns ebenso unerträglich, wie die gänzlich lockere Geschlechtsverbindung der „freien Ehe“[11]). Die Stellung der Frau ist heute durch

---

[9]) Vgl. z. B. Sirach 7. 4—8.

[10]) Vgl. z. B. schon Walter von der Vogelweides Spruch „Salomons Lehre“. (Ausgabe Hendel, S. 88.) Das Buch Ruth vergleicht Rich. Dehmel („Kultur und Rasse“ in „Betrachtungen über Kunst, Gott und die Welt“ S. 178), einem „wahren Schatzkästlein altdeutscher Treuherzigkeit, Rechtschaffenheit und Innigkeit“.

[11]) Gerade die spätrömische Zeit hat manche Reformen in dem uns zusagenden Geist vorgenommen. Trotzdem urteilt Czyhlarz: „Zu ausreichenden,

die soziale Entwicklung und die unter christlichem Einfluß vollzogenen moralischen Wandlungen weit günstiger als je in Rom. Die Stellung der Kinder und die väterliche Gewalt beruht auf fast ausschließlich deutsch-rechtlicher Grundlage, der römische Standpunkt erscheint uns barbarisch. Ganz auf deutsch-rechtlicher Grundlage fußt auch unser eheliches Güterrecht. Das römische Dotalsystem[12]) stand mit unseren Begriffen von der ehelichen Lebensgemeinschaft in zu großem Widerspruch, als daß eine Anpassung möglich gewesen wäre.

Aber nicht nur unsere rechtlich-sittlichen Anschauungen über die Ehe haben sich gehoben, auch der Inhalt der geschlechtlichen Beziehungen ist heute ein ungleich reicherer. Wir können leicht den ganzen Abstand ermessen, wenn wir etwa die Verführungshandbücher des eleganten Ovidius Naso mit unserer heutigen Erotik vergleichen. —

Wirtschaftsleben.

Siebzehn Seiten von tausendundvier widmet Chamberlain der Wirtschaft[13]), neunundzwanzig Zeilen entfallen davon auf die Betrachtung der Maschine, deren Einfluß auf die Zeit mit einigen sentimentalen Exklamationen abgetan wird! Den Grund dieser plötzlich auftretenden Bescheidenheit gibt Chamberlain selbst an, indem er wehklagt, „nichts auf der Welt (!) sei schwerer, als über allgemeine wirtschaftliche Fragen zu sprechen, ohne Unsinn zu reden —". (S. 735.) Hätte der mutige Mann doch auch jene

---

dem wahren Wesen der Ehe entsprechenden Rechtsgebilden ist es aber im römischen Recht nicht mehr gekommen." (S. 222.)

[12]) Bruns (Holtzendorffs Encyclopädie der Rechtswissenschaft, 5. Aufl., 1890, S. 533) bemerkt, daß, wenn die Frau keine Mitgift einbrachte, wozu sie nicht verpflichtet war, der Mann nicht verbunden war, sie zu alimentieren. Er konnte sie verhungern lassen, nur begraben mußte er sie dann.

[13]) Außerdem finden sich noch einige verstreute Bemerkungen im 3. Abschnitt des II. Teils.

17 Seiten fortgelassen! Niemand hätte es bemerkt, und der „Höhenmensch“[14]) Chamberlain hätte eine Blöße verdeckt, deren Wahrnehmung einen studiosus juris im 5. Semester oder einen Handelsschüler in Größenwahn versetzen könnte. Dabei zählt er mit ostentatio nimiae eruditionis sieben nationalökonomische Schriftsteller auf, die er gelesen habe, ohne das allein Wichtige zu finden, nämlich (S. 821) „irgendein (!) in den verschiedensten Formen sich stets gleichbleibendes Lebensprinzip unserer ewig veränderlichen wirtschaftlichen Verhältnisse“.

Das also ist das Wesen der von Chamberlain geforderten „germanischen“[15]) Forschung! Der ganze reiche Inhalt, den die angeführten Denker — ein Smith, Marx, Mill u. a. — in ihren Werken als Ergebnis ihres Forscherlebens niedergelegt haben, wird als Plunder weggeworfen, weil Chamberlain beim hastigen Durchstöbern nicht „irgendein“ Prinzip finden konnte, das seine Vorurteile gestützt hätte. Von vorneherein fest steht, daß „die wechselnde Form, welche wirtschaftliche Verhältnisse bei bestimmten Menschen annehmen, ein direkter Ausfluß ihres Charakters ist“ (S. 823), die Charaktereigenschaften aber sind als Rassenzüge unveränderlich und daher auch die wirtschaftlichen Zustände eines Volkes relativ beständig (S. 833). Natürlich gilt dies nicht für verschiedene Rassen, im Gegenteil haben die Indo-Europäer ein „ganz anderes wirtschaftliches Leben“ als die Semiten, die Chinesen usw. (S. 823). Nun beweist zwar jede Seite der Wirtschaftswissenschaften das gerade Gegenteil[16]). Die wirtschaftlichen und sozialen Verhält-

---

[14]) So nennt ihn Dr. H. Helmolt.

[15]) Die Wissenschaft ist nach Chamberlain eine „germanische Erfindung“!

[16]) Der Soziologe Prof. Robert Michels sagt: (Grundriß der Sozialökonomik. 1914, 2. Abteilung, S. 101, Kapitel „Wirtschaft und Rasse“.) „Es muß gesagt werden, daß wenigstens nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse dieser Beziehungen, angeborene ethnische Qualitäten (Rasseneigenschaften) als wesentliches Element wirtschaftlicher Qualifikationen nicht nachweisbar sind.“ Hierfür bringt der Autor ein reiches Belegmaterial bei. —

nisse, wie sie vor allem die Volksvermehrung in Anpassung an ein bestimmtes Milieu bedingt, gestalten die moralischen Faktoren in schneller und gründlicher Weise um[17]), und bei allen Völkern entwickeln sich unter ähnlichen Voraussetzungen die wirtschaftlichen Formen in auffallendster Gleichförmigkeit. Aber was tut dies! Mit Leichtigkeit findet Chamberlain „irgendein“ ihm passendes Lebensprinzip, das ihm die Wirtschaftswissenschaften nicht bieten konnten, in dem flachen Geschwätz irgendwelcher Spät-Hegelianer und proklamiert es als „das“ germanische Prinzip. Natürlich ist es die gänzlich nichtssagende und bis zum Ekel abgedroschene Phrase vom Gegensatz der Individualität und Sozialität (Absonderung und Vereinigung nennt es Chamberlain). Diese beiden Grundtriebe fließen im Germanen zusammen. Wo der einzelne in der Wirtschaft hervortritt, ist es der individualistische Rassenzug, wo mehrere als Zunft, Genossenschaft, Kartell usw. sich zusammentun, der soziale. Und von dieser Plattheit, der gegenüber man einfach wehrlos ist, sagt der kühne Mann: „Was ich nun behaupte ist, daß dieses Verhältnis, diese bestimmte Polarität (an dieses Wort wird ein überflüssiges Goethezitat als Anmerkung angeklebt) von Anfang an unsere wirtschaftlichen Zustände und ihre Entwicklung beherrscht hat, so daß trotz der Aufeinanderfolge nie wiederkehrender Lebensformen, wir dank dieser Einsicht doch ein tiefes (!) Verständnis für die Vergangenheit und dadurch auch für die Gegenwart gewinnen usw.“ (S. 823.)

Nirgends kann man die Unfähigkeit Chamberlains, die Grundlagen des 19. Jahrhunderts aufzudecken, deutlicher wahrnehmen und erklären, als an diesen paar Seiten. Wir haben schon öfters darauf hingewiesen, daß ihm selbst das mindeste Verständnis für das Sklaventum, diese fundamentalste Tatsache der Antike, abgeht. Das feudale System ist ihm eher noch

[17]) Welche Kluft zwischen dem deutschen Volk von früher und heute, zwischen dem „merry old England“ und dem heutigen Britenreich, dem Italiener des dolce far niente und dem modernen italienischen Typus!

rätselhafter. Der moderne Kapitalismus wird mit dem sogenannten phönizischen ebenso zusammengeworfen, wie der alte Gemeinbesitz an Boden und der moderne Sozialismus. Obwohl Chamberlain annimmt, letzterer sei seinem Programm nach fast ganz germanisch (seit Thomas More werde der Sozialismus nur mehr ausgebaut), sei doch auch Fremdes beigemengt. Marx und Engels, „diese beiden (!) hochbegabten Juden“, versuchten, manche der besten Ideen ihres Volkes aus Asien nach Europa herüberzupflanzen usw. „Ohne den angeborenen Instinkt zur Kooperation (der nach Chamberlain das Zunftwesen erzeugt hat), wären die Germanen ebensolche Sklaven geblieben, wie die Ägypter, die Karthager, die Byzantiner, oder wie die Bewohner des Khalifats.“ (824.) Unser gelehrter Autor hat also keine Ahnung davon, daß schon das spätrömische „Chaos“ das Zunftwesen kannte und dieses in Byzanz sogar seine volle Entwicklung erfahren hat, wie die neuere Forschung zeigte. Die ungeheuere Macht der chinesischen Zünfte ist ja bekannt.

Es ist selbstverständlich, daß auf dem wirtschaftlichen Gebiet Chamberlains vornehme und gerechte Beurteilung der Semiten besonders hervortritt. Infolge ihres Rasseninstinktes sind die Juden schon seit den ältesten Zeiten Wucherer, Roßhändler und dergleichen. Es widerstrebt mir, die gehässige Zitatenklitterung Chamberlains aufzulösen. Es ist ganz richtig, daß die Juden nicht erst im Mittelalter den Handel erlernten. Ebenso sicher aber ist, daß sie schon in sehr früher Zeit Ackerbau trieben und mit größter Zähigkeit an diesem festhielten[18]). Die Tendenz ihrer Gesetzgebung war lange dem

[18]) Eine der wichtigsten Entdeckungen der modernen Botanik ist die Auffindung des langgesuchten Urweizens (Triticum dicoccoides), nämlich jener wildwachsenden Grasart, aus der die Menschheit durch Jahrtausende lang fortgesetzte Züchtung unsere edelste und wichtigste Getreideart, den Kulturweizen gewonnen hat. Dieser Urweizen wurde ausschließlich auf dem Boden Palästinas entdeckt, womit auch bestätigt erscheint, daß von hier der Weizenbau ausgegangen ist. Und da gibt es noch immer Ignoranten, die den Juden eine „nomadische“ Abneigung gegen den Ackerbau andichten!

Handel und der Leihe geradezu feindlich, das Zinsverbot der Kirche und des Islams stammt aus der mosaischen Gesetzgebung[19]. In späterer Zeit lag der Handel in Palästina fast ausschließlich in den Händen der Phönizier[20], die die agrarischen Landesprodukte ausführten. Diese bestanden[21] in Weizen, Gerste, Olivenöl, Honig, Wein, Balsam, Leinwand, Asphalt und Datteln. Folgende Umstände begünstigten nun die Hinwendung jüdischer Elemente zum Handel: 1. Palästina war die Brücke zwischen den Weltreichen Vorderasiens und Ägypten, hier lief die Karawanenstraße, die den ganzen Verkehr vermittelte. — 2. Die Heimat der Juden war ein wenig fruchtbares Gebirgs- und Wüstenland[22], das einen großen Bevölkerungszuwachs nicht gestattete. Wer nicht im eigenen Land ein Gut erwerben konnte, mußte auswandern. Die Juden waren in vorchristlicher Zeit die ob ihrer Treue sehr gesuchten Landsknechte aller Fürsten und Staaten, bevor die wachsende Tendenz zum Handel und die Verwüstung Palästinas den Zufluß abschnitten. Später wendeten sie sich dem Handel und Gewerbe zu, worin die rüstigen und arbeitsgewohnten Gebirgs- und Wüstensöhne die verweichlichten Tiefländer leicht schlugen. Aus demselben Grund sendet die Schweiz seit Jahrhunderten ihre tüchtigsten und unternehmendsten Kinder in die Fremde, wo sie erst als Söldner, später als Kaufleute auftreten und die Weltstellung der Schweizer Industrie begründen. Der Schweizer spielt in Frankreich, Italien usw. eine ganz ähnliche Rolle, wie bei uns der Jude, er hat durch Fleiß, Genügsamkeit und geschickte Anpassung großen Reichtum und eine führende

---

[19]) Vgl. z. B. II. Mos. 22. 25. V. Mos. 23. 19. und viele Parallelstellen. Wie spät die oft angezogene Stelle V. Mos. 28. 12. ist, zeigt das vaticinium ex eventu, ebenda Vers 30ff. Vgl. ferner unser Kapitel VII.

[20]) Vgl. Beer, Allgem. Geschichte des Welthandels. 1860, I. Bd., B. 47, Wellhausen, Israelit. und jüdische Geschichte. 4. Aufl. 1901. S. 86. Bei Jes. 45. 4. wird der Handel der Ägypter erwähnt.

[21]) Wichtige Aufzählung bei Hesek. 27. 17.

[22]) Wellhausen s. 85. Dazu kommt noch die als religiöse Pflicht hingestellte starke Vermehrungstendenz der Juden in Betracht.

Stellung im Wirtschaftsleben vieler Länder errungen[23]). Die Schotten, die in ihrem armen Bergland keinen genügenden Nahrungsspielraum finden, wandern auch zuerst als Söldner, später als Kaufleute in die Welt hinaus und beherrschen das englische Wirtschaftsleben derart, daß sie allgemein die „Juden Englands“ genannt werden. Ebenso stieg der Armenier aus seinem himmelragenden Gebirge herab und wurde der verschmitzteste Händler ganz Vorderasiens, zwingt das übervölkerte China seine Bewohner, den Zwischenhandel auf allen ostasiatischen Meeren zu treiben. Die heimische Bevölkerung blieb aber agrarisch. — 3. Der Einfluß Phöniziens auf das Hinterland Palästina beförderte diese Tendenz. — 4. Schließlich war es das Exil, das die Juden in die Mittelpunkte des alten Welthandels führte und ihnen darin eine vortreffliche Schule wurde. Mit Verwunderung sprachen sie von dem „Krämerland“ und der „Kaufmannstadt“ Babylon. (Hesek. 17. 4.) — Die Abneigung der Propheten gegen diese Entwicklung tritt stark hervor. Noch in der hellenistischen Zeit, als die Juden bereits in allen Städten des Auslands Handel trieben, predigen ihre Moralisten dagegen[24]) und verharrt die große Majorität der Palästina Bewohnenden beim väterlichen Landbau. Es ist aber selbstverständlich, daß jene Juden, die als Händler nach dem neu erschlossenen Mitteleuropa kamen, dort inmitten einer wenig zivilisierten Bevölkerung nicht daran denken konnten, Handwerker und Bauern zu werden. Das freie Handwerk entstand in Deutschland überhaupt erst ungefähr ein Jahrtausend später. In den höher entwickelten Ländern Südeuropas waren die Juden dagegen vorwiegend Handwerker und blieben dies lange.

---

[23]) Vgl. besonders P. H. Schmidt. Die schweizerischen Industrien im internationalen Konkurrenzkampf 1912, S. 89 ff.

[24]) Vgl. zu all' dem Wellhausen. S. 86/7, 203. Ferner Sirach 26. 28. 27. 1—3. „Ein Kaufmann kann sich schwerlich hüten vor Unrecht und ein Krämer vor Sünde, denn um eitlen Guts willen tun viele Unrecht und die reich werden wollen, wenden die Augen ab (von Gott). Wie ein Nagel in der Mauer zwischen zwei Steinen steckt, also steckt auch Sünde zwischen Käufer und Verkäufer.“ Vgl. auch 29. 11—14, 31. 4—7 usw.

Wir haben nun eine sehr genaue Analogie zu der kommerziellen Überlegenheit der Juden im Mittelalter in der später sich entwickelnden Stellung der deutschen Kaufleute im Ausland. Diese schlossen sich genossenschaftlich zusammen, unterstützten einander in jeder Weise (was die fremde Bevölkerung zu bitterer Beschwerde über diese „Solidarität" bewog) und verboten strengstens jeden näheren Verkehr mit dem „Wirtsvolk", was natürlich dessen Haß gegen die hochmütigen Fremden gewaltig steigerte. Je rückständiger ein Land war, desto gewinnbringender fanden es die deutschen Kauffahrer, weshalb sie auch in Flandern und Venedig nie die Macht erlangten, wie in Bergen und Nowgorod. Ein beliebtes Mittel war ihnen die Bewucherung der Fürsten. In England lag zeitweilig der ganze Handel in Händen der Deutschen, sie borgten den Königen, die vom Parlament kein Geld erhalten konnten und ließen sich dafür Privilegien verleihen. Man verbot allen Engländern, zu exportieren. Selbstverständlich, daß die stürmische Forderung nach Austreibung der Fremden sich erhob, sobald der eigene Handel und die Macht des Parlaments erstarkt waren. Sie erfolgte alsbald nach dem Siege des Bürgertums. Genau derselbe Vorgang wiederholte sich beim Handel der Lombarden. Roscher hat schließlich das Entstehen der Judenfeindschaft aus eben demselben Handelsneid in anschaulicher Weise gezeigt[25]). Bei den Juden war verschärfend hinzugekommen: ihre aus einer tausendjährigen Zivilisation mitgebrachte größere geistige Beweglichkeit gegenüber der schwerfälligeren Umgebung, konfessionelle Gründe, die sie von Zünften und Gilden und damit vom Handwerk ausschlossen, das Zinsverbot der Kirche, das ihnen den Geldhandel reservierte, schließlich die Fürstenpolitik. Nach germanischem Recht galten alle Fremden und ihr Eigen als Eigentum des Königs, in England war es den

---

[25]) Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkt. 3. Aufl., 1878, II. Bd., S. 334 ff. — Vgl. neuestens Sombart, die Juden und das Wirtschaftsleben, 1911, und die schon öfters zitierte Kritik Julius Guttmanns an Sombarts Theorien.

Juden selbst verboten, Zins- und Schulderlässe oder sonstige Zahlungserleichterungen zu gewähren, da dies ja das Vermögen des Königs minderte! Die beliebteste Besteuerung jener Zeit bestand darin, daß der König die Juden zum Wucher ermunterte und sie dann auszog, wobei aber der Haß seinen unfreiwilligen Steuereinnehmern verblieb.

Rechtsentwicklung.

Das Recht ist die Form, in die die sozialen Machtfaktoren vornehmlich in bezug auf Familie und Eigentum sich kleiden. Wer jene nicht begreift, wird kaum einen richtigen Begriff vom Recht sich zu bilden imstande sein. Was Chamberlain hierüber vorbringt, rechtfertigt die schlimmsten Vorahnungen.

„Im letzten Grunde“, (!) eröffnet er uns, „wird ein Recht hauptsächlich von zwei Dingen beeinflußt werden und somit von ihnen seine bezeichnende Farbe erhalten: von dem moralischen Charakter des Volkes, in welchem es entsteht, und von dessen analytischem Scharfsinn.“ (164.) Aus einem „glücklichen Gemisch“ beider sei das römische Recht entstanden. Kurz vorher (123) wurde als Bedingung des römischen Rechts der römische Staat angeführt, doch alsbald verlor Chamberlain wieder diese richtige Spur. Tatsächlich ist das römische Recht das natürliche und selbstverständliche Produkt des römischen Staates, zu dessen Erklärung es gar keiner weiteren „letzten Gründe“ moralischer und intellektueller Art bedarf. Die Entwicklung des Rechts hielt genau Schritt mit der des Staates, seiner sozialen Struktur im Innern und seiner Expansion. Ein Weltreich braucht ein Weltrecht; wie man dem Legionar und römischen Kolonisten nicht zumuten konnte, nach syrischem oder griechischem Recht zu leben, so konnte man auch den Provinzialen nicht nach den veralteten Formen der XII Tafeln sich richten lassen. Niemand hat die Fabel von der natürlichen Befähigung der Römer zum Recht

schärfer abgetan als Mommsen[26]). Ein Blick, meint er, auf das „beispiellos schwankende und unentwickelte römische Kriminalrecht könnte von der Unhaltbarkeit dieser unklaren Vorstellungen überzeugen usw.“ Offenbar müßte ein besonders feines Rechtsgefühl zunächst ein vortreffliches Strafrecht, wo es sich doch um Leib und Leben, um den Schutz der sittlichen Ordnung handelt, herstellen, nicht aber ein Privatrecht, dessen Zweck durch den privaten Egoismus bestimmt wird. Sklavenwesen und die politische Parteiung haben aber die Römer nie in den Besitz eines befriedigenden Strafverfahrens gelangen lassen[27]).

Diese Tatsachen hindern Chamberlain nicht, seine „letzten Gründe“ breit auszumalen. Bei den Semiten habe zur Rechtsbildung der moralische Untergrund, bei den Deutschen der Scharfsinn gefehlt. (170.) Was den Scharfsinn der Römer betrifft, so genüge Mommsens Bemerkung[28]), „daß sie sich in den mathematischen und mechanischen Wissenschaften zu keiner Zeit ausgezeichnet haben“ und ihr altes Kalenderwesen von „barbarischer Gleichgültigkeit“ gegen die Zeitmessung Zeugnis ablegte. Als man endlich die griechische Zeitrechnung einführte (263 vor Christus), begegnete es, daß man eine Sonnenuhr auf dem Forum aufstellte, die für das um 4 Grad südlicher liegende Katana gearbeitet war und sich ein Jahrhundert lang danach richtete, was auf besonderen Rassenscharfsinn schließen läßt. Selbst die von Cäsar vorgenommene Kalenderreform, die bis zur gregorianischen Verbesserung galt, erreichte an Genauigkeit nicht die Zeitmessung der alten Majavölker in Mittelamerika[29]). Häbler urteilt, daß auch das Zahlensystem dieser Indianer dem der Griechen und Römer an geistiger Schärfe überlegen gewesen sei. Die Behauptung Chamberlains,

---

26) Vgl. Mommsen, röm. Geschichte, 4. Aufl., 1865, I. Bd., S. 438. Über die schlechte Ausbildung des röm. Strafrechtes, S. 440.

27) Mommsen, Bd. III., S. 480.

28) Mommsen, Bd. I., S. 477, 944.

29) Häbler in Helmolts Weltgeschichte. 1899. I. Bd., S. 230, 240.

den Deutschen habe der Scharfsinn zur Rechtbildung gefehlt, möchten wir im Geiste der Rassentheorie dahin ergänzen, daß den alten Germanen zur Erfindung der Dampfmaschine das „konstruktive Genie“ gemangelt habe.

Wie schaut es mit dem „moralischen Untergrund“ aus? Daß dieser den Semiten fehlt, folgert Chamberlain aus ihrer Mißachtung der menschlichen Freiheitsrechte und ihrem „gräßlichen Zinswucher“. (170.) Sollte das in Rom nicht auch vorgekommen sein? Es gibt keinen Fachgelehrten, der nicht die rücksichtsloseste Habgier als römischen Zug hervorgehoben hätte. „Le fond du caractère romain n'était pas l'amour de la guerre, c'était l'amour de l'argent“, sagt einer der Bedeutendsten[30]). Immer wieder weist Mommsen darauf hin[31]). „Wo das Recht des Gläubigers anerkannt wird, da ist es so allmächtig, daß dem Armen nirgends eine Rettung, nirgends eine menschliche und billige Berücksichtigung sich zeigt usw.“ „Einer Witwe Habe mag sich mindern,“ schrieb Cato in dem für seinen Sohn aufgesetzten Lebenskatechismus, „der Mann muß sein Vermögen mehren, und derjenige ist ruhmwürdig und göttlichen Geistes voll, dessen Rechnungsbücher bei seinem Tode nachweisen, daß er mehr hinzu erworben, als ererbt hat.“ In Rom, sagt Polybios, schenkt keiner jemandem etwas, wenn er nicht muß, und niemand zahlt einen Pfennig vor dem Verfallstag, auch unter nahen Angehörigen nicht. Die Ausbeutung der Sklaven, die Auswucherung der armen Freien und der Provinzen erschöpfte die Grenzen des Möglichen, man folterte den Schuldner, zerstörte blühende Städte aus Handelsrivalität, wie Karthago und Korinth (Mommsen, II, S. 402). Die Geschäftsleute ließen sich öffentliche Funktionen übertragen, erwarben Offiziersstellen und Gesandtenposten, um ihre Forderungen einzutreiben. Ein ehrenwerter Bankier blockierte

---

[30]) Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France 2. ed. 1877. vol. I. pag. 308.

[31]) Mommsen, röm. Geschichte. I. Bd., S. 161, 273, 297. 846 ff. bes. 860 ff. II. Bd., S. 78, 400 ff., S. 504 ff., 528 usw.

wegen einer Forderung an die Stadt Salamis auf Kypros den Gemeinderat im Rathaus so lange, bis fünf der Ratsmitglieder Hungers gestorben waren. „Nirgends wohl ist der Kernsatz des Sklavenstaats, daß der reiche Mann, der von der Tätigkeit seiner Sklaven lebt, notwendig respektabel, der arme Mann, der von seiner Hände Arbeit lebt, notwendig gemein ist, mit so grauenvoller Sicherheit, als der unwidersprechliche Grundgedanke des ganzen öffentlichen und privaten Verkehrs anerkannt worden", sagt Mommsen. Jhering weist des weiteren darauf hin, wie die plutokratische Tendenz des römischen Rechts die formale Gleichheit in eine sehr fühlbare Ungleichheit verwandelte. Man erschwerte durch die hohen Einsätze im Sakramentsprozeß dem Armen die Erlangung seines Rechtes und bestrafte die häufig von Armen begangenen Verbrechen ungleich härter als die der Reichen[32]. „Die altrömische Gerechtigkeit", sagt er, „hat doppeltes Gewicht, ein schweres für die Reichen, ein leichtes für die Armen." (S. 412.)

Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um „Rassenzüge" der Römer, sondern in ältester Zeit um den gewöhnlichen Bauerngeiz, der später durch den psychologischen Reflex der Klassenscheidung und Sklavenwirtschaft ins Ungeheure gesteigert wurde. —

Die Menschenrechte bei Semiten und Ariern.

Kehren wir aber zu Chamberlain zurück. „Die Mißachtung der rechtlichen Ansprüche und der Freiheit anderer ist ein in allen mit semitischem Blute stark durchsetzten Völkern wiederkehrender Zug. Schon im uralten Babylonien hatten sie ein fein ausgearbeitetes Handels- und Obligationsrecht; aber selbst auf diesem beschränkten Gebiet geschah nichts, um dem gräßlichen Zinswucher zu steuern, und an die Wahrung mensch-

[32]) Vgl. Jhering, Scherz und Ernst in der Jurisprudenz. 7. Aufl., 1898. „Reich nnd Arm im altrömischen Zivilprozeß." (S. 175—232). Dazu Anhang S. 408—425.

licher Rechte[33]), etwa der Freiheit, hat man dort nie auch nur gedacht." Der Wucher wird damit illustriert, daß der „gewöhnliche Zinssatz in Babylon 20—25 %" betragen habe. „Wann wird man uns denn endlich mit der alten erlogenen Märe in Ruhe lassen, die Semiten seien erst in den letzten Jahrhunderten infolge christlicher Bedrückungen zu Zinswucherern geworden?" — „Aber auch unter günstigeren Bedingungen, z. B. bei den Juden, hat sich nie auch nur ein Ansatz zu einer echten Rechtsbildung gezeigt; das scheint sonderbar; ein einziger Blick auf die Rechtssätze des größten jüdischen Denkers, Spinoza, löst das Rätsel. Im „politischen Traktat" (II. 4. und 8.) lesen wir: „Ein jeder hat soviel Recht, als er Macht besitzt!" hier könnte man allenfalls glauben, es handle sich lediglich um eine Feststellung tatsächlicher Verhältnisse, denn dieses zweite Kapitel ist überschrieben „Vom Naturrecht". In der „Ethik" jedoch (J. IV. Anhang 8) steht schwarz auf weiß: „Nach dem höchsten Recht der Natur ist einem jeden Menschen unbeschränkt das zu tun gestattet, was nach seinem Urteil zu seinem Nutzen gereichen wird"; und in der Abhandlung „Von der wahren Freiheit" heißt es: „Um das, was wir zu unserem Heil und zu unserer Ruhe fordern, zu erlangen, bedürfen wir keiner anderen Grundsätze, als allein, daß wir das beherzigen, was zu unserem eigenen Vorteil gereicht." — Im Anschluß erzählt Chamberlain noch, ein jüdisches Mitglied des „verruchten Petroleumringes" hätte ihm auf alle Argumente bezüglich der Verwerflichkeit eines solchen Ringes nur geantwortet: „ich kann's, folglich darf ich es". „Buchstäblich Spinoza, wie man sieht." „Hiemit hängt jene schwere Frage zusammen,

---

[33]) Diese Anrufung der Menschenrechte ist bemerkenswert, weil Chamberlain ihre Erklärung durch die Männer der französischen Revolution anderswo (337) „hohle Phrasen" und einen „parlamentarischen Wisch" nennt und auf S. 503 ehrt, die Freiheit sei keineswegs „ein abstraktes Ding, auf welches jeder Mensch von Hause aus ein Anrecht hätte", sondern man müsse Befähigung und Kraft zu ihr haben. Dies fehle aber Semiten, Halbsemiten, Chinesen usw., ebenso, als es den Germanen zukomme.

ob es in germanischen Ländern gestattet sein sollte, Männer jüdischen Stammes zu Richtern zu ernennen." (Buchstäblich Chamberlain, wie man sieht auf S. 171.)

Der Ernst dieser Frage, die Chamberlain noch weiter fortspinnt, veranlaßt uns, seine „Argumente" etwas näher zu betrachten.

Es wird einem wirtschaftlich Gebildeten nicht sofort einleuchten, ob bei der großen Bodenfruchtbarkeit, dem hohen Gefahrmoment und geringem Kapitalsangebot der alt-orientalischen Wirtschaft selbst ein Zinsfuß von 20—25% immer ein Zeichen „gräßlichsten Zinswuchers" sein muß. In sumerischen Rechtsurkunden kommt ein 20%iger Zins vor, in den von Oppert und Ménard herausgegebenen assyrischen Urkunden geht er bis 25%, in Ägypten bis 30%; in Athen konnte Aeschines, ein Schüler Sokrates, kein Geld unter 36% auftreiben, Cicero spricht von 48%, in der römischen Kaiserzeit erscheint ein Zins von 25% als ungewöhnlich gering. Bei den arischen Indern war nach Manu VIII. 140. 142. und den Erläuterungen Kullukas der Zinsfuß nach Klassen abgestuft und zwar zwischen 15% und 60%. Er fiel mit wachsender Sicherheit und höherer sozialer Klasse, so daß ein Çudra 60%, ein Brahmane 24% nehmen durfte[34]). Hält dies Chamberlain auch für „gräßlichen Zinswucher"?

Die angeführten Darlegungen Mommsens zeigen, wie die Zustände in Rom waren. Jhering führt a. a. O. aus, wie gering Vergehen gegen die Person in Altrom bestraft wurden, während die Heiligkeit des Eigentums mit barbarischer Härte geschützt war. Notzucht und Freiheitsberaubung werden in alter Zeit gar nicht besonders erwähnt. Der reiche Grundherr, der seinem Arbeiter Arm oder Bein entzweischlägt, büßt es mit der kleinen Summe von 300 As. Die Vergewaltigung seiner Magd kommt ihn höchstens auf 25 As zu stehen. Wer

[34]) Vide Kohler, Indisches Obligations- und Pfandrecht. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft III., S. 176. Die anderen Beispiele aus Post, Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz, 1895. II. Bd., S. 640/41 ff.

dagegen beim Diebstahl auch nur der geringwertigsten Sache (Gaius nennt als Beispiel Oliven oder Weintrauben) abgefaßt, oder in wessen Haus das Gestohlene auf Grund einer solennen Haussuchung gefunden wurde, der büßte es mit körperlicher Züchtigung und Verlust der Freiheit, er wurde Sklave des Bestohlenen. Auf nächtlichem Felddiebstahl stand Todesstrafe. Die Entwicklung des späteren Rechts veränderte das Verhältnis von Personal- und Eigentumsschutz. Die soziale Entwicklung und die Veränderung der Machtverhältnisse hebt die Schätzung der Person und drückt die des Eigentums herab.

Eine interessante Beleuchtung findet Chamberlains Behauptung über die Zustände in Babylon durch die berühmten Gesetze Hammurabis, der um 2250 v. Chr. König von Babylon war[35]). In der Vorrede zählt der König seine Ruhmestaten auf. Es sind ausschließlich Kulturwerke, Tempelbauten, Errichtung von Wasserleitungen, Niederwerfung von Räubern, Förderung des Ackerbaus, Verschonung unterworfener Städte usw., die den stolzen Titel rechtfertigen, den der König sich beilegt: Hammurabi, der hohe Fürst, der Gott fürchtet, (berufen), um dem Recht im Lande Geltung zu verschaffen, den Schlechten und Bösen zu vernichten, damit der Starke dem Schwachen nicht schade, um das Wohlbefinden der Menschen zu fördern usw.[36])

Die Gesetze ähneln in ihrer Kasuistik und Form oft den XII Tafeln, doch ist vielfach ein humanerer Zug nicht zu verkennen und rein juristisch stehen sie unstreitig höher, wie es ja bei der im Vergleich zu Altrom bereits weit entwickelteren Zivilisation Babylons natürlich war. Zwar wird Diebstahl und

---

35) Gesetze Hammurabis. Übersetzt von Dr. Hugo Winkler. 2. Aufl., 1903 (in „Der alte Orient", herausgegeben von der vorderasiatischen Gesellschaft, IV., 4).

36) Vgl. auch S. 40 ff. der Winklerschen Übersetzung. Rohrbach (Geschichte der Menschheit, S. 72) sagt: „Der weise und gerechte Richter ist von Urzeiten an eine semitische Idealfigur." Über die soziale Tendenz des israelitischen Königtums vgl. Kap. VII dieses Buches.

Raub, Verleumdung, falsches Zeugnis, Desertion u. dgl. sehr strenge, mit dem Tod bestraft, wenn nicht Ablösung eintreten kann. Doch hat zum Beispiel der Schuldner eines Kapitals, der von Mißwachs betroffen wird, Anspruch auf Erlaß der Zinsen für das Jahr — eine sozialpolitische Milde, die das römische Recht niemals gekannt hat (Artikel 48). Die Pacht darf auch nach königlichem Tarif in natura gezahlt werden. (Art. 51.) Die Teilpacht wird in einem Sinn, der für den Arbeiter günstig ist, geregelt. (Art. 60ff.) Bei versuchter Abstreitung einer bereits geleisteten oder erst zu leistenden Summe wird der Gläubiger doppelt so schwer gestraft als der Schuldner. (Art. 107.) Die Familienzucht ist streng. Im Gegensatz zu Rom darf der Mann weder ohne Einwilligung der Frau beliebig Kebsweiber nehmen (Art. 144), noch die Frau, die Kinder geboren hat, ohne Alimentation verstoßen. (Art. 137.) Während in Rom der Vater seinen Sohn frei verkaufen konnte, ist dies in Babylon nicht nur nicht gestattet, sondern der Vater nicht einmal berechtigt, den Sohn beliebig zu verstoßen. Bei einer schweren Schuld des Sohnes soll ihm einmal verziehen werden, erst beim zweitenmal darf der Vater ihn verstoßen. (Art. 169.) Nicht legitime Kinder von Freien und Sklaven sind weit günstiger gestellt als in Rom (171), die unfreie Nebenfrau wird nach dem Tod ihres Herrn samt ihren Kindern frei und darf im Wohnsitz ihres Mannes bleiben. Das Prinzip der „ärgeren Hand" wird in manchen Fällen nicht anerkannt. (175.) Lohntaxen schützen den Arbeiter. Diese flüchtige Übersicht sei mit einem Vergleich der römischen und babylonischen Ausgestaltung der Schuldhaft beschlossen. Bekanntlich steht am Eingang des altrömischen Schuldrechtes das Institut des Nexum, das Shakespeare im „Kaufmann von Venedig" dramatisch verwendet hat. Zahlte der Schuldner nicht, so war er ohne weiteres Verfahren der Schuldknecht des Gläubigers. Die III. Tafel[37]) schreibt bezüglich seiner Be-

[37]) Vgl. Fontes juris Romani antiqui ed. Bruns. 1893, pag. 20.

handlung vor: „Er werde mit einem Strick oder mit 15pfündigen Ketten gefesselt, aber nicht mit leichteren, wenn aber der Gläubiger will mit schwereren.“ Wenn der Schuldner sich nicht selbst beköstigte, mußte ihm der Gläubiger täglich ein Pfund Mehl geben, und da das kaum zum Leben hingereicht haben dürfte, bestimmt das Gesetz lakonisch: Si volet, plus dato. Nach einer Frist wurde der Schuldknecht in die Fremde verkauft oder auch getötet. Endlich aber stand es den Gläubigern frei, den Bankerotteur in Stücke zu schneiden und ihren Anteil zu nehmen. „Nach drei Nundinen (17 Tagen), sagt die III. Tafel, „sollen sie ihn in Stücke schneiden[38]). Wenn sie aber mehr oder weniger herunterschneiden (als ihr Anteil ausmacht), so soll das nichts bedeuten.“ Hätte Shylock seinen Vertrag so vorsichtig verklausuliert, so hätte die Weisheit Portias wenig vermocht. Gegenüber dieser formalen Härte sind die Artikel 116—119 der Hammurabischen Tafel von beträchtlicher Milde. Der Schuldknecht samt Frau, Sohn und Tochter wird nach drei Jahren Frondienst frei, gegen lebensgefährliche Mißhandlung wird er strenge geschützt.

Wir können also Chamberlains Ansicht über die Mißachtung aller menschlichen Rechte in Babylon im Vergleich mit Altrom nicht anerkennen. Über die Tendenz der jüdischen Rechtsanschauung bezüglich Eigentum und Wucher wollen wir nur eine Quelle anführen — H. St. Chamberlain selbst: „Hier (in Israel)“, sagt er, „wagten es Männer mitten aus dem Volke, die Fürsten dieser Erde als ‚Diebsgesellen‘ zu brandmarken und wehe zu rufen über die Reichen, ‚die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß sie allein das Land besitzen!‘ Das war eine andere Auffassung des Rechts als die der Römer, denen nichts heiliger dünkte, als der Besitz.“ (S. 47.) Und trotzdem fehlte den Juden die moralische Grundlage zur Rechtsbildung, die die Römer besaßen!

[38]) Wahrscheinlich wurde dies nur als Schreckmittel gegen Gläubiger verwendet, die sich über den Zwangsverkauf nicht einigen wollten.

Macht und Recht.

Chamberlain beweist mit seinen Ausführungen über Spinoza sehr lehrreich, wie man fälschen kann, ohne ein Wort falsch wiederzugeben. Spinozas Auffassung von Recht und Moral (soweit sie uns angeht) lautet: Der Mensch ist ein Naturwesen, daher den Naturgesetzen unterworfen, die ein Gut und Böse nicht kennen. „Mit dem höchsten natürlichen Recht bemächtigen sich daher die Fische des Wassers und fressen die großen die kleinen[39].“ Die Natur verbietet nichts, da sie ja nicht um des menschlichen Vorteils willen da ist. Es wäre wunderlich, wenn jemand in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter anders denken würde. Chamberlain selbst proklamiert diese Auffassung geradezu als die echt „germanische“. (S. 509, 774 usw.) „Was Sittlichkeit anbelangt, so zeigt jeder unbefangene Blick, daß die Natur weder moralisch noch vernünftig ist. Die Begriffe Güte, Mitleid, Pflicht, Tugend, Reue sind ihr ebenso fremd, wie vernünftige, symmetrische, einfach zweckmäßige Anordnung.“ (S. 937.) Dies hindert übrigens Chamberlain nicht, sogleich nach dieser Erklärung, die Natur sei weder moralisch noch vernünftig, fortzufahren: „Die mechanisch deutbare Natur ist schlecht, dumm und gefühllos...“ Eine nette Naturphilosophie! Spinoza begründet nun die Tugend intellektualistisch, sie ist die Erkenntnis des höchsten Gutes und das Streben danach. Die Glückseligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst, dem Weisen fällt also das Streben nach dem Förderlichen und nach dem Guten zusammen. Das Tugendstreben wird aber durch die zivilisierte Gesellschaft erleichtert, schon daraus[40]) entspringt die Notwendigkeit des Altruismus, der aber auch tiefere Wurzeln hat. Jene Menschen, die der wahren Erkenntnis noch nicht teilhaftig sind, müssen

---

[39]) Spinoza. Theologisch-politischer Traktat, übersetzt von Stern. S. 296. Vgl. das ganze XVI. Kapitel.

[40]) Vgl. Spinoza, Theolog. polit. Traktat. S. 100.

wenigstens durch das positive Gesetz — den auf das soziale Wohl gerichteten Mehrheitswillen — sich leiten lassen und durch Lohn und Strafe gelenkt werden[41]).

Was diese Auffassung mit babylonischem Wucher und dem Petroleumring zu tun hat, ist unerfindlich. Der jüdische Petroleumwucherer[42]) lebte doch wohl nicht im Naturzustand? Gerade die spinozistische Staatslehre, die die absolute Unterwerfung unter den demokratischen Mehrheitswillen um des gemeinen Wohls willen fordert, würde eine strenge Trustgesetzgebung, ja sogar eine sozialistische Regelung rechtfertigen. Was aber die Moral anlangt, so hat wohl noch niemand behauptet, Spinozas höchstes Gut, dessen Erstrebung die Tugend bildet, sei identisch mit Trustaktiendividenden oder die höchste Erkenntnis vertrage sich mit wucherischer Ausbeutung der Mitmenschen.

Weiteres zum römischen Recht.

Diese ganze Abschweifung ins Semitische, die wir notgedrungen mitmachen mußten, findet sich bei Chamberlain mitten in dem Kapitel über „Römisches Recht“! Alles hat uns gezeigt, daß bei den Römern weder ein vortrefflicher moralischer

[41]) Spinoza, Ethik. Übersetzt von Stern, S. 273. „Hieraus folgt, daß Menschen, die sich von der Vernunft regieren lassen, d. h. Menschen, die nach der Leitung der Vernunft ihren Nutzen suchen, nichts für sich verlangen, was sie nicht auch für andere Menschen begehren, und also, daß sie gerecht, treu und ehrenhaft sind.“

[42]) Kennt Chamberlain den Urheber und Haupteigentümer des Petroleumtrusts, den keineswegs jüdischen John Rockefeller, nicht? Hätte er von diesem wohl eine andere Antwort bekommen? Bei den Germanen nennt Chamberlain übrigens die kapitalistische Ausbeutungstendenz „ein gewisses hochgeartetes Streben nach Besitz“. (S. 755.) Es besteht sogar eine Verwandtschaft zwischen ihrem Talent zur Börsenspekulation und ihrer philosophischen Spekulationsgabe! (Kein Witz! Wörtlich bei Chamberlain S. 724.) Also bei Rockefeller ist es ein „gewisses hochgeartetes Streben“ und germanischer Spekulationstrieb (offenbar ist Rockefeller Kantianer), während sein jüdischer Mitaktionär vor jeder Generalversammlung sich aus Spinozas „Ethik“ neue Wucherbegeisterung holt.

Untergrund, noch ein nie erreichter Scharfsinn die Entwicklung des Rechtes erklären können. Das Beste, was das römische Recht enthält, stammt aus der weiten Welt, nicht aus Latium. Nicht als ob das jus gentium direkt fremdes Recht gewesen wäre, ebensowenig als unser Handelsrecht es ist, obwohl wir den romanischen, arabischen, nordischen, jüdischen Einfluß in ganz positiven Rechtssätzen genauestens nachweisen können. Aber die Römer nahmen das Beste einer tausendjährigen moralischen und juristischen Entwicklung so vieler Völker, welches der allgemeine Verkehr angenommen und gebilligt hatte, in ihr Recht auf und klärten gleichzeitig dieses von allem national Exklusiven. So entwickelte sich ihr Recht wirklich zum Ausdruck der „allgemeinen Vernunft“ oder des „gesunden Menschenverstandes“, wie er auf dem sozialen Boden der Antike überhaupt möglich war. — Chamberlain dreht natürlich, wie öfters (vgl. seine Schilderung des vorchristlichen Judentums!) die ganze historische Entwicklung einfach um. Das Recht soll in Rom „von Anfang an unendlich fein empfunden und gedacht“ worden sein, was ein Blick auf die Fragmente des altrömischen Rechts widerlegt. Es ist ganz falsch, daß schon ein halbes Jahrtausend vor Christus die römischen Bauern die genaueste Rechtskenntnis besaßen oder gar schon die Anwendungsfälle des Besitzschutzes bei fehlendem Eigentum wußten (wie Chamberlain zuversichtlich behauptet S. 169), denn das römische Recht war trotz der XII Tafeln die längste Zeit faktisch ein Geheimrecht, das die aristokratische Priesterschaft sorgsam verborgen hielt, um die Rechtsbedürftigen in Abhängigkeit zu halten, und speziell der Besitzschutz ist das Erzeugnis einer viel späteren Epoche. Dafür setzt Chamberlain das Kaiserrecht herab, das tatsächlich die höchste Vollendung des römischen Rechtes bedeutet. Schon in der „klassischen Epoche“ wittert er den „asiatischen“ Einfluß und macht den armen Gaius, von dessen Personalien wir einzig den Namen wissen, zum Juden. Heiter ist es auch, wenn er die römische Rechtssymbolik, in der sich der „künstlerische Instinkt“

und die „spezifisch indo-europäische Anlage" (166) zeige, feiert und behauptet, in diesem „künstlerischen Element" liege die „magische Kraft der römischen Erbschaft", „das Unverwüstliche und ewig Unvergleichliche", — als ob die feierliche alte mancipatio rezipiert worden wäre und nicht das formlose Rechtsgeschäft. Überhaupt sind Kunst — das freischöpferisch Entstandene — und Recht — die Fixierung der schon vorhandenen sozialen Machtverhältnisse — absolute Gegensätze.

Übereinstimmung der Rechtsentwicklung bei allen Völkern.

Unsere Untersuchung hat gezeigt, daß das römische Recht keineswegs der Ausfluß bestimmter Rassenanlagen ist. Am Beginne seines Kapitels versichert Chamberlain, es gebe ein „moralisches Ariertum" (S. 122) im „Gegensatz zu einem moralischen Nichtariertum" und im Recht komme dies zum schärfsten Ausdruck. Wir wollen das negative Ergebnis, das wir durch die Vergleichung einiger arischer und semitischer Rechtssätze erzielt haben[43]), durch das Urteil eines hervorragenden Ethnologen erweitern, der sich dabei auf die Ansicht des Begründers und berühmtesten Vertreters der ethnologischen Rechtswissenschaft, Post, beruft. Andrian sagt über die ethnologische Jurisprudenz[44]): „Das vorläufige Resultat dieser Bestrebungen deckt sich vollkommen mit der Annahme einer allgemeingültigen psychischen Anlage. Die Unabhängigkeit der wichtigsten und durchgreifendsten Sozial-

[43]) Einen eingehenden Vergleich altgermanischen und altsemitischen Rechts gibt Prof. Dr. H. Fehr in seiner Studie „Hammurapi und das salische Recht" (1910, 143 S.). Er zeigt eine überraschende Fülle von Übereinstimmungen, die er damit erklärt, daß bei der Bildung des Rechts weit mehr unnationale Elemente d. h. Kräfte, die von Nation und Rasse unabhängig sind, tätig waren, als die historische Rechtsschule bisher angenommen hat. „Die Gleichartigkeit des Rechts bei der schroffen Ungleichheit der Rasse kann nur aus einem gemeinsamen menschlichen Untergrund erklärt werden."

[44]) Ferdinand v. Andrian „Einige Resultate der modernen Ethnologie" in „Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie" usw. XXVI, 1895, S. 68.

formen von der Rasse ist schon heute als unantastbares Axiom anerkannt. Mit einer fast unheimlichen Konsequenz, sagt Post, erscheinen dieselben oft höchst eigentümlichen Rechtsbräuche bei den verschiedensten Völkerschaften der Erde und vielfach bei solchen, bei denen es undenkbar ist, daß sie anders als originär entstanden sind. Es ist daher fast hoffnungslos, aus dem Rechte eines Volkes einen Rückschluß auf seine Abstammung zu ziehen. Nach Dargun verhalten sich die Familienrechte aller Völker zu einander ähnlich, wie die Sprachen eines und desselben Sprachstammes, z. B. des arischen sich zu einander verhalten." Ebenso sagt Post[45]: „Ganz dieselben Grundzüge der Organisation begegnen uns bei Völkern, bei denen es als zweifellos angesehen werden kann, daß sie niemals miteinander in irgendeinen sozialen Konnex gekommen sind, so daß eine Rezeption ganz ausgeschlossen erscheint. Die Einheit des Menschengeschlechts dokumentiert sich hier in wahrhaft überraschender Weise usw."

Grundlagen der Staatenbildung.

Man wird zugeben, daß das bisher nachgewiesene Mißverstehen aller staatlichen Grundlagen die Fähigkeit Chamberlains, einen richtigen Begriff vom Staat zu bilden, sehr zweifelhaft macht. Was er vorbringt, gehört zu den plattesten Phrasen, mit denen er gewöhnt ist, die Lücken seines Begreifens zu verdecken. Freiheit und Treue sind nach ihm die staatenbildenden Eigenschaften der arischen und speziell der germanischen Rasse. Natürlich fehlen sie den Semiten und Juden, die einesteils den Begriff des „Untertanseins" in die Welt gesetzt und damit allen Absolutismus verschuldet haben, anderenteils wegen ihrer Untreue niemals einen dauerhaften Staat zu gründen imstande waren. Der „Begriff des Untertanenseins war allen Zweigen der

---

[45]) Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts. 1889, Vorrede.

Indo-Europaeer ebenso fremd, wie der des Großkönigs" (S. 148). Merkwürdig nur, daß schon das Wort „Großkönig" (μεγας βασιλευς) als Bezeichnung eines arischen Fürsten, nämlich des Perserschahs[46]), entstand! Darius nennt sich einen „Arier von arischem Stamm". Von Absolutismus in Indien, Iran, Altrom, Rußland usw. ist Chamberlain nichts zu Ohren gekommen. Die Semiten hätten wegen ihrer Untreue niemals dauernde Staaten[47]) gebildet. Wo findet sich aber außer China

---

[46]) Die sklavische Vergötterung der Könige bei den alten arischen Persern hoben schon die Griechen mit Abscheu hervor, sie findet sich auch in Indien. Noch heute, wo die Perser bereits überaus gemischt sind, wird ihre Sklavennatur hervorgehoben gegenüber dem demokratischen Wesen der Araber. Vgl. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. 1868, S. 17, 33, 34, 360, 363 ff.

[47]) Reizend ist der (einzige) Beleg, den Professor Barth für die Wirkung der Rassenkräfte in der Geschichte anführt. Er weist nämlich darauf hin, daß von den aus der islamitischen Kultur entstandenen Reichen nur eines noch heute übrig sei, das persische. „Es dürfte schwer sein, für dieses Beharrungsvermögen eine andere Ursache zu finden, als den Rassencharakter der Perser, die als Arier mehr politische Fähigkeiten besitzen, als die Semiten usw." (Paul Barth, Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer. Leipzig 1890. S. 140.) Als Professor der Philosophie sollte Barth weniger darauf sehen, ob eine Erklärung schwer oder leicht zu finden, als darauf, ob sie wahr oder falsch ist. Es muß beachtet werden: 1) Daß die Herrscher Persiens türkischer Abstammung sind. 2) Daß die Perser allgemein als treulos und feig gelten. Die Türken sind die „geborenen" Soldaten, während die Perser für so feig angesehen werden, daß fast alle Soldaten der persischen Armee Türken sind. (Ratzel, Völkerkunde. 1895, II. Bd., S. 573, 604, 608.) 3) Daß die heutigen Perser ein aus iranischen, türkischen, mongolischen, semitischen, armenischen, kaukasischen u. a. Elementen zusammengesetztes Mischvolk sind, das keineswegs einfach „arisch" genannt werden kann. (Ebenda S. 602—3.) 4) Die Zustände Persiens sprechen nicht eben für politische Befähigung seiner Lenker und Völker. Ja in Barths eigener Zeitschrift (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie XXVI, 1902, S. 106) fragt der bekannte Ethnologe Steinmetz: warum äußerte sich der politische Sinn der Arier nie im jämmerlichen Konglomerat des persischen Reiches? — Nach dieser Leistung, die so recht charakteristisch dafür ist, wie leicht man mit „Rasse" alles erklären kann, wenn es auf die Wahrheit nicht gerade ankommt, wäre es das höchste Unrecht, Herrn Professor

und Ägypten in der ganzen Weltgeschichte eine staatliche Entwicklung, die sich an Dauer mit den babylonischen Reichen messen kann? Auch Karthago hat staatlich eine sehr achtungswerte Rolle gespielt. Polybios stellt seine Verfassung der römischen gleich, so hoch er die letztere auch pries. Aristoteles rühmt ihr nach, daß „weder irgendein erheblicher Aufstand sich erhoben hat, noch ein Tyrann“[48]). (Nach Chamberlain besitzen die Semiten nur für „Despotie und Anarchie Befähigung“.) (S. 503.) Über die karthagische Verwaltung in Spanien, wie sie Hamilkar einführte, urteilte der grimmige Punierfeind Cato, als er Spanien gesehen hatte, daß kein König wert sei, neben Hamilkar Barkas genannt zu werden[49]). Chamberlain dagegen (S. 137) nennt die Semiten „authentische Räuber, die nur insoferne zivilisieren, als sie mit beneidenswerter Intelligenz alle praktisch verwertbaren Erfindungen aufzugreifen und zu verarbeiten, und bei fremden Völkern im Interesse ihres Handels künstliche Bedürfnisse großzuziehen verstehen, sonst aber selbst ihren nächsten Stammesangehörigen jedes menschliche Recht rauben, — die nirgends etwas organisieren, außer Steuern und unbedingter Knechtschaft,

---

Barth den Sonnen- und Löwenorden und einen Ruf an die Universität Teheran vorzuenthalten.

Th. Lindner (Geschichtsphilosophie 1904. S. 109, 113) weist ebenfalls die Behauptung zurück, daß den Semiten die Fähigkeit zu großen Staatsbildungen fehle und findet dies eher hinsichtlich der Indogermanen begründet, was er aus ihrem Individualismus ableitet.

Auch die Annahme, die Juden seien von Natur aus revolutionär, ist höchst zweifelhaft. Die ganze konservative Politik Preußens ruht auf den Theorien des getauften Juden Stahl. In England hat Disraeli, dem Königin Viktoria als Dank für die Kaiserkrone Indiens nur mit Mühe den Titel eines Lord Beaconsfield aufdrängen konnte, die konservative Partei wiederbelebt und zur Macht gebracht. Dieser große Staatsmann sagt über den konservativen Zug der Juden: „All the tendencies of the Jewish race are conservative, their bias is to religion, property and natural aristocracy.“ (Beaconsfield, Life of Lord George Bentinck.)

[48]) Aristoteles, Politik II. 8. (übersetzt von Stahr, S. 160).

[49]) Mommsen, Römische Geschichte. I. Bd., S. 573.

die überhaupt, gleichviel wo sie auch Fuß fassen, niemals ein ganzes Land ordnend zu beherrschen trachten, sondern stets nur auf Handelsobjekte fahnden, sonst aber alles so barbarisch lassen, wie es ist usw."

Bei den Juden findet Chamberlain die Untreue besonders schmählich, weil sie mit schnödem Undank verbunden ist. Zuerst hätten die Juden das milde und nachsichtig regierende Rom, dessen Herrschaft eine Wohltat für sie war, durch fortwährende Empörungen zur Zerstörung Jerusalems gezwungen. (S. 138—142.) Noch viel schwärzeren Undank bekundeten sie in Spanien. „Gerade unter der Regierung desjenigen Westgotenkönigs, der sie mit Wohltaten überhäuft hatte, rufen sie die stammverwandten Araber aus Afrika herüber, ohne Haß, nur weil sie dabei zu profitieren hoffen, verraten sie ihren edlen Beschützer" (S. 334), worauf sie später den Ruin des Maurenstaates herbeigeführt hätten. Wenn wir diesen Satz, der beinahe so viele Fälschungen als Worte enthält, herausgreifen und beleuchten, so geschieht dies, um uns den Ekel zu ersparen, die fortwährenden „illustrativen" Tendenzlügen einzeln zu besprechen. Ein Beispiel Chamberlainscher „freischöpferischer Anlage" genüge. 1. Verschweigt Chamberlain die unausgesetzten und an Härte alles übertreffenden Judenverfolgungen [50]), die nicht etwa der Pöbel, sondern Staat und Kirche im Westgotenreich veranstalteten, und die doch wohl etwas Haß in den „Beglückten" erregt haben dürften. 2. Die angeblichen Wohltaten, mit denen Witica die Juden überhäuft haben soll, bestehen in der Abschaffung einiger Bedrückungsmaßregeln. 3. Hält es die Forschung für sehr wahrscheinlich, daß diese Maßregeln gar nicht erfolgt sind, sondern dem König

[50]) Vgl. die genaue Schilderung bei Felix Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. 1881. I. Bd., S. 410, 510, 514. Dahn, ein gewiß unverdächtiger Zeuge, beschließt seine Schilderung mit den Worten: „Wahrlich, hätten die Juden in Wahrheit mit dem toleranten Islam den Umsturz dieses Reiches geplant — es ist nicht erweisbar — zu verargen wäre es ihnen nicht gewesen" usw.

bloß von seinen Feinden verläumderisch nachgesagt wurden. Tatsächlich wurde jeder König, der sich der Kirche nicht ganz unterwarf, vom Klerus beschuldigt, er lasse es an Energie im Judenverfolgen fehlen. 4. Ist der angebliche Verrat der Juden gänzlich unbeglaubigt. 5. Werden die wirklichen Verräter von der Überlieferung mit gutem Grund in westgotischen Adeligen gesehen, deren Namen und Beweggründe berichtet werden[51]). Nur erwähnt sei, daß die arabische Herrschaft in Spanien dem Gotenstaat in kultureller Beziehung weit überlegen war und eine in der damaligen Welt unerhörte Blüte von Kunst, Wissenschaft und Zivilisation erzeugte, der unsere heutige Kultur weit mehr schuldet, als in der Regel bekannt ist.

Die Behauptung von „Freiheit und Treue“ als Grundlagen der germanischen Staaten ist nur ein Geschwätz. Die Geschichte zeigt, daß die germanischen Gründungen auf dem Boden des Römerreiches ausschließlich durch die Schwäche der Staatsgewalt gegen die in der wildesten Weise wuchernde Untreue und Tücke der Vasallenfürsten zugrunde gingen. Natürlich waren diese keineswegs Rassenzüge, sondern eben eine natürliche Folge der Lockerung aller sozialen Bande, der

---

[51]) Dahn (a. a. O. S. 414) berichtet: „an Freiheit, Ehre, Gewissen, Leben, Habe fortwährend bedroht, konnten sie (die Juden) den Gotenstaat nur als lebenslängliche Strafgefangenschaft, ohne Verbrechen, betrachten. Angeblich — denn bewiesen ist es nicht, aber es wäre sehr begreiflich — konspirierten nun die spanischen Juden mit den afrikanischen Juden — vielleicht auch mit den maurischen Gebietigern: und der Zweck solcher geheimer Verbindung konnte nur gerichtet sein auf Erleichterung des Jochs der gotischen Gesetze, vielleicht — denn wie gesagt an Beweisen fehlt es — durch eine gewaffnete Erhebung, unterstützt durch die Juden und etwa auch Mauren aus Afrika.“ Darauf beschloß das Konzil: Verknechtung aller erwachsenen Juden, Verteilung derselben unter die Christen, Konfiskation ihres Vermögens, Trennung aller Judenkinder von mehr als 6 Jahren von ihren Eltern usw. — Witicas „Wohltaten“ sollen (unbeglaubigt) in Rückgängigmachung dieser Bestimmungen bestanden haben. — Bezüglich der Verräter ist nicht entschieden, ob der Statthalter von Ceuta, Graf Julian, aus Privatrache oder die Söhne König Witicas gegen dessen usurpatorischen Nachfolger die Araber ins Land gerufen haben. Vgl. Gustav Diercks, Geschichte Spaniens. 1895, Bd. I, S. 147.

geringen Macht der Könige und vor allem des sich entwickelnden Feudalwesens.

Die Resultate unserer Betrachtungen auf diesem Gebiet stimmen völlig überein mit unserer an den übrigen Leistungen Chamberlains geübten Kritik. Die weitgehende Unkenntnis der wichtigsten Tatsachen (nur notdürftig überdeckt mit allerlei nicht zur Sache gehörigem Zitatenflitter), die mit den salbungsvollen Unparteilichkeitsphrasen in widerlichem Kontrast stehende kleinliche Gehässigkeit gegen alles Semitische oder vom Autor als semitisch Ausgegebene[52]), vor allem aber der völlige Mangel des sozialen Blickes, der gesellschaftswissenschaftlichen Anschauung — all dies macht Chamberlain unfähig und unwürdig, uns die wahren „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ zu zeigen.

[52]) Die Art, wie Chamberlain allen semitischen Völkern auch die geringste selbständige kulturelle oder zivilisatorische Leistung abstreitet, ist in ihrer naiven Rabulistik für jeden Gebildeten unsäglich lächerlich. Wenn die Südsemiten etwas geleistet haben sollen, so haben sie es „gewiß“ den Ägyptern gestohlen, wobei Chamberlain ganz vergißt (oder besser: nie wußte), daß heute die große Mehrzahl der Anthropologen und Linguisten die Ägypter in die allernächste Verwandtschaft der Semiten stellt oder sie ihnen direkt zuzählt. Was aber die nordsemitische Zivilisation anbelangt, so wird alles auf die „Summerier“ zurückgeführt, deren Kultur sich die Babylonier angeeignet haben sollen. Nun ist es richtig, daß durch lange Zeit die Gelehrtensprache in Babylonien summerisch blieb, geradeso wie bei uns durch mehr als ein Jahrtausend das Lateinische. Welcher Rasse aber die einzelnen Leistungen zufallen, können wir nicht ausmachen. Chamberlains Behauptung ist, als wollte man schließen, die Germanen hätten nie eine selbständige Kultur entwickelt, weil sie die antike Kultur zweimal in sich aufgenommen und die längste Zeit Sprache und Recht Roms gebraucht haben. (Vgl. Winckler, Geschichte Babyloniens und Assyriens. 1892, S. 22, 52, 76.)

X. Über den Rassencharakter der Germanen.

Der ungeheure Aufschwung des deutschen Volkes ist zweifellos das Zeugnis einer Rassenkraft, die nirgends auf der Welt übertroffen wird. Daran wird durch die Tatsache nichts geändert, daß vielerlei natürliche und historische Fügungen diesen Werdegang bedingt haben und daß die deutsche Kultur ein unschätzbares Erbe aus den Händen früher gereifter Völker empfangen hat. Wohl aber ist diese Betrachtung am Platz, wenn immer wieder die deutsche Tüchtigkeit als ausschließliches und unmittelbares Ergebnis germanischen Wesens hingestellt wird. Vor allem besteht ja, wie Delbrück sagt, gar kein Zweifel, daß nur ein geringer Teil des heutigen deutschen Volkes in der Hauptsache Germanen sind. Weiters wird ganz übersehen, ein wie riesiger Teil der deutschen Kultur fremder Einwirkung oder Anregung verdankt wird. Schließlich ist das populäre Idealbild germanischer Eigenart größtenteils nur Schein, das den geschichtlichen Quellen keineswegs entspricht. Dies gilt auch für alle Vergleiche zwischen altgermanischen und neudeutschen Wesenszügen.

Übereinstimmung des Charakters aller Naturvölker.

Tatsächlich weisen die Germanen eine viel größere Übereinstimmung mit den Naturvölkern der ganzen Welt auf, als mit den heutigen Deutschen. Schon der Begründer der deutschen Sprachforschung, Joh. Christ. Adelung[1]) bemerkte: „Daher findet man oft unter den entferntesten Völkern

[1]) Vgl. Joh. Christ. Adelung, Älteste Geschichte der Deutschen. 1806, S. 295.

bei gleichen Graden der Kultur und unter gleichen Umständen auch die auffallendsten Ähnlichkeiten. Man lese zum Beispiel genaue Beschreibungen von den wilden Stämmen in Kanada, so wird man in ihrer unstäten Lebensart, in ihrer unüberwindlichen Scheu vor aller Arbeit, in ihrer Leidenschaft für Krieg und Jagd, in ihrer Neigung zur Trunkenheit, in ihrer Spielsucht, in ihrer Grausamkeit gegen ihre Feinde und in hundert anderen Umständen Cäsars und Tacitus Sueven wieder zu finden glauben."

Die Übereinstimmung ist tatsächlich so auffallend, daß sie ungemein häufig von den verschiedensten Historikern festgestellt wurde. So hat auch Guizot in seiner „Geschichte der Zivilisation in Frankreich" in 21 Abschnitten die Nachrichten über den Charakter der alten Germanen mit den Schilderungen verglichen, die Reisende und Missionäre von den Indianern gegeben haben[2]). Der Apostel des Germanenevangeliums, Graf Gobineau, bestätigt unfreiwillig diesen Vergleich. Er schildert nämlich, wie Fritz Friedrich[3]) ausführt, die Rothäute Amerikas, die er gründlich verachtet, bis zur Lächerlichkeit übereinstimmend mit den edelsten Vertretern der edelsten Art, nur daß er bei jenen dasselbe niedrigen Beweggründen zuschreibt, was er bei diesen nicht genug bewundern kann. — Der deutsche Missionsdirektor P. O. Hennig, der den Charakter des Negers aus eigener eindringlicher, seelsorgerischer Erfahrung kennt, sagt[4]): „Es ist geradezu frappierend, in Karl Lamprechts Deutscher Geschichte Zügen aus der Urzeit, ja selbst bis weit hinein in die geschichtliche Periode des deutschen Volkes zu begegnen, die uns in dem heutigen Leben etwa des Kaffernvolkes wieder entgegentreten." Lamprecht selbst formuliert das Ergebnis seiner universalgeschichtlichen Studien dahin, daß „die zunächst in der Entwicklung der deutschen Volksgemeinschaft entdeckten seelischen Entwicklungsstufen

[2]) Seillière, le Comte de Gobineau. 1903, S. 156.

[3]) Friedrich, Studien über Gobineau. S. 126 (im Anschluß an Seillière).

[4]) Hennig, Kampf um die Negerseele. 1907, S. 9.

verschiedener Zeitalter schlechthin allgemein gültig sind und sich in der Entwicklung aller Völker des Erdballs ohne Ausnahme wiederfinden". — Der Rassentheoretiker Woltmann freilich wirft allen jenen, die Ähnlichkeiten zwischen den alten Germanen und den Negern oder Indianern konstatieren, „Dreistigkeit" vor.

Die germanische Treue.

Freiheit und Treue sind nach Chamberlain die Grundlagen des germanischen Charakters. „Die Treue gegen den aus freier Entschließung, eigenmächtig erwählten Herrn ist der bedeutendste Zug im Charakter der Germanen; an ihm können wir sehen, ob reines germanisches Blut in den Adern fließt oder nicht[5]." „Eins ist sicher: will man die geschichtliche Größe des Germanen erklären, indem man sie in ein einziges Wort zusammenfaßt — so muß man seine Treue nennen. Das ist der Mittelpunkt, von wo aus der gesamte Charakter, oder besser die gesamte Persönlichkeit sich überblicken läßt." (S. 507.) Und so weiter. Das Kennzeichen dieser unvergleichlichen Germanentreue ist aber die freie Selbstbestimmung des Ideals, des Herrn, des Wesens, dem man Treue hält. Der besondere Nachdruck, der auf diese Eigenschaft gelegt wird, rechtfertigt wohl, sie auch zum Mittelpunkt unserer Betrachtung zu machen.

Die Beweise für Chamberlains Behauptung sind nicht eben zahlreich. Er führt die bekannte Geschichte von der Friesengesandtschaft in Rom an, die die Treue ihres Volkes betonte, was aber doch wohl zum diplomatischen Geschäft gehörte und durch das von Tacitus gleich darauf berichtete Benehmen der Friesen gegen Rom nicht gerade bestätigt wurde[6]. Außerdem werden nur noch die germanischen Söldner und Leibgardisten der Römer beigebracht, deren aufopfernde Treue

[5]) Chamberlain a. a. O. I. Bd., S. 505.

[6]) Irrtümlich wird dieses Lob der germanischen Treue meist Tacitus zugeschrieben (so z. B. von Weise, Unsere Muttersprache. 1895, S. 53). Tatsächlich sagt dies aber eine Germanengesandtschaft von sich selbst.

Chamberlain hoch preist. Daß sie hauptsächlich gegen Stammesgenossen gerichtet war, ist freilich etwas bedenklich. Doch ist der germanische Söldner wirklich so ganz ohne seinesgleichen in der Weltgeschichte? Haben nicht seit jeher arme und zurückgebliebene Länder, deren Gebirge, Wälder oder Steppen den Menschenzuwachs nicht ernähren konnten, die kräftigen Arme ihrer Söhne dorthin gesendet, wo man sie bezahlte? War nicht in den vorchristlichen Jahrhunderten der jüdische Landsknecht aus diesem Grund in allen Heeren zu finden, bis der Händler ihn ablöste? Es wird sogar öfters hervorgehoben, daß den jüdischen Söldnern wegen ihrer Treue besonders gern wichtige Stellungen und Burgen zur Hut gegeben wurden[7]). Und in neuerer Zeit waren es die Schweizer, die auf allen Schlachtfeldern ihren letzten Blutstropfen verkauften, und deren Treue heute noch der Löwe von Luzern kündet[8]).

Die Argumente Chamberlains sind somit nicht sehr überzeugend. Er beginnt daher in seiner gewöhnlichen Art ein Feuerwerk von Begriffen, Bildern, Analogien, hauptsächlich aber Worten, wovon aber schon gar nichts mit der Germanentreue irgend etwas zu tun hat.

Die Treue altgermanischer Landsknechte sei also gerne anerkannt, nur kann sie nicht als Besonderheit des Rassencharakters angesehen werden, weil sie sich bei vielen Völkern gleicher Kulturstufe wiederfindet. Sonst wissen im allgemeinen die antiken Schriftsteller nicht viel von außergewöhnlicher Treue bei den Germanen zu berichten; was sie mitteilen, entspricht völlig den Verhältnissen aller Barbaren, deren

[7]) Vgl. Belege bei Holtzmann, Das Ende des jüdischen Staatswesens und die Entstehung des Christentums (in Stades Geschichte des Volkes Israel. 1888, 2. Bd.), S. 276, 284, 291, 367, 371 ff., 402, 444 usw. An mehreren Orten wird ihre Treue besonders gerühmt.

[8]) Dabei dürften die Schweizer großenteils nicht nur keine „Germanen", sondern auch keine „Arier" sein. Nirgends ist der alpine Typus ausgeprägter als in der deutschen Schweiz. (Ranke, Der Mensch, 2. Aufl. 1894, S. 292.)

Redlichkeit im friedlichen Verkehr und gegen Stammesgenossen Alte und Neue unzähligemal bemerkt haben. Man wird kaum ein von der Kultur noch nicht verdorbenes Naturvolk finden, in dessen Charakterschilderung nicht diese Züge vorkämen. Die Belege könnten Bände füllen [9]). Doch ist diese Treue dem Inhalte und dem Umfange nach begrenzt. Sie hat keineswegs die ethische Färbung unseres Begriffes, sondern entsprang aus der Abwesenheit zahlloser Antriebe zur Untreue, die unsere Kultur erzeugt. Sie war überdies durchaus formell. Die beschworene — das heißt durch Selbstverfluchung für den Fall des Bruches bekräftigte — Treue war es, die band; ohne Eid keine Verpflichtung [10]). Schließlich galt sie nur gegen den Stammes- oder Sippengenossen. Nicht so gegen den Feind. Ihm gegenüber erkennen wir heute Verpflichtungen an, die dem Naturmenschen gänzlich unverständlich, ja töricht erscheinen würden. Hinterlist und Untreue gegen den Feind sind kein Vorwurf, sondern ein Zeichen lobenswerter Klugheit. Die Germanen machen keine Ausnahme. Für die Volksgemeinde gilt kein Vertrag, mochte er auch mit den heiligsten Eiden bekräftigt sein, „so daß die deutsche Treulosigkeit bei den Römern fast sprichwörtlich wurde [11]).“

[9]) Eine ermüdende Fülle von Belegen gibt Westermarck, The origin and development of the moral ideas. II. Bd., 1908, S. 72ff.

[10]) So Lamprecht, Deutsche Geschichte I, S. 181/2.

[11]) So Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. I. Bd., 1895, S. 189. Im „Anhang“ zum I. Bd., S. 477 führt Seeck einige Belege an. Strabo VII 1, 4.: „wiederum fielen sie ab und ließen Treue und Geiseln im Stiche. Gegenüber diesen Menschen ist Mißtrauen von großem Nutzen, die ihnen vertrauten, sind aufs schwerste zu Schaden gekommen.“ Hist. Aug. Firm. 13, 4: „die Franken, deren Gewohnheit es ist, mit lachendem Munde ihr Treuwort zu brechen.“ Eumen. paneg. II. 11: „jenes wankelmütige und trügerische Barbarenvolk.“ (Dies die stehende Bezeichnung der Franken!) Auch beim selben Autor VI. 4. und IX. 22. kommt der Ausdruck vor. Ammianus XVII. 6, 1: „sie brachen den Frieden und den Bund, um den sie gefleht hatten.“ XXXI. 10, 2: „kaum war der Bund geschlossen, so brachen sie ihn.“ Salv. de gub. dei IV. 14, 65: „Treulos sind die Barbaren.“ VII. 15, 64: „das perfide Gothenvolk.“ Rutil Namat. I. 112: „zitternd mögen die Gothen ihr treuloses

Die Annahme, daß den alten Germanen ein ganz besonderer, anderen Völkern fehlender Grad von Treue zuzuschreiben sei, geht auf folgenden Sachverhalt zurück. Man kennt die Einrichtung der „Gefolgschaften“, wozu sich ein Kriegsheld und eine Anzahl von Gefolgen durch gegenseitige Hilfe und Treue verbanden. Der Herr gewährte Führung, Verpflegung, Ausrüstung und Beute, die Gefolgen ihren tapferen Arm. In einer Zeit, wo das Recht nur durch Fehdegang zu erhalten war, und der Schwache gegen den Starken überhaupt kein sicheres Recht hatte, war diese Einrichtung unbedingt vonnöten und ihr Treueband durch das gesellschaftliche Bedürfnis geheiligt. Man irrt aber in der Annahme, daß dies eine ausschließlich germanische Erscheinung gewesen sei. Immer wieder wird die Stelle des Tacitus (Germania XIV) angeführt: „Fürs ganze Leben ehrlos und schimpflich gilt derjenige, der seinen Herrn überlebend aus der Schlachtreihe weicht.“ Wir finden genau denselben Zug bei vielen anderen Völkern. Fällt der Kaffernhäuptling in der Schlacht, so fällt seine Leibgarde, die den Namen amafanankosi (d. i.: die mit ihrem Herrn sterben) führt, mit ihm. Als die Kapregierung 1000 Stück Rindvieh auf die Gefangennehmung des Häuptlings Sandili setzte, rührte kein Kaffer den Finger, um sich diesen Preis zu verdienen, trotzdem das Vieh der zweite Abgott des Kaffers ist[12]). Bei den (nichtarischen) Iberern Spaniens[13]) und den Galliern[14]) herrschte ebenfalls die

---

Haupt beugen.“ Procop 6, 9, II. 25: „alsbald vergaßen sie ihre Eide und Verträge, die sie gerade erst mit Römern und Gothen geschlossen hatten — denn dieses Volk ist das treuloseste der Welt.“ Velleius Paterculus II. 118: „Sie (die Germanen) sind, was man kaum glauben sollte, wenn nicht die Erfahrung es lehrte, bei höchster Wildheit doch äußerst verschlagen und ein Geschlecht wie geboren zur Lüge.“ Und so weiter.

[12]) Kropf, Die religiösen Anschauungen der Kaffern in „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“. 1888, S. 44.

[13]) Vgl. Diercks, Geschichte Spaniens. 1895, I, S. 73.

[14]) Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France. I. vol. 2. ed. 1877, S. 16.

Sitte, daß die Gefolgschaft mit dem Häuptling starb. Von den Aquitaniern, einem iberischen Stamm, berichtet Cäsar (Bellum Gallicum, VI, 22), Adiatunnus habe mit „150 Getreuen einen Ausfall gemacht; sie nennen diese aber ‚soldurii‘ und ihre Stellung besteht darin, daß sie alle Lebensgüter mit jenen gemeinsam haben, deren Freundschaft sie sich weihten; wenn aber diesen (den Führern) etwas zustößt, so tragen sie entweder das Schicksal gemeinsam oder töten sich selber; und noch ist kein einziger Fall überliefert, daß einer, nachdem sein Gefolgsherr gefallen war, dem Tod sich entzogen hätte“. Von den Galliern berichtet Valerius Maximus, sie hielten es für Frevel, in der Schlacht denjenigen zu überleben, dessen Heil sie ihr Leben geweiht hatten, und Cäsar erzählt (VI. 19), daß beim Tode eines Herrn alles, was ihm lieb gewesen war, verbrannt wurde, selbst die von ihm bevorzugten Gefolgsleute und Sklaven. Als Saul im Kampf gegen die Philister unterliegt, fordert er seinen Waffenträger auf, ihn zu töten, damit kein Unbeschnittener es tue. Da aber dieser sich weigert, stürzt er sich in sein eigenes Schwert. Sofort folgt sein Waffenträger dem Beispiel des Herrn, auch alle anderen Mannen fallen mit ihm[15]. (I. Sam. 31, 4, 5.) Die Treue Davids gegen seinen ihm nachstellenden Herrn Saul ist bekannt. Die chinesische Geschichte enthält viele Züge aufopfernder Treue, auch hier fällt das Gefolge beim Tode des Herrn durch eigene Hand. Überhaupt ist der Gebrauch außerordentlich häufig, den Cäsar bei den Galliern fand, daß beim Tode eines Herrn seine Getreuen geopfert werden oder sich selbst töten. So gaben früher in Japan beim Tode eines Adeligen 10—30 seiner Diener sich selbst freiwillig durch Bauchaufschlitzen den Tod, und beim Hinscheiden des letzten Mikado wurde diese alte Sitte von dem Eroberer Port Arthurs, Gene-

[15]) Vgl. auch die Gefolgschaft bei den Arabern. (Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. 1868, S. 344.) — Fehr (Hammurapi und das salische Recht. 1910. S. 140) weist auf die große Übereinstimmung des altbabylonischen und fränkischen Lehenswesens hin.

ral Nogi, und dessen Frau, wieder erneuert. Dasselbe kommt bei vielen Afrikanern und Indianern vor[16]). Der Grund ist einfach der, daß Naturmenschen fest überzeugt sind, sofort im Jenseits in ihrer alten Stellung zum Herrn weiterzuleben. Genau dasselbe Motiv begegnet uns bei der Tötung der Alten und den massenhaften Selbstmorden jener amerikanischen Plantagensklaven, die dadurch alle ihre Freiheit im Jenseits zu erlangen glaubten und die von ihrem Tun nicht anders abzubringen waren, als daß man den Toten die Köpfe abschnitt, wodurch nach ihrem Glauben die Wiederbelebung im Seelenreich verhindert wurde.

Die Gefolgschaft besiegelte ihre Treue mit dem Tod, der dem Wilden freilich nicht so schrecklich ist wie dem Kulturmenschen. Doch über die Gefolgschaft hinaus erstreckte sich das Treuverhältnis nicht, ja, es konnte sich in der unsere Auffassung von Treue verletzendsten Art bewähren. Das Waltharilied zeigt uns den Zwiespalt zwischen Freundes- und Gefolgentreue[17]). König Gunther greift den heimkehrenden Walthari aus schnödester Goldgier an. Hagen, Waltharis bester Freund, ist Gefolgsmann Gunthers und rät dem König dringend von seinem Frevel ab. Als aber der König in Gefahr kommt, sein Ziel nicht zu erreichen und an Waffenehre Schaden zu leiden, da siegt bei Hagen die Gefolgstreue über die Freundestreue, an die ihn Walthari in beweglichen Worten erinnert (Vers. 1237—1263), selbst die Treue gegen den getöteten Neffen hätte, wie er dem König gesteht (1113), ihn zu solcher Tat nicht bewogen. Es gelingt ihm auch, seinen Freund in höchst unritterlicher Weise durch Hinterlist zu verwunden. So erschütternd auch der dargestellte Konflikt und die bewiesene Aufopferung Hagens wirkt, so verletzt doch die formelle Art der Treue, die die Rittersitte über die natür-

---

[16]) Vgl. Robinsohn, Psychologie der Naturvölker, Kap. VIII, S. 133 ff. und Spencer, Prinzipien der Soziologie. 1877, I. Bd., S. 232 ff. Fries, Abriß der Geschichte Chinas. 1884, S. 78.

[17]) Vgl. Waltharius, herausgegeben von Scheffel und Holder. 1874, S. 532.

lichsten Gefühle setzt, unser Empfinden.[18]) Eine der ergreifendsten Stellen des Nibelungenliedes ist jene, wo Markgraf Rüdiger nach hartem Kampf für seinen Lehensherrn Etzel gegen seine burgundischen Verwandten und Freunde streiten muß. Die Literatur der deutschen Ritterzeit darf übrigens wegen der starken christlichen und romanischen Einflüsse nicht zur Erkenntnis der moralischen Anschauungen der ursprünglichen Germanen verwendet werden. Es scheint, daß das ritterliche Lob der Treue mit der entsetzlichen Treulosigkeit der Epoche ebenso zusammenhing, wie die Friedenssehnsucht des vorchristlichen Judentums mit den ewigen Kämpfen und Leiden oder das Lob der Natur im 18. Jahrhundert mit der raffinierten Überkultur der betreffenden Zeiten.

Das verhältnismäßig älteste Bild germanischer Anschauungen gibt uns die Edda, vergebens aber würde man die Treue als ihren „Mittelpunkt“ suchen. Daß selbst die germanischen Götter es mit den Eiden nicht so ganz genau nahmen, sollte Chamberlain doch wenigstens aus Richard Wagners Dichtungen wissen. In der Edda stehen aber noch ganz andere Dinge. Dem Loge ist Lug und Trug ein Teil seines Wesens, doch auch der Göttervater Wodan gibt kein gutes Beispiel.

„Ein Ringeid[19]) war es, den Wodan schwur,
Wer darf seiner Treue noch trauen?
Den Suftung betrog er um seinen Trank,
Und Gundlada ließ er das Grämen.“[20])

[18]) Unsere heutige Auffassung von Treue verlangt vor allem ein höchstpersönliches Verhältnis. So sagt Bismarck (Gedanken und Erinnerungen II. S. 291/2), daß die „im germanischen Charakter hin und wieder vorkommende Hingebung auf Tod und Leben“ gegenüber einem fürstlichen Herrn besondere Herzenseigenschaften dieses Herrn voraussetze; die Forderung nach Verallgemeinerung dieser höchsten Treue entspreche im heutigen politischen Leben mehr romanischen, als germanischen Anschauungen. —

[19]) Der als besonders heilig galt.

[20]) Vgl. Die Edda, übersetzt von Wolzogen. S. 47.

Von derselben Affäre berichtet Wodan selbst:

„Doch ich bezweifle, daß ich gekehrt
Aus der Riesen rauhem Bereiche,
Nutzt ich Gundladas Güte nicht,
Die um mich schlang ihre Arme.
Gundlada gab mir auf goldenem Stuhl
Einen Trunk des trefflichen Meths;
So gütigen Sinn und so glühende Gunst
Hab ich ihr häßlich vergolten."

In einem Zank mit Donar rühmt sich Wodan anderer treuloser Taten (S. 70/1), was Donar zur Antwort veranlaßt: „Gute Gabe vergaltst du mit argem Sinn." Zynisch erwidert Wodan: „Die eine Eiche bekommt, was der andern man nimmt, jeder sorgt da für sich." Übrigens wirft er gleich darauf auch dem Donar vor, „Treue zu trügen", was dieser heftig zurückweist. Mit Hinterlist und ohne ernsten Grund reizt Wodan zum Verwandtenmord an. (S. 79, 259 usw.) Die Lebensregeln raten zwar, dem Freund treu zu sein, wem man aber nicht recht traut, den soll man durch listigen Trug betören:

„Doch findest du wen, dem du wenig vertraust,
Du willst aber Vorteil gewinnen,
Dann rede nur freundlich bei falschem Sinn,
Den Wankelmut lohne mit Lügen usw." (193.)

Vor allem die Frauen werden als treulos hingestellt:

„Trau nicht des Mädchens traulichem Wort,
Trau nicht des Weibes traulichem Wort,
Ihr Herz ward geschaffen auf schwingendem Rad,
Wankelmuts Wohnung ist weibliche Brust.
So liebt eine Frau mit falschem Sinn,
Wie ein zweijährig Roß ungezähmt und scheu
Und ungeschärft auf dem Eise rennt;
Wie ein Kahn ohne Steuer im Sturme schwankt
Wie im Regen ein lahmer Renntierjäger
Glitschend gleitet vom glatten Gestein usw." (200.)

Nach der früheren Regel ist es daher begreiflich, wenn der Mann dem Weib zuvorkommt:

> „Doch beicht ich es ehrlich, mit beiden bekannt;
> Mannliebe zum Weibe ist windig;
> Wir denken schlecht und schwatzen schön
> Und trügen der Klügsten Vertrauen.“ (196.)

Ein Rassengläubiger müßte danach wohl annehmen, daß unsere heutigen Zustände auf diesem Gebiet direkt dem germanischen Geist entspringen.

Die entsetzlichsten Zustände aber sollen vor dem Weltenbrand eintreten:

> „Nun würgen sich Brüder und werden Mörder,
> Geschwister sinnen auf Sippenverderb,
> Die Gründe erschallen, der Giergeist fliegt:
> Kein einziger Mann will den andern schonen usw.“

Der Eintritt der Germanen in die Geschichte.

Die Schilderung läßt raten, daß dem Sänger dies Ende nicht allzu ferne dünkte. Tatsächlich könnte man diese furchtbaren Worte mit vollem Rechte vor jenes Kapitel der Weltgeschichte setzen, das das erste halbe Jahrtausend seit dem Auftreten der Germanen als Staatengründer auf dem Boden der Zivilisation enthält. Ein kurzer Abriß soll den Zeitcharakter beleuchten. Die Darstellung folgt dem großen Werk Felix Dahns[21]), das den Vorzug besitzt, voll nationaler Begeisterung zu sein, ohne das historische Gewissen hintanzusetzen. Beginnen wir mit den Ostgermanen und zwar mit den Vandalen. Schon ihr erstes Eindringen in das römische Spanien geschieht durch den Verrat germanischer Söldner, die sich dadurch vor der ihnen wegen Plünderung des eigenen Landes drohenden Strafe schützen wollen. Ihr Zug nach Afrika erfolgt unter Genserich, an dem die Quellen ein besonderes Talent zur

---

[21]) F. Dahn, „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker“. 4 Bde., 1881—1889.

Intrige hervorheben. Er nimmt trotz des abgeschlossenen Friedens „mit Arglist, Treubruch und Verrat“ (Dahn) die Hauptstadt Karthago. Seinen Sohn hatte er mit einer Westgotenprinzessin vermählt, die er aber alsbald unter dem Vorwurf, sie habe ihn vergiften wollen, mit abgeschnittener Nase an ihren Vater König Theoderich zurücksandte. Um sich vor dessen Rache zu schützen, soll er alsdann Attila durch reiche Geschenke zum Angriff auf das Westgotenreich bewogen haben. Von den Römern eingeschlossen, erbittet er sich eine fünftägige Waffenruhe, die er zu einem heimtückischen Überfall auf die Getäuschten benützt. Sein Sohn Hunerich eröffnete die Reihe greuelvoller Familienmorde, die später das Reich zugrunde richteten. Er ermordete seines Bruders Frau, Sohn und Gesippen. Den katholischen Bischöfen befahl er, einen politischen Eid zu schwören, einige weigerten sich unter Berufung darauf, daß Christus das Schwören verboten habe. Diese wurden wegen Ungehorsams verbannt und zu Zwangsarbeit verdammt, die Gehorsamen aber unter dem Vorwurf, sie hätten das Schwurverbot Christi verletzt, zu Ackerknechten gemacht. Sein Nachfolger Thrasamund läßt sich von seinem Neffen Hilderich noch auf dem Sterbebett schwören, er werde während seiner Regierung die Katholiken nicht in ihre alten Rechte einsetzen. Hilderich entzieht sich der formalen Verletzung des Schwures durch eine Reservatio mentalis, die der jesuitischen Moraltheologie Ehre machen würde (Dahn S. 176, 212). Schon unter Genserich hatten übrigens die Adelsverschwörungen begonnen, bei deren wiederholter Unterdrückung fast der ganze alte Adel ausgemordet wurde.

Die Ostgoten gewähren dem Geschichtschreiber von allen Germanen den in moralischer Beziehung lobenswertesten Anblick. Doch selbst der edle Theoderich, den die deutsche Sage als Dietrich von Bern mit Recht an die Spitze ihrer Helden stellt, befleckte sich mit der hinterlistigen Ermordung seines Vorgängers Odovakar. Nachdem er diesem Leben und königliche Ehren zugesichert hatte, faßte er einen wahrscheinlich

unbegründeten Verdacht gegen ihn, lud ihn zum Mahle ein und stieß ihn mit eigener Hand nieder. Seine Nachfolger, Amalaswintha und ihr Vetter Theodahad, verrieten beide unabhängig voneinander ihr Volk an Byzanz (Dahn, S. 252), worauf Theodahad seine Base unter Bruch heiliger Schwüre sofort gefangen setzen und später ermorden ließ. In dem folgenden Krieg suchten Byzantiner und Goten, die Franken auf ihre Seite zu ziehen. Diese nahmen von beiden Parteien Geld und betrogen beide. In diesem Krieg wetteiferten der König und die ostgotischen Adeligen an Untreue, jener gegenüber den Römern, diese gegenüber dem König (Dahn, S. 254). Endlich kam der Frankenkönig Theudibert mit 100000 Mann nach Italien und wurde von den Goten als Bundesgenosse freudig begrüßt. Kaum hatte er mit ihrer Hilfe den Po überschritten, so ließ er die Weiber und Kinder der Goten ergreifen, den Göttern als Opfer schlachten[22]) und in den Fluß werfen. „Denn die Franken," sagt Prokop, „sind das treuloseste unter allen Völkern." Es gelang ihnen, dasselbe Spiel noch einmal zu wiederholen, und sie begannen nun auf eigene Rechnung zu plündern und erobern. Es ist begreiflich, daß der Gotenkönig Wittichis sich später lieber den Byzantinern ergab, als die nochmals angebotene Hilfe der Franken anzunehmen. Ein übrigens in jenen Kriegen oft vorkommender Zug ist, daß gotische Besatzungen nach der Kapitulation in byzantinische Dienste eintreten und gegen ihr eigenes Volk fechten. König Erarich wollte sein Volk für Schätze und die Patrizierwürde an Byzanz verkaufen, wurde aber vorher ermordet. Noch im letzten Akt des Ostgotendramas erfolgte wieder ein fränkischer „Hilfszug". Doch zog der unbezwungene Verteidiger von Cumae, der tapfere Aliger, es vor, sich lieber den Byzantinern zu ergeben, als die Hilfe eines Volkes anzunehmen, dessen verräterische Tücke sprichwörtlich war.

[22]) Bekanntlich behaupten die Germanenschwärmer, nie habe es bei den Germanen Menschenopfer gegeben!

Die Westgoten hatten von den Römern Sitze in Septimanien erhalten, kehrten sich aber ziemlich wenig an die Verträge und suchten ihr Reich nach allen Seiten zu erweitern. Auch bei ihnen fehlten die Familiengreuel nicht, die jene Zeit erfüllten. Der König Thorismund wurde auf Anstiften seiner Brüder ermordet; als er durch Aderlaß kampfunfähig war, entfernte ein mitverschworener Diener die Waffen aus dem Gemach und stürzte, Gefahr meldend, scheinbar in Treue besorgt, herein, indem er in Wahrheit den Verschworenen den Weg wies. Seinen Nachfolger und Bruder Theoderich traf übrigens dasselbe Los, indem dieser von einem andern Bruder ermordet wurde.

Im spanischen Westgotenreich hatte sich, unterstützt durch die gebirgige Natur des Landes, ein mächtiger Grundadel entwickelt, der die ganze Geschichte dieses Reiches mit Untreue, Hochverrat und Greueln aller Art erfüllte. Mit Entrüstung tadelt der Franke Gregor von Tours „diese abscheuliche Angewöhnung der Westgoten, wenn ihnen der König nicht gefiel, ihn mit dem Schwert anzufallen und sich einen andern zum König zu setzen“.

Als die Franken einen Raubzug nach Spanien gemacht hatten, hätte sie der gotische Feldherr Theudigisl vernichten können, doch ein Bakschisch bewog ihn, die Räuber mit allen Schätzen frei abziehen zu lassen. Daß er später als König ermordet wurde, ist nicht besonderer Erwähnung wert.

Athanagil ruft verräterisch die Byzantiner ins Land und schwingt sich mit ihrer Hilfe zum König auf. Es wird als Ausnahme besonders hervorgehoben, daß er „friedlichen Todes“ gestorben sei. Dahn bemerkt (S. 375), daß man von den meisten der bisherigen Westgotenkönige außer dem Namen nur etwa noch die Art der Ermordung wisse. „Dieser meisterlose Adel, dem die Rebellion, der Königsmord zur Gewohnheit geworden, war zur Treue gar nicht, zum Gehorsam nur durch den Schrekken zu bringen.“

König Leovigilt ergriff das richtige Mittel. Gregor sagt:

„Leovigilt tötete alle, welche sich angewöhnt hatten, die Könige zu ermorden. Nicht einen ihres Mannesstammes ließ er leben.“ Doch sein eigener Sohn Hermenigilt empörte sich gegen ihn, rief die Byzantiner und Sueben ins Land und trachtete dem Vater nach dem Leben. Besiegt, floh Hermenigilt in eine Kirche und ließ sich endlich Leben und Freiheit zusichern. Im nächsten Jahre wurde er enthauptet, übrigens möglicherweise für eine neue Schuld. Die Kirche machte den netten Sohn später zum Heiligen und stempelte den Vater zum wütenden Katholikenverfolger. Aber unter seinen Nachfolgern beginnt schon wieder die eintönige Folge von Hochverrat und Königsmord.

König Kindasvinth versuchte dem ein Ende zu machen; Fredegar bemerkt u. a. darüber folgendes: „Der König hatte die böse Sitte (morbus) der Goten in Entthronung ihrer Könige erkannt; war er doch selbst oft Teilnehmer solcher Pläne gewesen — daher kannte er genau die trotzigen Geschlechter, von denen Gefahr drohte, und sicher wußte er sie zu treffen.“ 200 der Vornehmsten, 500 der Geringeren soll er auf diese Weise getötet haben. Ihre Frauen und Töchter und ihr Vermögen wurden den Anhängern des Königs zugeteilt. Schon seinen Nachfolger traf übrigens wieder das übliche Schicksal. Bekanntlich war es der Verrat gotischer Großen, der die Araber nach Spanien brachte. In der Entscheidungsschlacht besiegelt der Übergang der Verräter das Ende des Gotenreiches.

Das früheste Material zur Beurteilung der Westgermanen liefern uns die Kriege der Kaiserzeit[23]). Es ist eine stehende Klage der römischen Geschichtschreiber, daß die Barbaren, alle Verträge brechend, stets von neuem Rom überfielen. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß oft Landnot und innere Parteiungen die Wortbrüchigkeit erklären und mildern. Auch die Tücke der Kriegsführung durften die Römer nicht tadeln, die darin den Barbaren häufig ein recht schlechtes

[23]) Dahn, Bd. II.

Beispiel gegeben hatten. Von Anfang an fand das römische Gold germanische Nehmer. Überläufer und Bestechliche brauchten nicht gesucht zu werden[24]). Selbst die im römischen Solde stehenden Germanen waren nicht frei von Untreue[25]). Die gefeierte Hermannsschlacht, „einer der treulosesten Völkerrechtsbrüche“ (so Dahn, S. 64), ist nur als Vergeltung der römischen Untreue und als nationale Notwehr zu rechtfertigen. Der römische Ritter Armin hatte Varus so in Sicherheit gewiegt, daß dieser alle Warnungen in den Wind schlug. Mit Arglist lockte er den Betörten aus seinem festen Lager in einen sumpfigen Wald und überfiel dort das sorglos wie in Frieden und Freundesland marschierende Heer. Gleichzeitig wurden alle im Lande zerstreuten Römer an einem Tage überfallen und ermordet. Doch Armin fiel durch seine eigene Waffe. Tacitus berichtet, ein Chattenfürst Adgandester habe vom Kaiser Gift verlangt, um Armin zu ermorden, Tiberius aber habe den Bescheid erteilt, Rom räche sich an seinen Feinden nicht durch List und im geheimen, sondern offen und mit den Waffen. Trotzdem fiel der Erretter Germaniens durch Meuchelmord der eigenen Gesippen. Auch der Bataver Civilis, dessen Heldentaten die Armins weit übertreffen, konnte sich schließlich vor der Untreue seines eigenen Volkes nur dadurch retten, daß er es an Rom verriet, (S. 155.) „Die äußerste Treulosigkeit“ eines Alamannenfürsten und die große Begabung für Trug und listige Umtriebe eines andern wird von den Historikern hervorgehoben. (S. 285, 337[26])).

Vor allem aber sind es die Franken, deren Untreue das Entsetzen der Römer erregt. Ihre Gewohnheit sei es, sagt Vopiscus, lachend die Treue zu brechen. Das „schlüpfrige falsche“ Volk (lubrica fallaxque) ist ihre stehende Bezeich-

---

[24]) Dahn, S. 152, 162, 187, 269, 373 usw.

[25]) Dahn, S. 125, 392.

[26]) Verschiedene Züge von Untreue (zum Teil auf Armin bezüglich) stellte Hehn zusammen. (Vgl. Schiemann, Viktor Hehn, Ein Lebensbild, 1894, S. 190 ff.)

nung[27]). Ihre spätere Geschichte bestätigt den früh erworbenen Leumund vollkommen. Fortlaufende Quellen besitzen wir seit den Merowingern, deren Reihe Chlodwig würdig eröffnet. Dieser moralische „Kraftmensch“ richtete ein wahres Gemetzel unter seinen nächsten Verwandten an; nicht im ehrlichen Kampf, sondern ausschließlich durch „Intrige, Verhetzung, geheimen Mord und ganz offen brutal verübten Totschlag“ beseitigte er sieben uns mit Namen genannte und außerdem noch „viele andere Könige und nächste Verwandte“ (Dahn III. 65), deren Reiche er seinem einverleibte. Und das Merkwürdigste ist der Gleichmut, ja oft der Beifall der zur Gefolgstreue verpflichteten Heerleute der Gemeuchelten! — Zuerst hetzte er den ripuarischen Prinzen Chloderich zum Morde seines Vaters Königs Sigibert, indem er seine Habsucht anreizte. Nach vollbrachter Tat bietet der neue König dem Chlodwig einen Anteil an den gewonnenen Schätzen. Eine Gesandtschaft Chlodwigs wird von Chloderich freundlich empfangen, ermordet diesen aber im Augenblick, als er sich bückt, um Schätze aus einer Truhe zu heben. Sofort beruft Chlodwig das Volk des Getöteten zusammen, klagt ihn des Vatermordes an und behauptet, jener sei von einem Unbekannten erschlagen worden. Heuchlerisch fügt er bei: „Aber an all dem bin ich ohne Schuld. Denn ich werde doch nicht das Blut meiner Gesippen vergießen! Das wäre ja Freveltat.“ Das Reich und die Schätze behielt Chlodwig, „denn,“ fährt Gregor von Tours wörtlich fort, „Gott warf Tag um Tag Chlodovechs Feinde nieder unter dessen Hand und mehrte sein Reich zum Lohne dafür, daß er gerechten Herzens vor Gott wandelte und tat, was wohlgefällig war vor Gottes Augen.“ — Hierauf bereitete er dem König Chorarich und dessen Sohn dasselbe Schicksal. Interessanter ist die Art, in der er gegen König Ragnachar verfuhr. Er bestach nämlich die Großen am Hofe dieses Fürsten mit Gold,

[27]) S. 248, 257, 259, 260, 361 usw. Einige Stellen beziehen sich auf andere Germanen.

ihm das Land auszuliefern. Als König Ragnachar und sein Bruder Richarius gefesselt vor Chlodwig geführt wurden, erschlug er den ersten mit der Streitaxt, weil er seine Sippe, die auch die Chlodwigs war, dadurch erniedrigt habe, daß er sich fesseln ließ, den Bruder aber, weil er die Fesselung nicht verhindert habe! Alsbald entdeckten die bestochenen Verräter, daß Chlodwigs Gold falsch sei — es war nur vergoldetes Erz! Doch Chlodwig antwortete, Verräter verdienten nichts anderes, sie sollten sich freuen, daß er ihnen das Leben schenke. Als nächster kam ihr Bruder Rignomer daran. „Er ermordete aber noch viele andere Könige und Nächste seiner Gesippen" berichtet Gregor, wobei er Reich und Schätze an sich riß. Vor einer Versammlung der Seinigen sprach er dann die Worte: „Wehe mir, der ich wie ein Fremdling unter Fremdlingen lebe und keine Gesippen habe, die mir beistehen könnten, wenn einmal Unglück über mich käme." „Aber dies sprach er nicht aus Schmerz über den Tod jener, sondern in arger List, um so vielleicht noch einen Verwandten ausfindig zu machen und ihn umzubringen." So Gregor von Tours. Chlodwigs Reich ging an mehrere Brüder über, von denen Chlodomer zuerst starb. Seine Brüder Chlotachar und Childebert, denen die Vormundschaft über seine unmündigen Söhne zustand, ließen diese unter dem Vorwande der Throneinsetzung zu sich kommen und ermordeten sie eigenhändig in grausamer und hinterlistiger Weise. Die verschiedenen Mordanschläge der Brüder gegeneinander, die teilweise glückten, sind zu eintönig, um einzeln erzählt zu werden.

Die Nachfolger Chlodwigs waren es auch, die sich gleichzeitig von den im Streit befindlichen Goten und den Byzantinern anwerben ließen und beide betrogen. Dabei hatten sie mit den Goten ausgemacht, sie würden nicht Franken, sondern andere ihrem Reiche angehörige Völker in Italien verwenden, um dem römischen Kaiser gegenüber die Ausflucht sich zu sichern, jene Scharen handelten ohne und gegen ihren Willen. Das Auftreten der Franken in Italien haben wir bereits

geschildert. Natürlich ging es auch bei der Teilung des den Goten abgepreßten Goldes zwischen den merowingischen Brüdern nicht ohne Trug und Übervorteilung ab[28]).

In diesem Stil verläuft nun die ganze folgende Geschichte der Franken, wie sie uns vor allem Gregor mit unübertrefflicher Anschaulichkeit überliefert hat. Freilich wirkt das Chaos von brutaler Gewalt und hinterlistigem Verrat schließlich ermüdend auf den Leser. Die Könige und Mitglieder der königlichen Sippe gehen allen voran mit der von ihnen bewiesenen Untreue gegen Verwandte und Freunde, mit Wortbrüchigkeit und Tücke gegen die Feinde[29]). Aber auch die Untertanen, das Heer und vor allem die Großen und Adeligen leisten darin Hervorragendes[30]). Königsmord[31]) und Abschlachtung[32]) von Verwandten sind nicht ein Vorrecht einzelner Gewaltmenschen. Sehr deutlich wird uns aber die Tatsache, daß der Ausgangspunkt der entsetzlichen Untreue jener Zeit in der Institution gelegen ist, die oft als die höchste Verkörperung des Treu- und Ehrbegriffes gepriesen wird — im Adel. Ein Typus ist der gewaltige Führer der fränkischen Adelspartei Guntchram Boso. „Er hatte keinem seiner Freunde je einen Eid geleistet, den er nicht so-

---

[28]) Übrigens gefiel diese Methode den Franken so gut, daß sie später genau dasselbe Spiel mit den Langobarden und Byzantinern trieben. (S. 283, 537/8.)

[29]) Vgl. S. 79, 85, 123, 125, 126, 131/3, 155, 157, 183, 213, 437, 586, 593, 599, 614, 624, 631, 634, 848 usw.

[30]) Vgl. S. 134, 168, 181, 189, 195, 201/2, 227, 246, 263/4, 277, 286, 296/7, 300, 303/4, 321, 331, 335, 337, 346, 351, 354, 364, 377, 380, 383, 389, 394, 410, 411/2, 421, 453, 470, 480/1, 508, 537/8, 558, 564, 589, 596/7, 598, 603, 635, 643, 649, 650/1, 654, 656, 660/1, 684, 690, 694/7, 709, 712/4, 800, 804/5, 809, 858, 942, 998/9 1030, usw.

[31]) Vgl. S. 77/8, 180, 211, 287, 289, 497, 590, 702 usw.

[32]) Vgl. S. 77, 133, 158, 311, 374, 398, 400, 450, 475 usw. Die gegebenen Zusammenstellungen sind weder erschöpfend noch streng systematisiert. Der Königsmord ist sehr oft gleichzeitig Verwandtenmord, die Untreue der Großen oft mit versuchtem Königsmord verbunden u. dgl. mehr. Es soll bloß ein Begriff von der Massenhaftigkeit der Fälle erweckt werden. Dabei sind die meisten der verhältnismäßig kurzen Epoche entnommen, die Gregor von Tours behandelt.

fort gebrochen hätte." „Er war leichtfertig im Handeln, überaus nach fremdem Gute gierig, allen schwur er, niemandem hielt er sein Versprechen." So charakterisiert ihn Gregor. Ein germanischer Priester Rikulf ist es, als dessen Leibsprüchlein uns überliefert wird, einen klugen Menschen könne man nur durch Meineide überlisten. (S. 230.) Andererseits wird es besonders rühmend — gewissermaßen als Ausnahme — hervorgehoben, wenn jemand Treue bewährt. Wir finden so den Franken Berthoald erwähnt „von maßvollen Sitten, weise, klug, im Kampfe tapfer, gegen alle Treue haltend" (S. 544), ferner den Römer Claudius (S. 567), „ein kluger Mann, gewandt im Erzählen von Geschichtlein, tüchtig in allen Dingen, sehr geduldig, überreich an Findigkeit des Rates, in den Wissenschaften gebildet, treu, verlässig, mit allen Freundschaft suchend."

Eine frechere und treulosere Sippschaft (vgl. Dahn, S. 306) kennt wohl die Geschichte nicht. Selbst mit den Sarazenen verbündet man sich ohne Scheu gegen das Königtum, dem Beispiel des Westgotenadels folgend. (S. 804/5/9.) Ergreifend wirkt es, einen Nachkommen Chlodwigs sein Volk förmlich um sein Leben bitten zu hören. König Guntchram ging stets nur bewaffnet und mit starker Bedeckung zur Kirche. Eines Sonntags hielt er vor der Messe folgende Ansprache: „Ich beschwöre euch, ihr Männer und Weiber, die ihr zugegen seid, wollet mir eure Treue unverletzt halten! Und tötet nicht auch mich, wie ihr jüngst meinen Brüdern getan; möchte es mir doch vergönnt sein, doch mindestens drei Jahre noch meine Neffen, die ich als Söhne angenommen habe, aufzuerziehen. Auf daß es nicht geschehe, was der ewige Gott nicht verstatten möge, daß ihr, wenn ich gestorben, mit jenen Kleinen auch zugleich selbst zugrunde gehet, da dann von unserem Stamme kein wehrhafter Mann mehr da sein würde, um alle zu schützen." (Dahn, S. 299.) Als er so sprach, sandte die ganze Gemeinde ihr Gebet für den König zum Herrn. Selbst noch unter Karl dem Großen finden wir Verschwö-

rungen gegen des Königs Leben, an deren Spitze einmal Karls Sohn Pippin stand (S. 998, 1030). Das deutsche Recht faßt alle jene Verbrechen als besonders ehrlos auf, die nicht offen unter voller Übernahme der Verantwortlichkeit, sondern heimlich und mit Tücke verübt werden. Derlei Untaten hat jene Zeit in besonderem Raffinement hervorgebracht, nur die Auswahl aus der reichen Fülle verursacht Verlegenheit. König Chilperich schickt seinen Sohn Chlodovech in eine verpestete Gegend, damit er dort unauffällig sterbe, da er aber gesund bleibt, läßt ihn seine Stiefmutter erdolchen und verbreitet, er habe durch Selbstmord geendet. (S. 213.) Dieselbe Fredegunde, die unzählige Bluttaten auf sich hatte, wurde übrigens von ihrer Tochter Rigunthis recht schlecht behandelt und oft geprügelt. Da lud sie sie einstens schmeichelnd ein, sich Schätze aus einer Truhe zu wählen, und als jene sich bückte, schmetterte sie ihr den Deckel auf den Kopf und suchte sie zu erwürgen. Unter freundschaftlichen Umarmungen und Treueschwüren stößt man dem „Freund“ das Eisen in die Brust. (Vgl. z. B. S. 321, 656.) Als 9000 Bulgaren von König Dagobert mit Weib und Kindern Schutz erflehen, weist ihnen dieser zerstreute Quartiere in Baiern an, läßt aber alsbald in einer Nacht die Wehrlosen umbringen. (S. 634.)

Besonders charakteristisch für die Auffassung der Treue ist die rohe Art, in der man die Form zu schonen oder die verletzte zu sühnen sucht. Der Hausmeier Ebroin lockt seinen Feind Martinus aus seiner Burg, indem er ihm auf einen mit Heiligenreliquien gefüllten Kasten schwere Eide schwört, sein Leben zu schonen. Natürlich wird der Getäuschte sofort mit allen Gefolgen umgebracht. Man hatte nämlich vor dem Schwur die heiligen Knochen heimlich aus dem Kasten genommen, und so war der Eid nicht kräftig. Ebenso läßt König Chilperich, als er entgegen seinem Schwur in Paris einzieht, die Reliquien vieler Heiligen voraustragen, um den Eidbruch unschädlich zu machen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Geschichte der ande-

ren germanischen Stämme, die uns freilich viel lückenhafter erhalten ist als die der Franken. Wieder finden wir bei Thüringern, Burgunden und Langobarden dieselben Familiengräuel und Königsmorde, wie bei den bereits betrachteten Stämmen[33]. Wieder spielen Frauen eine überaus üble Rolle in Verrat und Blutvergießen aus Sinnlichkeit. Der Hauptteil der Untreue fällt aber wieder auf den Adel[34]. „Empörung, Königsmord, Trachten nach der Krone, reichsverräterisches Bündnis mit Papst oder Kaiser waren nur zu häufige Fehler dieser Herzoge, die hierin den westgotischen und den merowingischen Großen sehr ähnlich sind. (Dahn, S. 294.)

Es sei übrigens erwähnt, daß die Langobardengeschichte meines Erachtens die drei erhebendsten Tatsachen aufopfernder Treue enthält, die uns aus der germanischen Frühzeit enthalten sind, die Treuetaten der Freunde Perctarits (S. 247), die Sesualds (S. 250) und des Diakons Seno (S. 259).

Um die Geduld unserer Leser nicht zu ermüden, heben wir nur noch hervor, daß die inneren Zustände bei den Angelsachsen und Skandinaviern auch nicht besser waren. „Von dieser Zeit an," sagt Green[35], „ist die Geschichte Northumbriens nur ein grausiger Bericht von Gesetzlosigkeit und Blutvergießen. Ein König nach dem anderen wurde durch Verrat und Aufruhr aus dem Wege geräumt, das Reich fiel dem aufrührerischen Adel in die Hände, die Felder lagen wüst und das Land wurde durch Hungersnot und Seuchen verheert." Robertson gibt eine eintönige Zusammenstellung von Vorkommnissen, die ganz unserem Bild entspricht[36].

Da den Rassengläubigen selbst der fadenscheinigste Scheingrund willkommen ist, müssen wir noch dem tatsächlich gemachten Einwand begegnen, die geschilderten Zustände seien eben eine Folge der beginnenden Mischung zwischen Ger-

[33]) Vgl. Dahn, Bd. IV, S. 98, 111, 207, 208, 209, 221, 233, 242 ff.

[34]) Vgl. 220, 226, 227, 228, 251, 255/6, 261 usw.

[35]) Vgl. Green, Geschichte des englischen Volkes. I. Bd., 1889, S. 48.

[36]) Vgl. Robertson, The Saxon and the Celt. London, 1866, pag. 86 ff.

manen und anderen Rassen. Speziell Chamberlain möchte einfach alles auf das böse Beispiel der Römer schieben — als ob selbst in den wildesten Zeiten römischer Dekadenz jemals annähernde Zustände geherrscht hätten! „Zwar nicht als ein Barbar, wohl aber als ein Kind war der Germane in die Weltgeschichte eingetreten, als ein Kind, das alten, erfahrenen Wüstlingen in die Hände fällt.“ (Chamberlain, S. 516.) Man denke an die unschuldigen Kinder Chlodwig und Fredegunde! Man berücksichtige ferner: 1. daß die Zustände außerhalb des römischen Kulturkreises bei Angelsachsen und Skandinaviern ebenso schlimm waren; 2. daß bei den einzigen Germanen, wo die Vermischung eher möglich war, bei den Ostgoten (Woltmanns Musterkindern), die günstigsten Zustände herrschten, obwohl ihr Gebiet gerade den Sündenpfuhl Rom und das „chaotische“ Italien umschloß. Die Ostgotengeschichte ist der einzige Lichtpunkt der germanischen Vorzeit; 3. die ärgsten Dinge geschahen bei den Westgoten und Franken. Die letzteren mischten sich weniger als andere Rassen mit den Einheimischen[37]), weil keine Landteilung erfolgte, sondern die Franken sich geschlossen ansiedelten. Bei den Westgoten bestand für die Römer das bei Todesstrafe eingeschärfte Verbot der Ehe mit Barbaren, das Valentinian und Valens gegeben und Alarich II. in sein Gesetzbuch aufgenommen hatte; ferner verhinderte der Glaubensunterschied zwischen den katholischen Römern und arianischen Goten die Vermischung. Erst 70 Jahre nach Herstellung der Glaubenseinheit, knapp vor dem Ende des Gotenreiches hob Rekisvinth das Eheverbot auf[38]).

Der Kenner der Geschichte bedarf keiner Schilderung der Treulosigkeit, die alle Poren der so hoch gepriesenen Ritterzeit durchdrang[39]). Der Vasall war so lange treu, als der

---

[37]) Vgl. die Bemerkung über die Verhinderung der Mischung bei Dareste de la Chavanne, Histoire des classes agricoles en France, 1858, S. 87.

[38]) Vgl. Dahn I, S. 487/8 und Diercks, Geschichte Spaniens. 1895, S. 119.

[39]) Byron sagt in der Vorrede zu Childe Harold's Pilgrimage: „Now it happens, that the good old times . . . were the most profligate of all possible

Lehensherr ihm noch sein Gut nehmen konnte oder er seines Schutzes bedurfte. Wenn diese Motive aufhören zu wirken, war auch die Treue meist verflogen. Am häufigsten finden wir noch Beweise ihres Vorhandenseins bei den niederen Dienstleuten[40]), deren Dasein ja wirklich aufs engste an ihren Herrn geknüpft war, und die als Unfreie ohnehin keinen Vorteil aus dem Verrat ziehen konnten. Nach den Rassentheorien gehörten aber diese Schichten kaum zur selben Rasse, wie ihre Herren. Der Edelmann trachtete oft den Weg zur Unabhängigkeit und Macht über die Köpfe seiner Herren zurückzulegen[41]). Freilich pries die Ritterdichtung die Treue, und sie

---

centuries. The vows of chivalry were not better kept than any other vows whatsoever.“ Man vergleiche bloß die tückische Gefangennahme Ulrich von Lichtensteins durch seinen eigenen Dienstmann. (G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, II. Bd., 1. Abtlg. 1892, S. 23.) Lindner (Geschichtsphilosophie 1904. S. 119) bemerkt, daß die Lehenstreue nur gehalten wurde, soweit der beiderseitige Vorteil reichte. „In den Kreuzzügen wurde allgemein anerkannt, daß die Muhamedaner den Christen im Halten des gegebenen Wortes weit voran stünden“ (ebenda S. 120). — Oft übersieht man über den herrlichen Zügen des Nibelungensanges die bedenklichere Seite. „Selbstsucht und Neid freilich erwiesen sich oft stärker als die Treuepflicht, und gerade das Nibelungenlied, das Lied der Treue, wie man es auch genannt hat, zeigt, daß Untreue unter den Gesippten doch nicht gerade selten gewesen ist. Gunther und Hagen handeln untreu, nicht nur gegen Siegfried, den sie meuchelmörderisch erschlagen, auch gegen Kriemhild, die ihre Schwester und Verwandte ist. Aber auch bei Kriemhild selbst finden wir die größte Treue, die gegen ihren toten Gatten, gepaart mit der schreiendsten Untreue gegen ihre eigene Sippe. Hinterlistig lockt sie ihre nächsten Blutsverwandten ins Verderben.“ (Otto Hartung, Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. 1894, S. 28.)

[40]) So Hartung a. a. O., S. 52.

[41]) Übrigens war während des Mittelalters auch bei den anderen Ständen die Treue nicht allzu groß. Der große Volksredner Berthold von Regensburg zieht heftig über die Bauern her: „So verrät, heißt es in der Predigt ‚von den vier Stricken‘, mancher dem andern aus Untreue sein Leben und sein Gut. Das tut aber niemand so viel, wie die Bauersleute tun untereinander. Die sind halt so ungetreu, daß sie vor Neid und Haß nicht einander ansehen mögen.“ So geht es noch weiter, wobei ein lebendiges Bild der Betrügereien der Bauern entworfen wird. Jedoch auch die Städter seien nicht besser. (Vgl. Michael,

mag auch auf idealere Naturen selbst unter den Edelleuten gewirkt haben. Aber ganz unerlaubt ist es, daraus ein Idealbild jener Zeit zu konstruieren. Das genaueste Ebenbild findet der europäische Feudalismus in Japan, und in überraschender Weise wiederholen sich die einzelnen Züge der Rittersitte, der gesteigerte Ehrbegriff, das Lob der Treue, aufopfernde Beweise derselben unter den Geringeren und ihre Mißachtung bei den großen Vasallen[42]).

Die öffentliche und private Treue hat seit der germanischen Urzeit sicher die größten Fortschritte gemacht. Insbesonders die germanischen Nationen stehen gewiß auch in dieser Hinsicht vielfach an erster Stelle. Trotzdem wird z. B. den Engländern — die Chamberlain sogar als besonders reine Germanen bezeichnet — allgemein der Vorwurf der Perfidie gemacht.

Freiheitssinn und politisches Talent.

Unsere Schilderung der älteren germanischen Zustände setzt auch zwei andere Phrasen ins Licht, nämlich den behaupteten Freiheitssinn und das „politische Talent" der Germanen.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrh., I. Bd., 1897, S. 77.) Walther von der Vogelweide singt:

> Die Sonne hat ihren Schein verkehret,
> Untreue ihren Samen ausgeleeret
> Allenthalben auf den Wegen.
> Der Vater beim Kind Untreue findet,
> Der Bruder seinem Bruder lüget:
> Die Geistlichkeit in Kappen trüget" usw.

Zahlreiche weitere Beispiele enthält der reizende Aufsatz von Delbrück „Die gute alte Zeit". (Preußische Jahrbücher, Bd. 71, 1893, auch in Delbrücks Erinnerungen, Aufsätzen und Reden, 1892, S. 719—212.) Ferner vgl. Westermarck a. a. O. S. 102.

[42]) Diese Unterscheidung macht Brandt. („Japan" in Helmholts Weltgeschichte, II- Bd., S. 20.) Über die japanische Rittertreue vgl. auch Inazo Nitobé, Bushido, die Seele Japans. Deutsche Übersetzung. 1903. S. 56.

Chamberlain beruft sich auf Goethes Zeugnis: „Erst die Germanen brachten der Welt die Idee der persönlichen Freiheit“ und leitet ihr Recht zur Freiheit aus der ihnen vor allen Völkern innewohnenden Befähigung zur Freiheit ab. Zunächst legt Chamberlain Goethes Worten, die er überdies unrichtig wiedergibt[43]), einen andern Sinn unter, als wohl in Goethes Absicht war. Die Freiheitsliebe der alten Germanen bestand in dem Unabhängigkeitsbedürfnis, das allen uns bekannten wilden Völkern eignet, vielleicht am stärksten einem der niedrigsten und wildesten, den Buschmännern Südafrikas[44]). Chamberlain behauptet ferner, „daß selbst die bloße Vorstellung der Freiheit den meisten Menschen gänzlich unbekannt ist“ (S. 503). Den Semiten soll die Fähigkeit, frei zu sein, völlig mangeln, ja selbst den Wunsch danach spricht er dem Syrier ab. Auf S. 215 erst hat er dagegen die Freiheitskämpfe der Juden gegen Rom und Judas des Galiläers Parole angeführt: „Gott allein ist Herr, der Tod gleichgültig, die Freiheit eines und alles.“ Infolge ihrer Untreue konnten ferner nach Chamberlain die Semiten niemals einen dauerhaften Staat bilden (Babylon?), da sie nur für

---

[43]) Die Äußerung wird von Eckermann berichtet (6. April 1829). Jedoch führt er sie als eine Bemerkung Guizots an, den Goethe damals las. Der französische Historiker erklärt dort, die Germanen hätten den Galliern (nicht der Welt, wie Chamberlain zitiert) die Idee der persönlichen Freiheit gebracht. Dies findet Goethe „sehr artig“, gibt ihm „vollkommen recht“ und führt einige Beispiele — „Gescheidtes, wie Dummes“ — für den Individualismus der Deutschen an.

[44]) Vgl. Ratzel, Völkerkunde, II. Aufl. 1894, I. Bd., S. 682. „Eins veredelt sie, was freilich dem Tiere ebenso eigen ist: die Freiheitsliebe“ etc. „Nie verläßt ihn in der Gefangenschaft der wilde Freiheitsdrang des echten Natursohnes usw.“ „Der Buschmann ist der Anarchist unter den Südafrikanern. Wo er dagegen als Diener in dauernde Beziehungen zu Weißen trat, wurde er stets als zuverlässig gerühmt.“ — Also Freiheit und Treue! — Vielleicht eine neue germanische Verwandtschaft? — Eine große Anzahl von Belegen für die Freiheitsliebe der Naturvölker bei Spencer, Prinzipien der Soziologie, 1877, I. Bd., S. 78ff., II. Bd., S. 291.

„Despotie und Anarchie, die beiden Gegensätze der Freiheit, Befähigung besaßen“. Man könnte wohl die von uns geschilderte germanische Frühzeit nicht besser kennzeichnen als mit den Worten, das Leben sei in ihr nur dadurch ermöglicht worden, daß Despotie und Anarchie einander milderten und halbwegs aufwogen. Schon Seneca hat es ausgesprochen: „Omnes istae feritate liberae gentes leonum luporumque ritu ac servire non possunt, nec ita imperare.“ Dahn weist wiederholt die Behauptung von der politischen Befähigung jener Staatengründer zurück[45]), sie klingt auch wie ein rechter Hohn auf die Geschichte. Das bißchen Verwaltung stützte sich auf die Überbleibsel der römischen Kultur. Lateinisch schreibende Mönche und römische Senatoren besorgten das dringendste Erfordernis in den alten Formen. Was bedeutet überhaupt die Phrase von der „politischen Befähigung“, die ein so wertvoller Rassenzug sein soll? Ist die Selbstverwaltungsfähigkeit gemeint, so hat Robertson recht: „To say that for self-government we need great wisdom is to show little; for when men are really wise all round they will need no government whatever.“ Die Chinesen, deren lokale Selbstverwaltung das Reich durch die Stürme von Jahrtausenden zusammengehalten hat, wären dann das politisch begabteste Volk. Oder soll das Herrschtalent gemeint sein? Dann hat wohl Gumplowicz recht damit, daß selbst die rohesten Barbaren nach Unterjochung der Schwächeren alsbald das Herrenvolk zu spielen vortrefflich verstanden hätten. Übrigens dürfte es vergebens sein, Chamberlains po-

[45]) Vgl. z. B. Bd. III, S. 308, 463, 472. Der große Westgotenkönig Ataulf bekannte selbst, er habe anfangs den Plan gehegt, das ganze Römerreich zu stürzen und ein Weltreich seines Volkes zu errichten. Er habe aber den Plan aufgegeben, weil ihn reiche Erfahrungen belehrt hätten, daß sein unbändiges Volk noch nicht fähig sei, die hiefür erforderliche staatliche Disziplin zu ertragen, ja, nur dem Fehdegang entsagend, sich dem Richterspruch zu fügen. Seitdem habe er im Gegenteil all seinen Ruhm darin gesucht, durch die Kraft seines Volkes die Römerwelt neu zu heben und zu schützen, auf daß er, da er nicht der Vernichter Roms werden konnte, als der Wiederhersteller des Reiches in der Geschichte fortlebe. (Dahn I, 354.)

litische „Gedanken" enträtseln zu wollen. In seiner Wagnerbiographie faßt er Wagners politisches Bekenntnis und nach seiner Meinung auch „den stummen Willen der Volkheit, nämlich des ganzen germanischen Stammes" (S. 168) in die Worte zusammen: „Absoluter König — freies Volk[46])." Sogar die konstitutionelle Monarchie sei ein „fremdartiger, undeutscher Begriff"[47]).

Stellung der Frau.

Ein besonderer Zug des germanischen Charakters wird oft in der Würdigung der Frau gesehen. Doch bei sehr vielen Naturvölkern nimmt die Frau eine angesehene Stellung[48]) ein, die die bei den Germanen beobachtete übertrifft[49]). Sehr häufig finden wir in der Völkerkunde uns an das Wort des Tacitus erinnert: „Sie glauben, daß etwas Heiliges und Seherisches dem Weibe innewohne und verachten daher nicht ihren Rat, noch schätzen sie ihre Antworten gering[50]). Die Veledas

[46]) H. St. Chamberlain, Richard Wagner, 1901, S. 167.

[47]) In Wirklichkeit waren die germanischen Könige absetzbar und die eigentliche Entscheidung wichtiger Dinge ruhte bei dem Volke, das sie in der Volksversammlung fällte. (Vgl. Schrader, Die Indogermanen S. 119).

[48]) Zahlreiche Belege hiefür z. B. bei Spencer a. a. O., Bd. II, S. 328; bei Ploss, Das Weib in der Natur und Völkerkunde. 6. Aufl. 1899, II. Bd. S. 446—472.

[49]) Im germanischen Recht nimmt die Frau eine mindere Stellung ein als der Mann. Ihr Wergeld ist meist bedeutend geringer, nur bei einigen Völkern genießt die noch gebärfähige Frau ein höheres Wergeld. (J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. 1899, I, S. 557.) Bei den Redjang auf Sumatra hat die Frau ungefähr das doppelte Wergeld des Mannes. (Ratzel, Völkerkunde. 1894, S. 404, 413.) Im allgemeinen ist jedoch die Lage der Frau bei vielen Naturvölkern wenig günstig. Die größten Unterschiede hängen von wirtschaftlichen und natürlichen Umständen, hauptsächlich aber von der durch jene bedingten Familienorganisation ab.

[50]) Tacitus, Germania VIII. Die Scheu vor dem Weibe hängt wohl mit ihrem leichter erregbaren Wesen, ihrer Rolle als Erzeugerin des Lebens u. dgl. zusammen. Vgl. Belege bei Ploß a. a. O., S. 448 ff. Die religiöse Schätzung ist übrigens nicht immer mit der sozialen verbunden.

Bertillon hat „entdeckt", daß dem germanischen Charakter eine Tendenz zur Ehescheidung innewohne! Er konstruiert nämlich eine Karte Frankreichs mit

und Albrunas, Seherinnen, Priesterinnen und geweihten Frauen fehlen kaum einer Rasse. Häufig ist der politische Einfluß der Frauen groß und ihre Mahnungen werden sehr respektiert. Auch der Einfluß der germanischen Frauen auf die Schlachtreihe findet Gegenstücke. Die Kabylenweiber unterstützen selbst die Männer im Kampf, von den Hererofrauen berichtet Chapman: „Sie tun oft höchst verzweifelte Dinge im Kriege und auf der Jagd, um ihre Männer zu ermutigen oder zu beschämen.“ Josaphat Hahn erzählt, daß in einem der ersten großen Zusammenstöße mit den Namaqua nur durch Eingreifen der zuschauenden und im entscheidenden Moment ihren Männern zu Hilfe eilenden Hereroweiber und Jungfrauen der Sieg gewonnen ward. Dasselbe wird von Australiern u. a. erzählt. Die Frauen der Räter kämpften so verzweifelt gegen die Römer, daß sie ihnen, nachdem die Pfeile verschossen waren, ihre eigenen Kinder ins Gesicht schleuderten.

Bekanntlich war bei den Germanen Vielweiberei allgemein erlaubt, jedoch nur bei Reichen und Fürsten in Übung, was den allgemeinen Tatsachen entspricht. — Bei den Nordgermanen war nach Adam von Bremen die Polygamie die Regel. Wie Schrader darlegt, war die Polygamie bei allen Indogermanen üblich; nur bei Griechen und Römern herrscht schon früh eine allerdings keineswegs strenge Monogamie, die nach ihm auf orientalische (semitische) Einflüsse zurückgeht. Tacitus (Kap. XIX) hält dem römischen Sittenverfall das germanische Bild gegenüber, die strenge Ahndung und Seltenheit des Ehebruchs, die späten Heiraten, das Fehlen der römischen Frivolität. Cäsar berichtet[51]), daß Geschlechtsverkehr vor dem

Angabe der Häufigkeit der Scheidungen in den einzelnen Departements und der Verbreitung germanischer Merkmale. Beide Tatsachen konzentrieren sich im sozial entwickelteren Nordfrankreich. Er erklärt den Zusammenhang so, daß der nichtgermanische Südfranzose sich zwar leichter erregt, sein Weib schlägt, bald aber wieder ruhig wird, während der schwerfällige germanische Nordfranzose seinen Groll bewahrt und den Ehekonflikt vor den Richter bringt!! (nach Ripley, The Races of Europe. 1900, pag. 519.)

[51]) Cäsar, de bello gallico VI 21.

20. Jahr für schimpflich gehalten werde und trotz des gemeinsamen Badens und der häufigen Nacktheit die Begierden nicht gereizt würden[52]). Uns kommt dieser Zustand weniger merkwürdig vor, als dem Südländer, in dessen Heimat das Geschlechtsleben früher und intensiver beginnt. Übrigens haben die Germanen auf dem Boden der Antike bald alle Laster angenommen, an denen die spätrömische Gesellschaft litt[53]), und manches auch aus Eigenem entwickelt. Die Merowingerkönige und Prinzen hatten schon als unmündige Knaben je mehrere Konkubinen, was viel zu ihrer Degeneration beigetragen hat. Karls des Großen Töchter hatten, obschon keine verheiratet war, mehrere Kinder, ohne daß dies Anstoß erregte. Der Ehebruch war überhaupt nur der Frau bei grausamer Strafe verwehrt, der Mann wurde nicht beschränkt, uneheliche Kinder waren den ehelichen von allem Anfang an gleichgestellt. Die Sittsamkeit war also das Produkt einer bestimmten Kulturstufe, nicht des Rassengeistes als solchen, und war überhaupt nicht ganz das, was wir dafür ansehen. Gleichberechtigung der Frau auf sexuellem Gebiete, Anspruch auf Treue des Mannes hat erst das Christentum gebracht, weshalb bei Germanen wie anderen Naturvölkern überall die Frauen zu seinen kräftigsten Förderern gehören. Sittlichkeit und Strenge der Ehe werden übrigens auch häufig bei niedrigen Rassen bewahrt. Man muß diese Begriffe scheiden. Häufig wird der Ehebruch der Frau auf das schärfste geahndet, dabei verleiht aber der

[52]) Afrikareisende haben bemerkt, daß durch den häufigen Anblick der Nacktheit die Begierden auf die Dauer mehr gekühlt als gereizt werden (Schneider, Die Naturvölker. 1886, II. Bd., S. 432); weitere Beispiele für Sittsamkeit bei gänzlicher Nacktheit, gemeinsamem Baden u. dgl. gibt Waitz, Anthropologie der Naturvölker. I. Bd., 1877. S. 356 ff.

[53]) Vgl. Adelung S. 300: „Es war also die Enthaltsamkeit, welche manche Schriftsteller an den Vandalen, Sachsen und anderen Deutschen priesen, nicht Tugend, sondern Natur. Andere Völker waren hingegen in diesem Stücke ebenso Barbaren, als in allen übrigen, und wie sehr sie alle, als sie in den römischen Provinzen mehr Reize bekamen, in der Wollust und Unkeuschheit aller Art ausschweiften, ist bekannt. Noch in der Folge mußte man die strengsten Gesetze selbst wider die Sodomiterei geben.“ Vgl. Procopius bell. Got. IV. 14.

Mann unbedenklich seine Frau; so herrschte bei den skandinavischen Germanen die Sitte, dem Gastfreund das Bett der Tochter oder Ehefrau einzuräumen. In diesem Fall ist es nicht die Tugendbegeisterung, sondern der Eigentumsfanatismus[54]) des Mannes, der den Ehebruch der Frau für einen Eingriff in seinen Besitz ansieht, was die strenge Auffassung hervorruft. Die Frau wird ja auf diesen Kulturstufen meist gekauft (auch bei den Germanen in einer früheren Epoche) und gehört zum Vermögen des Mannes. Westermarck[55]) zählt eine große Menge von Naturvölkern auf, deren Sittlichkeit sehr streng ist und selbst über das von den Germanen Berichtete hinausgeht. Häufig wird der Verführer mit der Verführten getötet, die Jünglinge werden strenge von den Mädchen ferngehalten usw. Man hat gesagt, daß die Sittlichkeit der Neger im umgekehrten Verhältnis zur Vollständigkeit ihrer Kleidung stehe, so daß die Nacktesten die Sittsamsten seien und umgekehrt. Wir finden also nicht, daß die Germanen hierin einen ihrer Rasse allein eigentümlichen Zug ausgeprägt haben. Sittlichkeit und Familienleben entwickeln sich bei den verschiedensten Rassen ganz ähnlich[56]).

Tötung der alten Leute.

Das Familienleben der Germanen unterschied sich nicht von dem anderer Naturvölker. Bei vielen Völkern der Welt

---

[54]) „Wenn der Deutsche den Ehebruch so hart strafte, so geschah es nicht aus Haß gegen das Laster, sondern aus Rache wegen verletzten Eigentums; denn sein Weib war seine erste Leibeigene.“ (Adelung a. a. O., S. 295.) Auch Schrader (S. 65, 96) weist auf die sehr niedrige Stufe der Frau hin. „Die Frau ist das geborene Arbeitstier.“ Sie war oft Mißhandlungen ausgesetzt, selbst Siegfried prügelt seine Frau Kriemhilde aus kleinlichem Anlaß gewaltig durch.

[55]) Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe. 1893, S. 56 ff. Vgl. ferner Ratzel I., S. 253, 255, 460 usw.

[56]) Ellen Key (Über Liebe und Ehe, 1905, S. 62) vergleicht das Familienleben und die Stellung der Frau bei Germanen und Romanen. Die berühmte Schwedin findet, daß die Achtung vor der Frau und die Innigkeit des Familienlebens bei romanischen Völkern größer sei, während der germanische Geist das Verdienst habe, Ehe und Liebe vereinheitlicht zu haben.

herrschte der Brauch, die alten und schwachen Leute zu töten. Es geschieht durch Ersäufen, Erschlagen, Lebendigbegraben, und wohl meist mit Zustimmung der Alten selbst, um diesen eine mühselige, durch die Entbehrungen des Nomadenlebens besonders hart betroffene Existenz zu ersparen. Grimm, der für die Germanen diesen Brauch mit zahlreichen Quellenstellen belegt hat, bringt auch Analogien aus verschiedenen anderen Rassen[57]). Selbst bei den Römern hatte sich die Erinnerung an die Vätersitte erhalten. Bei den Slawen Niederdeutschlands erhielt sie sich durch das Mittelalter bis an die Grenze der Neuzeit. Noch 1656 berichtet Zeiller: „Es ist ein ehrlicher Brauch im Wagerlande gleichwie in anderen Wendenlanden gewesen, daß die Kinder ihre altbetagten Eltern, Blutfreunde und andere Verwandten, auch die so nicht mehr zum Kriege oder Arbeit dienstlich, ertöteten, danach gekocht und gegessen, oder lebendig begraben, derhalben sie ihre Freunde nicht haben alt werden lassen, auch die Alten selbst lieber sterben wollen, als daß sie in schwerem, betrübtem Alter länger leben sollen. Dieser Brauch ist lange Zeit bei etlichen Wenden geblieben, insonderheit im Lüneburger Lande.“ Mancher vermeintliche Germane aus Pommern möge also nicht zu ungnädig auf unsere schwarzen Brüder blicken, die die „ehrliche“ Nationalsitte seiner nicht allzulang verstorbenen Vorfahren bewahrt haben! Diese Sitte hängt übrigens mit dem schon früher erwähnten Glauben an ein sofortiges Weiterleben im Jenseits zusammen. Es mußte dem alten Krieger viel verlockender sein, in Walhall ein neues Freudenleben zu beginnen, als die ihm sonst drohende Sklavenarbeit in Haus und Feld zu leisten.

---

[57]) Vgl. Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. 4. Aufl., 1899, I. Bd., S. 669–674. Vgl. ferner Schneider, Die Naturvölker. 1885, I. Bd., S. 213 ff. und besonders die sehr zahlreichen Belege aus der ganzen Welt bei Westermarck, Origin and development of moral ideas. II. vol. 1906. S. 386 ff.

Verachtung der Arbeit, Krieg, Raub.

Die Lebensweise der Germanen war sehr einfach. Wenn nicht ein Krieg erwünschte Abwechslung bot, lagen sie auf der Bärenhaut. Körperliche Arbeit verachteten sie, selbst die Jagd war nach Tacitus nicht beliebt — dem widerspricht jedoch Cäsars Bericht, der freilich andere Stämme und eine frühere Kulturstufe schildert als Tacitus. Die Haus- und Feldarbeit wurde ganz den Weibern, Greisen, Schwächlingen und Sklaven überlassen. Die Männer verbrachten ihr Leben in göttlicher Faulheit mit Schmausen, Zechen und Spielen. Auch für die Germanen galt, was Herodot von den indogermanischen Thrakern berichtet: Untätig zu sein, gilt für das Schönste, Ackerbauer zu sein für das Schimpflichste[58]. Als besondere Eigenheiten hebt Tacitus die unmäßige Trinklust und die Spielsucht hervor, wobei die Worttreue so weit gehe, daß oft Spieler, die sich selbst verspielt haben, sich ohne Zögern in die Knechtschaft begeben. Gerade die letzgenannten Züge sind keiner Rasse der Welt fremd. Bei Malayen, Polynesiern, Indianern u. a. kostet das leidenschaftliche Spielen dem Spieler oft die Freiheit seiner Person und seiner Familie. Die entsetzlichen Verheerungen des Alkohols unter Indianern, Australiern, Negern, den Sibiriern usw., aber auch bei allen Indogermanen, lassen schließen, daß der „große Durst“ keine ausschließlich germanische Eigenschaft ist. Den Grund der Trunksucht speziell bei den Nordländern setzt Grotjahn gut auseinander: „Der schwerfällige Nordländer, der den größten Teil seiner Zeit in geschlossenem Raum oder unter einem unwirtlichen Himmel zubringen muß und nur wenige erfreuliche Eindrücke aus der ihn umgebenden Natur sammeln kann, hat ein größeres Bedürfnis, sich auf künstlichem Weg Euphorie zu verschaffen, als der im steten Verkehr mit seinesgleichen unter freiem Himmel lebende Südländer, dessen leicht erregbares Gemüt nicht erst eines Stimulus bedarf, um in eine genußfrohe Stim-

---

[58]) Vgl. Schrader, Indogermanen. S. 47 ff.

mung zu kommen[59]).“ Im allgemeinen sind daher die Südländer im Trinken viel mäßiger als die Nordländer, überholen sie aber dafür im Sexualleben. Seit jener Zeit ist unser Land lichter und freundlicher geworden, die Lebensbedürfnisse haben sich vervielfältigt und verfeinert, das wissenschaftliche, künstlerische, politische Leben hat neue Ideale geschaffen, deren Kampf die Zeit erschüttert — und noch immer suchen Tausende Jünglinge, denen der höchste Grad der Bildung als Ziel gesetzt ist, ihre Befriedigung im Rausche, dem ärmlichen Notbehelf des Wilden, und beschönigen ihre Rohheit mit dem „ererbten“ Rassencharakter, der den „großen Durst“ bewirken soll! Gerade in den am reinsten germanischen Ländern wie Skandinavien hat übrigens die Abstinenzbewegung im Laufe weniger Jahrzehnte die großartigsten Erfolge errungen, so daß der Rassencharakter doch nicht so konstant zu sein scheint.

Auch in den Kampfsitten finden sich manche Ähnlichkeiten zwischen Naturvölkern. Tacitus berichtet, daß die Flucht bei den Germanen nicht als schimpflich gelte, wohl aber der Verlust des Schildes dabei. Dasselbe gilt auch bei den Zulus. Selbst das Skalpieren (Capillos et cutem detrahere, capillos cum ipsa capitis pelle detrahere) war den Germanen nicht unbekannt, die Franken übten es noch 879, die Slawen im 10. Jahrhundert (Adelung). Menschenopfer waren allgemein in Gebrauch, selbst die christlichen Germanen fielen noch darauf zurück, vor allem wurden die Kriegsgefangenen geschlachtet.

Den Raub, sagt Cäsar von den Germanen, hielten sie für keine Schande. Damit stimmt die Anschauung vieler Völker überein. Noch in den neueren Zeiten galt ein Schaf stehlen bei den Bergschotten für ehrlos, aber nur wegen der Geringfügigkeit des Gegenstandes; eine Kuh rauben war anständig und hundert Kühe rauben adelig.

[59]) Vgl. Grotjahn, Der Alkoholismus nach Wesen, Wirkung, Verbreitung. 1898, S. 178.

Wissenschaft und Kunst.

Eine sehr merkwürdige Entdeckung über den Zusammenhang von Wissenschaft und Religion mit dem Rassencharakter der Germanen teilt uns Chamberlain mit. (S. 938.)[60] „Wissenschaft ist die von den Germanen erfundene und durchgeführte Methode, die Welt der Erscheinung mechanisch anzuschauen; Religion ist ihr Verhalten gegenüber demjenigen Teil der Erfahrung, der nicht in die Erscheinung tritt und darum einer mechanischen Deutung unfähig ist.“ — Natürlich ist der Jude auch hierin minderwertig. Auf Seite 790 zitiert Chamberlain „Julius Sachs, den berühmten Botaniker“, um ihm auf derselben Seite das Zeugnis auszustellen, eine seiner botanischen Auffassungen sei eine Folge „seines beschränkten, charakteristisch jüdischen Gesichtskreises“. — Auf den folgenden Seiten wird als ein besonderer Vorsprung der germanischen Denkweise die intuitive Phantasie gepriesen. Die jüdischen Gelehrten sollen sie ebenso vermissen lassen, wie die Grundlage der strengen Erfahrung und die Einsicht der Beschränktheit unserer Erkenntnis. Dagegen nennt er auf Seite 805 als Beispiel eines „phantasiebegabten, schöpferischen Mannes“ den Botaniker Wiesner. Nun ist dieser Gelehrte, dem auch Chamberlains ganzes Werk[61]) gewidmet ist, Jude der Abstammung nach. An anderer Stelle tut Chamberlain Heinrich Hertz, dessen halbjüdische Abstammung er nicht zu kennen scheint, die Ehre, neben Galilei genannt zu werden.

---

[60]) Vgl. auch 776 ff. Tatsächlich spricht Chamberlain wiederholt von germanischer Philologie, Chemie, Mathematik usw., wenn er auch die Wortzusammenstellung selbst vermeidet. (S. 782/6.)

[61]) Die Widmung an Wiesner lautet: „In Verehrung und Dankbarkeit zugleich als Bekenntnis bestimmter wissenschaftlicher und philosophischer Überzeugungen.“ Wiesner bewies, daß Dankbarkeit auch bei Juden vorkommt, indem er der philosophischen Fakultät der Wiener Universität den Antrag auf Verleihung des Ehrendoktorats an Chamberlain stellte. Der Antrag wurde jedoch abgelehnt.

„Echte germanische Kunst ist naturalistisch; wo sie es nicht ist, ist sie durch andere Einflüsse aus ihrem eigenen, geraden, in den Rassenanlagen deutlich vorgezeichneten Wege hinausgedrängt worden.“ (S. 990.) Bekanntlich hört man die Behauptung, der Naturalismus in der Kunst sei eine teuflische jüdische Erfindung, der Germane sei „idealistisch“, öfter. Natürlich ist beides öde Phrase. — Ein „Charakteristikum des germanischen Geistes“ ist das „Vorwiegen der musikalischen Begabung“. (S. 977.) Die Germanen sind die „musikalischeste Rasse der Erde“. (S. 985.) Eine seltsame Tatsache fällt uns jedoch auf, für die wir keine Erklärung geben können. Seit Jahrhunderten sind die Engländer musikliebend, suchen sie die besten Musiker und größten Tondichter in ihr Land zu ziehen, auch an germanischem Geblüt dürfte es ihnen nicht fehlen, der keltische Zusatz gehört einer ebenfalls überaus „musikalischen Rasse“ an — trotzdem hat wohl kein Kulturvolk so wenig in der Musik geleistet als die Engländer. Die Namen, die wir kennen, sind fast alle fremder Herkunft, unter spezifisch „englischer“ Musik verstehen wir Deutsche die Negermelodik der Music-halls.

Den Gipfelpunkt der germanischen Tonkunst sieht Chamberlain in seinem Schwiegervater Wagner. Es ist nun seltsam, daß nicht nur Wagner, sondern auch Gluck, Beethoven und andere deutsche Meister früher bei den Franzosen Anerkennung und Bewunderung fanden, als bei ihren Stammesgenossen[62]). Zu den festesten Stützen des Wagnerkults gehören übrigens heute die Juden. Daß Wagners Kunst deutsch sei, hat Nietzsche wiederholt mit scharfer Ironie bestritten[63]).

[62]) Nach Chamberlain, Richard Wagner. 1901, S. 95ff.

[63]) So heißt es in den aus seinem Nachlaß veröffentlichten Aphorismen: „Wagner hat noch einmal den französischen Geschmack zum Übergewicht über den italianisierenden gebracht, aber es war der Geschmack Frankreichs von 1830; die Literatur Herr geworden über die Musik wie über die Malerei. Wie viel Wagnerisches ist doch an dieser französischen Romantik! Auch der hysterisch-erotische Zug, den Wagner am Weibe besonders geliebt und in Musik gesetzt hat, ist am besten gerade in Paris zu Hause, man frage nur die Irrenärzte.

Religion.

Häufig wird gerade in neuerer Zeit die Behauptung vertreten, den Germanen entspreche eine besondere mystische, antirationalistische Auffassung des Christentums, die sie von allem Anfang an zu Gegnern der römischen Theokratie gemacht habe und mit einem lebhaften Unabhängigkeitsstreben verbunden sei. Den Arianismus erklärt man für die erste protestantische Regung obwohl gerade er die am Katholizismus verworfenen „ungermanischen“ Elemente besonders stark ausprägte, wie wir auf S. 244 mit Berufung auf Baur gezeigt haben[64]). Die Annahme des Christentums bei den Germanen überhaupt und seiner einzelnen Richtungen im besonderen hat mit tieferen religiösen Gründen gar nichts zu tun. Politische und wirtschaftliche Gründe sind ausschlaggebend. Chlodwig verspricht in der Schlacht, katholisch zu werden, wenn ihm der Christengott Sieg verleihe. Er und seine Nachfolger sprechen bei jeder Schenkung oder Begünstigung der Kirche die materiellen Beweggründe mit der größten Offenheit aus. Der Westgotenkönig Rekared erklärt aufrichtig, aus irdischen (politischen) Gründen den Arianismus mit dem Katholizismus zu vertauschen. Dem großen Deutschenapostel Wilfried gelingt die Bekehrung Frieslands; „denn, sagt die treuherzige Quelle, das Jahr war zur Zeit seiner Ankunft mehr als gewöhnlich ergiebig an Fischfang und fruchtbar in allen Dingen und die Heiden führten das zurück auf denjenigen Gott, welchen der Fremdling verkündete.“ — Die einen lockte die Aussicht des jenseitigen Lebens, andere persönliche Gründe. „Keiner deines Volkes hat den Göttern eifriger gedient als ich,“ sagt der Priester Coifi[65]), und doch sind viele begünstigter und glück-

Den eigentlich deutschen Wagner gibt es gar nicht; ich vermute, der ist die Ausgeburt sehr dunkler deutscher Jünglinge und Jungfrauen, welche sich mit dem Dekret, daß Wagner ein deutscher Künstler sei, selbst verherrlichen wollen.“ Vgl. ferner „Nietzsche kontra Wagner“. 1895, S. 75.

[64]) Auch an Intoleranz stand der Arianismus dem Katholizismus kaum nach.

[65]) Vgl. Green, Geschichte des englischen Volkes. 1889, I. S. 25.

licher. Wären diese Götter für irgend etwas gut, so würden sie ihren Anbetern helfen.“ Dann sprang er aufs Pferd, schleuderte einen Speer in den heiligen Tempel zu Godmanham und nahm mit allen übrigen des Witenagemot von Northumbrien die Religion des Königs an. Die Könige wurden häufig durch ihre Frauen bekehrt, denen die neue Religion eine festere und würdigere Stellung gewährte, als das Heidentum[66]. Ein großer Teil der Germanen mußte mit dem Schwert zum Christentum gezwungen werden. Karl des Großen Sachsenbekehrung bediente sich aber auch im weitesten Maße der Bestechung des Adels mit Land, so daß ein Zeitgenosse meint: „Mehr Sachsen hat die Bestechung als das Schwert gewonnen.“ — Dieselben Motive kehren überall wieder[67], von irgendeinem mystischen „Sehnen der Germanen nach Erlösung“, wie es eine Modeeinrichtung nennt, ist keine Spur.

Die Reformation heißt Chamberlain „eine Empörung der germanischen Seele gegen ungermanische Seelentyrannei“. Es ist sehr fraglich, ob von Katholiken oder Protestanten mehr an Seelentyrannei geleistet wurde, wenn man die verschieden lange Existenz der Bekenntnisse berücksichtigt. Buckle sagt, die Priesterknechtschaft der schottischen Presbyterianer lasse sich nur mit spanischen Zuständen vergleichen. Der Sieg des Protestantismus war überall durch soziale und politische Momente bedingt. Die Reformationsgedanken waren in den romanischen Ländern viel älter und weitgehender als in den germanischen, doch fehlte der soziale Boden. In Deutschland, England, Schottland, Schweden usw. waren die weltlichen

---

66) Vgl. die Belege zu dem Angeführten bei Dahn, Urgeschichte, I. 390, II. 403, III. 44, 50/1, 60, 63, 644, 701, 725/7, 772/3 usw., IV. 143, 180.

67) Chamberlain erzählt (749): „Keiner war so geschaffen, diese göttliche Stimme zu vernehmen wie der Germane — und das ganze germanische Volk greift gleich zu den Waffen des Evangeliums, jedem blöden Aberglauben (die Geschichte des Arianismus bezeugt es) abhold. — Dagegen spottet Dahn über die „Phrasen der Theologen“ von der „inneren Sehnsucht der Germanen nach der Erlösung“ — sie haben sich vielmehr, was die Regel, die große Menge, angeht, ganz verzweifelt und bis zum Tode kämpfend dawider gewehrt. (III. 773.)

Machthaber viel schneller dabei, die reichen Kirchengüter einzustecken, als sich mit theologischen Argumenten zu beschweren. Besonders in Deutschland besorgten die übermächtig entwickelten Landesfürsten dieses Geschäft aufs gründlichste; der Kaiser hatte gar nicht die Macht, ihnen zu wehren. — In England wurde die Reformation von einem König keltischen und französischen Blutes durchgeführt, aus dem Grunde, weil der Papst eine Ehescheidung des Königs verweigerte und dieser dabei eine gute Gelegenheit sah, nicht nur seine Geliebte durch eigenen Machtspruch heiraten zu können, sondern auch seinen politischen Absolutismus durch den religiösen zu stärken. Im Glauben blieb er orthodox katholisch und hatte so wenig Sympathie mit dem Protestantismus, daß er an Ludwig von Bayern schrieb, er solle Luther samt seinen Schriften verbrennen[68]). Die falsche Politik der Päpste förderte geradezu diesen Verlauf. Klemens VII. nahm durchaus keinen aufrichtigen Anteil an dem Kampf gegen die Fortschritte des Luthertums. Er fühlte sich mehr als italienischer Fürst, denn als Oberhaupt der Christenheit. Aus politischen Gründen bekämpfte er Karl V., die stärkste Säule des Katholizismus in Deutschland, und nötigte ihn dadurch, in seinem Lande die Ketzer gewähren zu lassen. Als der Papst besiegt war, mußte er aus Gefälligkeit gegen den Kaiser die Scheidung Heinrichs VIII. von Katharina, einer Tante Karl V., verweigern und bewirkte dadurch den Abfall Englands. Die Politik Klemens VIII. begünstigte überall die Gegner der Kirche. Ja noch mehr. Nachdem er infolge seines Bündnisses mit dem Kaiser der Kirche eine schmerzliche Wunde durch Englands Loslösung zugefügt hatte, wandte er sich von neuem gegen den Kaiser und suchte durch die Vermittlung des französischen Königs bei den deutschen Protestanten ein Bündnis gegen Karl V. nach! Der letztere mußte nun ebenfalls um die Gunst

[68]) Vgl. die treffende Polemik gegen die Annahme eines Zusammenhanges zwischen Protestantismus und Germanentum bei Robertson, The Saxon and the Celt. 1897, S. 95 ff., 143 ff.

der Lutheraner buhlen. Diese Umstände führten zum Nürnberger Religionsfrieden und dem raschen Aufschwung der Reformation in Deutschland[69]). Auch im folgenden sehen wir überall politische Gründe, die mit dem Rassengeist nicht das mindeste zu tun haben, den Fortgang der Bewegung bedingen. Dazu kam die rückständige soziale Lage Deutschlands. In Frankreich hatten die Bauern und Bürger mit Hilfe des Königtums die Macht des wirtschaftlichen Feudalismus gebrochen, sich selbst zu Freiheit der Person und des Eigentums hinaufgearbeitet. Als nun der Adel auch hier die Reformation für seine Zwecke ausnützen wollte, warfen ihn König und dritter Stand nieder. In Deutschland entfesselte die Reformation die soziale Revolution, doch kein deutscher Kaiser half den verzweifelten Bauern, um mit ihrer Kraft sich des verderblichen Landesherrentums zu entledigen, ihre Empörung wurde von den Fürsten im Blut erstickt. Luther eiferte diese noch hiezu an. Seine Lehre siegte. — Was aber hat mit all diesen Dingen der Rassengeist zu tun?

Fassen wir zusammen: Es fällt uns nicht ein zu leugnen, daß den germanischen Völkern die vortrefflichsten Eigenschaften zukommen, die sie unbestritten an die Spitze der großen Kulturrassen stellen, wobei freilich das reiche Erbe der Antike und des alten Orients, die fremden Einwirkungen von außen und die unschätzbare Mitarbeit zahlloser, der Abkunft nach „ungermanischer“ Elemente im Innern nicht vergessen werden dürfen. Doch all dies ist g e w o r d e n, in mühsamer Kulturarbeit errungen. Nur Torheit kann in allem Trefflichen „germanisches“ Erbe, in allem Schlechten fremden Einfluß erblicken. Die speziell für germanisch ausgegebenen Charakterzüge der Urzeit erwiesen sich schließlich als solche, die bei allen Naturvölkern auf gleicher Entwicklungsstufe auftreten und zwar in der verblüffendsten Ähnlichkeit mit den germanischen Verhältnissen. —

[69]) Nach Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. 1882. S. 11.

XI. Die Fortschrittsfähigkeit der Menschenrassen.

Charakter der Naturvölker.

Alle Rassentheoretiker schildern den geistigen und moralischen Zustand der Naturvölker in den dunkelsten Farben und sprechen ihnen für immer jede Fähigkeit ab, die europäische Kultur wirklich in sich aufzunehmen oder gar durch eigene Leistungen zu bereichern. Manche gehen sogar so weit, der Einführung einer neuen Hörigkeit in den Kolonien das Wort zu reden. Die moderne Völkerkunde zeigt uns aber immer deutlicher, daß die ungünstigsten Urteile über die zurückgebliebenen Rassen gerade von den unzuverlässigsten und flüchtigsten Beobachtern herrühren[1]). Aus den besten Quellen erhalten wir dagegen häufig ein günstigeres Bild. Natürlich sind die Verhältnisse äußerst verschieden, da gerade der Naturmensch dem natürlichen Milieu völlig unterworfen ist, und sein Charakter diesem entspricht. Hier sei nur auf die besseren Seiten hingewiesen, die günstige Verhältnisse an jeder Rasse entwickeln können, und denen man natürlich ebenso viele ungünstige Züge entgegenstellen kann, die bei allen Rassen vorkommen.

---

[1]) Man lese die schlagende Widerlegung dieser Vorurteile durch Felix von Luschan (Papers on Inter-racial questions 1911. „Anthropological view of race".) Der berühmte Anthropologe sagt, die einzigen „Wilden" in Afrika seien gewisse mit Tropenkoller behaftete Weiße. Ebenso sagt, Stabsarzt Dr. Lion in seiner vorzüglichen Broschüre „Die Kulturfähigkeit des Negers", 1908, die unsere Ausführungen vielfach ergänzt: „Mit der Erziehung der Weißen muß die Erziehung des Negers beginnen." Vgl. auch die Schrift des Missionsdirektors Hennig, Zum Kampf um die Negerseele. 1907.

Wir kennen viele „niedrige“ Rassen, bei denen die Frau eine geachtete Stellung einnimmt, und deren Ehrbarkeit sehr streng ist. Besonders wird oft die große Liebe zu den Kindern hervorgehoben, die es vielen Negerstämmen ganz unmöglich (und auch unnötig) erscheinen läßt, ein Kind zu schlagen[2]). Auch Zartgefühl gegen Alte und Schwache kommt vor, wo es die Verhältnisse gestatten. Gobineau behauptet, daß das Gefühl der Ehre einzig dem Arier eigen sei. Im Gegensatz dazu wird uns von dem übertriebenen Ehrgefühl der Fidschi-Insulaner, mancher Neger, der Beduinen, Tungusen u. a. berichtet. Speziell von den Tungusen hören wir, daß durch Beleidigungen verursachte Zweikämpfe selbst zwischen den nächsten Verwandten häufig sind. Der ritterliche Indianer ist ja eine Lieblingsfigur unserer Jugend. Gastfreundlichkeit, Mut, Redlichkeit, Treue gegen den Freund sind Züge, die uns in ethnographischen Schilderungen nicht mehr auffallen, weil sie zu häufig sind.

Unsere Vorstellungen von Despotismus und Knechtschaft des Volkes bei den Negern übersehen oft die festen Schranken, die die öffentliche Meinung dem Häuptling zieht und die einem wahren Mitwirkungsrecht des Volkes gleichkommen. — Im Lundareich wird der Herrscher beständig von einem Gefolge begleitet, dessen Aufgabe es ist, zu verhüten, daß er sich berausche oder rauche, weil er im unzurechnungsfähigen Zustand Grausamkeiten verüben könnte — eine primitive Form des Konstitutionalismus. — Häufig ist überhaupt die Volksversammlung souverain, deren Bild mit der taciteischen Schilderung der germanischen Einrichtung übereinstimmt.

Das feine Gerechtigkeitsgefühl der Neger wird häufig gerühmt. Bei den Galla muß der auf der Tat ertappte Dieb das Doppelte ersetzen. Hat er aber nur gestohlen, um seinen Hunger zu stillen, so wird er wieder freigelassen. Die Römer, deren XII Tafeln den Dieb noch mit Geißelung und Verknechtung bestrafen, kannten diese Berücksichtigung der Not nicht.

---

[2]) Vgl. bes. Ratzel, Völkerkunde, 2. Aufl. I. Bd. S. 114.

Chamberlain spricht den Semiten jede Fähigkeit zur Rechtsbildung ab und weist zur Begründung mit Hohn auf die seiner Ansicht nach auf der untersten Stufe des Rechtsgefühls stehenden Araber Zentralafrikas hin. Gerade an den afrikanischen Arabern hebt aber Ratzel (II. 431) das „feine Gefühl gegenüber der Ungerechtigkeit" hervor. Professor Myers sagt, er könne viele Beispiele dafür anführen, daß Naturmenschen eine Selbstbeherrschung zeigten, die Angehörige der zivilisiertesten Rassen beschämt hätte.

Viele Naturvölker übertreffen selbst die Europäer an Reinlichkeit. (Vgl. z. B. Ratzel I. S. 99.) Die meisten Naturmenschen baden täglich, die Bantu und andere Neger reinigen nach jedem Mahl über eine halbe Stunde ihren Mund mit ihren „msuaki", während der größte Teil der Europäer nie eine Zahnbürste benutzt und der Schmutz unserer Bauern ein beliebtes Witzblattthema bildet.

Außerordentlich ist der Kunstsinn vieler „Wilden", deren Erzeugnisse geradezu überraschend sind. Ihr Geschmack ist manchmal selbst dem europäischen überlegen (Ratzel I, S. 69), und ihr ganzes Leben ist mit Kunstfreude weit mehr gesättigt als unseres (ebenda S. 465). Treitschke sagt[3]: „Man kann den Adel einer Nation daran erkennen, ob bei ihr die Kunst älter ist oder der Komfort." — Danach wären die Römer, die zwar Wasserleitungen, Kloaken, Straßen, aber keine eigene Kunst zu ihren Großtaten zählen, weniger edel als die Eskimos, Buschmänner u. a., deren ärmliches Leben nur durch eine erstaunliche Kunstübung verschönt wird.

Wenn auch diesen günstigen Zügen viele ungünstige gegenüberstehen, so darf doch die Schuld der Europäer an letzteren nicht übersehen werden, die manches traurige Blatt der Kolonialgeschichte füllt. Sklaverei, Schnaps, venerische Krankheiten kennzeichnen überall das erste Auftreten des Europäers. Wenn die Rassengläubigen nun die edleren Züge der Menschlichkeit, die die „Wilden" aufweisen, nicht ganz leugnen können,

[3] Treitschke, Politik. 1897, Bd. I, S. 3.

so sprechen sie ihnen doch wenigstens jede Fähigkeit der Weiterentwicklung ab und prophezeien, daß das „Rad des ewigen Fortschrittes“ über die Idylle der Unkultur hinwegrollen müsse. Und doch, welche Fülle von sinnreichen Erfindungen bei diesen Ausgestoßenen! Selbst bei den niedrigen Australiern finden sich Anfänge der Schrift[4]). Die Polynesier haben Seekarten, die Fidschis, Hawaianer u. a. bedienen sich des Druckverfahrens zur Herstellung bunter Gewebemuster. Auffallend ist die große Leichtigkeit, mit der Neger und Indianer selbst mehrere fremde Sprachen erlernen[5]) und sich das Lesen von Schrift und Noten aneignen.

Eine große Fülle von Belegen, sowohl hervorragende Neger als auch die allgemeine Bildungsfähigkeit betreffend, führen Schneider (Die Naturvölker, 1880. II. Band), ferner Finot (S. 469 bis 470) an, auch Steinmetz[6]) fügt noch einiges Neue hinzu. Diese Beispiele genügen allein, um zu beweisen, daß der Weg zur Kultur keiner Rasse verschlossen ist. Freilich kommen häufige Rückfälle vor, die dann als Beweis der Nutzlosigkeit jeder Erziehung verwendet werden. Treffend bemerkt jedoch Jentsch: „Die Germanen sind auch nicht in einem Tag geduldige Stubenhocker und Aktenschreiber geworden.“ Tatsächlich waren die Germanen viele hundert Jahre nach der ersten Berührung mit den alten Kulturvölkern kaum so weit in der Aneignung und Ausnützung des überlieferten Kulturschatzes gekommen, wie die amerikanischen Neger von heute. Das Beispiel der Europäisierung Japans während der letzten Jahrzehnte hat nicht seinesgleichen. Die Maoris Neuseelands waren noch vor gar nicht langer Zeit Menschenfresser, heute stehen sie nach dem Urteil der kompetentesten Zeugen auf derselben

[4]) Ratzel, I. S. 317.

[5]) Vgl. a. a. O. I. S. 28. II. S. 16 usw.

[6]) Vgl. Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie und Soziologie, XXVI. 1902. Ratzel II. S. 27/8 nennt einige bedeutende Negerfürsten. Man erinnere sich noch an den Vollblutindianer Juarez und den Mischling Castro, deren Diplomatie sich den mächtigsten Staaten Europas überlegen erwiesen hat. Vgl. weiters Archiv für Ethnologie. Bd. X. Heft 2.

Kulturstufe, wie die eingewanderten Europäer. Sie besitzen das Wahlrecht zum Parlament und ihre Abgeordneten haben noch niemals die Stätte der Gesetzgebung durch so wüste Exzesse entweiht, wie die Vertreter „arischer" Kulturvölker im österreichischen Abgeordnetenhaus.

Den stärksten Beweis für die Möglichkeit, auch zurückgebliebene Rassen unserer Kultur einzugliedern, bildet die Entwicklung der Neger in Amerika. Noch vor einem Menschenalter völlig dem Tiere gleichgestellt, heute noch vielfach durch einen ungeheuren sozialen Druck, ja brutale Drohung niedergehalten, haben die amerikanischen Neger doch einen staunenswerten Aufstieg zu verzeichnen. Erzbischof Ireland meint, der von ihnen in den ersten vierzig Jahren seit der Emanzipation gemachte Fortschritt sei beispiellos in der Weltgeschichte: kein Volk von irgendeiner Farbe oder Rasse habe so Großes geleistet und er sei fest überzeugt, daß in den nächsten 40 Jahren dieser Fortschritt sich vervierfachen werde[7]). Der Zensus liefert den exakten statistischen Nachweis für ihre rasche wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung, die Berichte staatlicher Erziehungsinspektoren betonen, daß strenge Prüfungen an den Universitäten den Beweis erbracht hätten, daß von einer geistigen Minderwertigkeit keine Rede sein könne. Selbst der physische Typus nähert sich, wie zahlreiche Zeugen für die Vereinigten Staaten[8]) bestätigen, immer mehr dem europäischen. Auch Livingstone bemerkt in einer sehr interessanten Studie über die Neger Jamaikas, daß die Schwarzen in dieser englischen Kolonie englische Gesichts- und Charakterzüge annehmen, während in Haiti zweifellos der französische Typus durchdringt[9]).

---

[7]) Vgl. Münchener Allg. Zeitung (Beilage) No. 146 vom 19. Juni 1903.

[8]) Vgl. z. B. die zahlreichen Abbildungen von Negerjournalisten in J. Garland Penn, the Afro-american press and its editors (Springfield 1891). Viele zeigen unstreitig das Berufsgesicht des Journalisten.

[9]) Vgl. W. P. Livingstone, Black Jamaica, a study in evolution (London 1899). Sein Endurteil lautet: „Das Material beweist hinreichend, daß der Neger kein Endpunkt unter den Entwicklungen der höheren Arten ist, sondern im Grunde gleich mit dem weißen Mann."

Schon heute können die Neger Amerikas eine Reihe von Namen aufweisen, die in Wissenschaft, Kunst und Politik einen ehrenvollen Platz behaupten. Von Lebenden sei nur Booker T. Washington genannt, dessen auch deutsch erschienene Selbstbiographie ein wunderbares Bild des außerordentlichen Mannes[10]) und des Aufschwungs gibt, den die Entwicklung seines Volkes nimmt.

Die Grundbedingung jeder dauernden Hebung der niederen Rassen ist die Erweckung ihrer wirtschaftlichen Energie. Eine Pferdezüchterregel sagt: die halbe Rasse kommt durchs Maul hinein; der enge Zusammenhang zwischen der höheren Geisteskultur und der materiellen Grundlage zeigt sich deutlich in dem Zusammenfallen der klassischen Kunstepoche in Frankreich, England, Spanien und Holland mit dem ersten großen Aufschwung der Wirtschaft, der nicht immer gleichzeitig die politisch glänzendste Lage bezeichnet. Unsere Vorstellung von der nur durch Zwang besiegbaren Trägheit aller Naturvölker ist falsch. Ratzel führt eine Menge Beispiele für den emsigen und verständnisvollen Ackerbau der Neger, Polynesier u. a. an. In Südamerika stehen die Pflanzungen der Indianer und Neger oft in höchster Blüte, während daneben Spanier und Portugiesen in trägster Verkommenheit leben. Die Unlust der Naturvölker richtet sich oft nicht gegen die Arbeit als solche, sondern gegen eine ihnen ungewohnte und nicht zusagende Form derselben (Bergwerks-, Fabriksarbeit) und

---

Weitere eingehende Ausführungen über die Negerfrage in meinem Artikel „Die schwarze Gefahr in Amerika“ in den Sozialistischen Monatsheften 1905. Eine ausgezeichnete neuere Darstellung gibt Kate Brousseau, L'education des nègres aux Etats-Unis (Paris 1904); dort auch eine 59 Seiten starke Bibliographie der Negerfrage. Auf negerfeindlichem Standpunkt steht die Schrift von Frederic A. Hoffman, Race traits and tendencies of the american negro (London 1896).

[10]) Vgl. B. T. Washington, Vom Sklaven empor! (Berlin 1902). Ferner über einen der edelsten Vorkämpfer seiner Rasse die Schrift von F. M. Holland, Frederick Douglass (New York 1891) und In memoriam F. Douglass (Philadelphia 1897).

Washington und Douglass sind übrigens als Mulatten zu bezeichnen; auch Dumas war bekanntlich ein solcher. Von Puschkin wird ebenfalls berichtet, er habe Negerblut in sich gehabt.

gegen die ungünstigen Bedingungen. Ein Forscher berichtet, wie er seine Karawanenmannschaft in das höchste Erstaunen und nachher in die eifrigste Tätigkeit versetzte, als er die vereinbarten Bedingungen wirklich einhielt.

Der Professor der Experimentalpsychologie an der Universität Cambridge Ch. S. Myers hat das Seelenleben der Naturvölker mehrere Jahre lang in Australien und Afrika studiert und kommt zu dem Ergebnis, daß die geistigen Züge des größeren Teils der europäischen Bauernschaft im Wesen mit jenen der Naturmenschen übereinstimmen, daß die Abweichungen nur dem Milieu zuzuschreiben seien und daß bei entsprechender Änderung des Milieus die niedrigsten Rassen allmählich das Niveau der höchsten erreichen könnten und umgekehrt. Ebenso erklärt Konsul Vohsen auf Grund vieljähriger Erfahrungen in Afrika: „Der Neger unterscheidet sich vom Europäer nur in der Farbe.“ —

Früherer Zustand arischer Völker.

Nichts ist vielleicht so geeignet, uns den eitlen Wahn, durch unsere Abkunft der Völkeradel zu sein, zu rauben, als ein Rückblick auf die Vergangenheit unserer Kulturvölker. So war das Menschenopfer (das wohl auch mit Genuß des Fleisches verbunden war) bei allen Germanen noch lange nach ihrer Berührung mit der Kultur in Gebrauch; die Kelten in Irland waren nach Diodor überhaupt Menschenfresser, von den Galliern des Brennus berichtet es Pausanias, nach Plinius wurden die Gallier erst durch die Römer dieser Sitte entwöhnt, aber noch der heilige Hieronymus sah in seiner Jugend die Schotten ihr frönen, ja die letzteren sollen erst im späten Mittelalter davon abgekommen sein. Gobineau berichtet, daß die keltischen Armorikaner noch im 17. Jahrhundert Menschen opferten. Die Slawen Norddeutschlands verspeisten bis tief in das Mittelalter ihre alten Eltern[11]), von den Litauern werden

[11]) Vgl. Jakob Grimm, „Deutsche Rechtsaltertümer“, 4. Aufl. 1899, I. Bd. S. 669—674.

noch 1603 eine Reihe von Fällen der Menschenfresserei angeführt[12]. — Und angesichts solcher Tatsachen, die noch durch viele andere aus allen arischen Völkern vermehrt werden können, wird immer wieder von fast allen Rassentheoretikern behauptet, nie hätte irgendein arisches Volk Menschenopfer oder Menschenfresserei gekannt!

Ein beliebtes Thema der Rassengläubigen ist auch die angeblich unmenschliche Grausamkeit der „unedlen" Rassen. Wir wollen uns nicht damit aufhalten, zahlreiche Zeugnisse dafür vorzubringen, daß auch bei Naturvölkern Menschlichkeit selbst gegen den Feind vorkommt. Erinnern wir uns aber bloß an die Mittel, die noch im 17. und 18. Jahrhundert unsere Justiz anwendete, unter denen das langsame Zutodefoltern eine große Rolle spielte. Man schnitt dem Verbrecher die Glieder einzeln ab, zog ihm die Gedärme heraus, brannte ihm die Augen aus, zwickte ihn mit glühenden Zangen usw. — überdies oft wegen geringfügiger Vergehen. Erst Maria Theresia hat auf Betreiben Josef von Sonnenfels' die Folter abgeschafft. Das Standbild des mährischen Rabbinersohnes Sonnenfels steht heute vor dem Wiener Rathaus; zu seinen Füßen liegen zerbrochene Folterwerkzeuge. — Was übrigens die „arisch-christlichen" Balkanvölker in den letzten Kämpfen an Unmenschlichkeit geleistet haben, übertrifft vielleicht, was über die Grausamkeit wilder Stämme wirklich beglaubigt ist.

Überreste primitiver Kulturstufen in Europa.

Das ganz falsche Augenmaß, das die Rassentheoretiker bei ihrer Beurteilung fremder Rassen beweisen, entspringt aus ihrer Unkenntnis des wahren Zustandes der eigenen. Nur einem von jeder Weltkenntnis völlig entfernten Kopfe kann der eitle Gedanke verziehen werden, ein Goethe oder Kant seien repräsentativ für das ganze deutsche Volk[13]. Noch

[12]) Vgl. Tetzner, „Die Slaven in Deutschland, Beiträge zur Volkskunde". 1902, S. 26.

[13]) Ebenso unrichtig ist die Behauptung, die „Minderwertigkeit" der Naturvölker gehe daraus hervor, daß sie keine solchen Genies hervorgebracht hätten!

immer bilden die primitivsten Formen des religiösen Empfindens, Fetischismus, Totemismus und Ahnenkult, halbwegs unter christliche Tünche gebracht, einen lebendigen Faktor im Bewußtsein der großen Mehrheit der europäischen Bevölkerung, noch werden in protestantischen und katholischen Ländern die Priester von der bäuerlichen Bevölkerung für nichts anderes als Zauberer gehalten, die ebensogut wetterhexen können wie irgendein afrikanischer Medizinmann. Im Jahre 1911 spielte sich in Graz ein Prozeß ab, in dem auf die Vorstellungswelt deutscher Bauern Steiermarks ein recht sonderbares Licht fiel. In ganz Steiermark kommt nämlich der Aberglaube vor, daß jeder Apotheker das Recht habe, jährlich zwei Menschen zur Gewinnung von Menschenschmalz zu schlachten, die Apotheke der barmherzigen Brüder in Graz aber dürfe sogar sieben Menschen abschlachten! Ein Apotheker erhob aus diesem Anlasse die Ehrenbeleidigungsklage, wobei sich die weite Verbreitung des Aberglaubens herausstellte. Und nicht bloß die „Ungebildeten“ denken so. Vor wenigen Jahren mußte ein Hoftheater die Loge 13 abschaffen, die wahrscheinlich nicht bloß von Proletariern besucht war, und es ist allgemein bekannt, daß die Luxuszüge am Freitag so schlecht besetzt sind, daß mit der verringerten Benutzung gerechnet wird. Jeder der uns so lächerlich erscheinenden Züge in der Psychologie der „Wilden“ läßt sich heute wenigstens als Rudiment noch in unseren Gebräuchen und Anschauungen nachweisen, wofür Spencer reiches Belegmaterial bietet.

Die Menschenfresserei der Naturvölker entspringt nicht sowohl dem Gaumenreiz der Delikatesse als dem Aberglauben, daß der Mut, die Stärke und andere Eigenschaften des Verzehrten damit erworben würden. Noch 1892 wurde in dem

Manche Schriftsteller (z. B. Weininger, Moebius u. a.) sehen das „Genie“ als ausschließlich männliche Eigenschaft an, und tatsächlich hat es nie einen weiblichen Goethe, Beethoven, Kant gegeben. Ist es aber deshalb gestattet, die Frauen als „tief minderwertig“ zu verachten und ihnen die bürgerlichen und politischen Rechte vorzuenthalten?

russischen Dorf Stary-Multan (30 Meilen von der Universitätsstadt Kasan) von strenggläubigen russischen Bauern ein Dorfgenosse zu Ehren des alten Gottes Kurban geschlachtet, sein Blut getrunken, Lungen und Herz verzehrt. An der Opferung beteiligten sich der Schulze, der Polizeidiener und der Kirchenälteste des Dorfes. Die Bauern waren von der Rechtmäßigkeit ihres Vorgehens völlig überzeugt, so daß sie es gar nicht zu verbergen suchten[14]). Gebhardi schrieb 1783: „Das Trinken des Blutes ist nicht einmal in unseren Zeiten ein Merkmal der Barbarei, da es öfters epileptischen Personen gestattet wird, sich auf den Richtplätzen einzufinden und das warme Blut des enthaupteten Missetäters zu verschlingen." Bei der Hinrichtung eines Raubmörders in Hanau 1861 stürzten viele Menschen auf das Blutgerüst und tranken von dem rauchenden Blute. Noch in neuerer Zeit gestand in der Schweiz ein Mörder, er habe den Mord vollbracht, um das Blut gegen Fallsucht zu trinken. Wir haben schließlich eine große Anzahl von Beispielen[15]), daß Europäer jeder Nation vollständig verwilderten und zu Kannibalen wurden. Einer davon, Charles Savage, besaß eine solche Virtuosität im Kannibalismus, daß er alle Eingeborenen überflügelte. Außerdem frönte er allen Lastern der zivilisierten Völker mit einem Raffinement, daß ihn selbst die Wilden zuletzt nicht mehr ertragen mochten, sondern fraßen.

Zurückbleibende Rassen.

Man kann mit der größtmöglichen Exaktheit den Satz beweisen, daß die zwischen den entferntesten Gliedern derselben Sprachfamilie oder Rasse bestehenden Unterschiede größer sind, als die zwischen zwei beliebigen „unverwandten" Rassen als Ganzes. Es kann also nicht die Rassennatur sein, die die Zurückgebliebenen am Aufstieg hinderte, sondern nur

---

[14]) Jakob Robinson, „Psychologie der Naturvölker. S. 68.

[15]) Aufzählung bei Schneider, „Die Naturvölker". 1885, I. Bd., S. 44 ff.

das Milieu kann als Ursache betrachtet werden[16]. Die tiefsten Steppenbewohner Innerasiens sprechen iranische, also arische, Dialekte. Die Ainos Japans, deren Verwandtschaft mit der weißen europäischen Rasse nach Baelz höchst glaubhaft ist, werden selbst von den Japanern als barbarische Wilde verachtet. Die große Masse der russischen Bauern, die Albanesen, Kurden und andere Mitglieder der weißen Rasse stehen gewiß niedriger als viele Mongolen und Neger. — Welch enormer Abstand ferner zwischen den Westfinnen und den Magyaren einerseits, irgendeinem nomadisierenden Finnenstamm Sibiriens, den Samojeden oder Ostjaken anderseits! „Welcher Unterschied", sagt Ratzel, „zwischen dem Zweig der Tungusen, der in der kalten Zone Rußland unterworfen ist und dem, der in der gemäßigten China erobert hat und beherrscht, oder den Türken, die in Westasien herrschen." Bismarck hat bekanntlich den Türken das Zeugnis ausgestellt, sie seien die einzigen Gentlemen Osteuropas. —

Nichtarische Kulturen.

Übrigens haben manche Zweige der nichtarischen Völkergruppen eine Kulturhöhe erreicht, die den Vergleich mit den vorgeschrittenen arischen Völkern keineswegs zu scheuen hat. Es ist interessant, die Verlegenheit der Rassengläubigen zu beobachten, wenn ihnen die Kulturleistungen unserer mongolischen Vettern entgegengehalten werden. Man braucht bloß das unsäglich flache Urteil Chamberlains über die Chinesen anzusehen. Aber selbst ein gemäßigterer Vertreter dieser Richtung wie Woltmann[17]) bringt es fertig zu schreiben: „Von den Mongolen haben nur einige die untere (!) Stufe der Zivili-

---

[16]) Innerhalb jeder Rasse zeigt sich der Milieueinfluß und zwar auffallend in dem bei allen Rassen ganz gleich ausgeprägten Gegensatz zwischen den nördlichen und südlichen Gliedern der Gruppe. Ratzel (Anthropogeographie I. Bd. 2. Aufl. 1899. S. 556) weist dies für Deutsche, Italiener, Araber, Chinesen Spanier usw. nach.

[17]) Woltmann, Politische Anthropologie, 1903. S. 237.

sation erreicht.“ Und an anderer Stelle (S. 265) sagt er: „Wir können nur wiederholen, daß wir vom Standpunkt der historischen Anthropologie alle Blutkreuzungen der kaukasischen Rasse *mit* Negern und Mongolen verdammen müssen, und daß *selbst die Vermischung mit dem mediterranen und alpinen* Typus im großen und ganzen als schädlich anzusehen ist.“ Mit dem letzten Halbsatz fliegen also ganz Süddeutschland, die Mittelmeerländer, Frankreich, die Niederlande und Österreich in den Sumpf der rassenlosen Unkultur. Es ist natürlich, daß den Rassengläubigen der Begriff Mongole nicht bloß Chinesen (die mit den Mongolen im engeren Sinn weder sprachlich noch sonstwie zusammengehören) deckt, sondern auch alle Mongoloiden, Ugro-Altaier (Türken, Finnen usw.). Sehr lesenswert ist in dieser Beziehung die Schrift eines hervorragenden Fachgelehrten, Heinrich Winkler[18]), dessen deutscher Patriotismus in ihr gegenüber magyarischem Chauvinismus zu recht kräftigem Ausdruck kommt.

Sein Gesamturteil faßt Winkler in folgende Worte zusammen: „Daß die finnischen Völker zum größten Teil nicht über die einfachen Verhältnisse von Ackerbauern und Viehzüchtern hinausgelangt sind, liegt lediglich an der Natur der von ihnen bewohnten Landstriche, keineswegs etwa an einer geringeren Begabung. Überhaupt legt derjenige, der unter finnischen Völkern gelebt und sie mit den umgebenden indogermanischen zu vergleichen Gelegenheit gehabt hat, sehr bald den allgemeinen, aber unberechtigten indogermanischen Überlegenheitsdünkel ab. Wo irgend die Verhältnisse den finnischen Völkern günstig sind, fällt der Vergleich oft recht bedenklich zu ihren Gunsten aus; daß die Suomifinnen, das heißt die Bevölkerung Finnlands, ebenso die Magyaren Kulturnationen im besten Sinne des Wortes sind, sieht jeder, der je die beiden Völker in ihrer Heimat kennen gelernt hat. Das geistige Leben Finnlands steht in jeder Be-

[18]) Vgl. Heinrich Winkler, Skizzen aus dem Völkerleben. 1903. (Behandelt Finnen und Magyaren.)

ziehung auf dem Niveau der besten Vertreter des Indogermanentums; der Gegensatz zu den Nachbargebieten mit russischer Bevölkerung ist ein so gewaltiger, daß man aus Asien nach Europa zu kommen glaubt, sowie man aus Rußland nach Finnland kommt und einen etwas näheren Einblick in die hochstehenden, geordneten finnischen Verhältnisse und das rege geistige Leben dort gewinnt. Abgesehen aber von der Bewältigung aller Kulturaufgaben des modernen Lebens auf technischem, wissenschaftlichem, gesellschaftlichem Gebiet, finden wir hier einen aufgeschlossenen Sinn für Formenschönheit, überhaupt für alle Gebiete der Kunst; die ganze finnische Rasse ist in hohem Grade farben- und tönefroh, dabei von einem feinen Gefühl für das wirklich Schöne im Reich der Töne, der Farben und Poesie." (S. 98/99.)

Und doch soll nach den Rassentheorien die Mischung mit den Mongoloiden die heutige niedrige Stufe der Russen verschulden!

Fast alle Urteile der Rassentheoretiker über China zeugen von der vollendetsten Unkenntnis der Zustände. Man spricht von der „Unbeweglichkeit" der chinesischen Rasse, obwohl doch kein Reich der Welt häufigeren Umwälzungen ausgesetzt war! Nach längerem Stillstand hat in jüngster Zeit die Gründung der chinesischen Republik die Welt in Erstaunen versetzt. China hat schon vor Jahrtausenden Ideen verwirklicht, die wir zu den stolzesten Errungenschaften unserer Zeit zählen. Im Jahre 134 vor Christus bestimmte Kaiser Wu-Di, daß in allen Provinzen die durch Tugend und Gelehrsamkeit über das gewöhnliche Maß hinausragenden Männer ausgewählt und zum Staatsdienst herangezogen werden sollten. Unter Wang-Mang (9—23 p. Chr. n.) wurde die Sklaverei abgeschafft, 517 das Tieropfer beseitigt. Seit den ältesten Zeiten herrscht absolute Toleranz in Glaubenssachen und eine im Vergleich mit Europa überaus große Rede- und Preßfreiheit[19]). Der Gedanke, daß

[19]) Fries, Abriß der Geschichte Chinas, nach chinesischen Quellen übersetzt und bearbeitet. 1884. S. 86. 94. 136 usw.

der Fürst der Diener des öffentlichen Wohles sein müsse, ist ebenso uralt. Ich erwähne bloß die moralischen Errungenschaften, weil Chamberlain ja so oft betont, daß die Kultur nicht in einer Anhäufung nützlicher Handgriffe, sondern in der Verfeinerung des Gemüts und des Geistes besteht. Wie konnte der Chinese bei seiner angeblichen „Nüchternheit“ und „Seelenlosigkeit“ (Chamberlain) eine so von reichster Phantasie erfüllte Kunst schaffen[20]? Warum China nicht unsere technisch-wirtschaftliche Entwicklung nehmen konnte, obwohl es seit langem mit vielen neuern Erfindungen versehen war, setzt Babington[21]) treffend auseinander. Wie vollkommen der chinesische Geist den europäischen in sich aufnehmen kann, haben mehrere in Europa und Amerika lebende Diplomaten gezeigt, zum Beispiel der Botschafter Wutingfang in Washington, dessen geistreiche Feder den besten unsrer Literaten gleichkommt. Tscheng-Ki-Tong, ein Diplomat, der sich lange in Paris aufhielt, veröffentlichte ein lehrreiches Buch über China[22]), das wenige seiner europäischen Berufsgenossen mit solcher Grazie und solch feinem Humor hätten schreiben können.

---

[20]) Ein schönes Bild gibt Henri Borel, Weisheit und Schönheit aus China, aus dem Holländischen übersetzt von E. Keller-Soden. Der Anthropologe Topinard hat behauptet, den Chinesen sei jede Vorstellung von Perspektive fremd geblieben. Hierauf erwiedert der Kunsthistoriker Große (zitiert bei Friedrich): „Ein exakter Anthropologe braucht freilich nicht zu wissen, daß die Chinesen die großartigste Landschaftsmalerei schon zu einer Zeit besaßen, als den besten europäischen Künstlern „jede Vorstellung von Perspektive“ noch fremder war, wie heute den jüngsten Kindern in einer Dorfschule.“ „Die gesamte mongolische Rasse scheint von der Natur mit einem viel feineren Gefühl für die sinnliche Schönheit der Linien und der Farbe begabt zu sein, als die unsrige.“ — Auch die japanische Kunst hat einen sehr hohen Stand erreicht und auf die Ausbildung des modernen europäischen Kunstempfindens einen starken Einfluß geübt. Wer Lafcadio Hearns Bücher über Japan gelesen hat, wird sich wohl künftig hüten, das Gefasel von der „Seelenlosigkeit“, „Äußerlichkeit“ usw. der Mongolen nachzuplappern. —

[21]) William Dalton Babington, Fallacies of Race Theories. 1895. S. 249—277.

[22]) Tscheng-Ki-Tong, China und die Chinesen. 2. Aufl., 1896. Verlag Reißner.

Über die Leistungen der Japaner ein Wort zu verlieren, ist wohl ganz überflüssig. Die Rassengläubigen, die ja den Erfolg in der Weltgeschichte als allein maßgebend für den Rassenadel ansehen, müssen wenigstens die Schlachten von Mukden und Tsushima als Ahnenprobe anerkennen.

Die einzige von der Völkerkunde zugelassene Annahme ist, daß nicht eine feststehende Rassenanlage, sondern äußere Umstände, Klima, Boden, Wanderungen usw., die Entwicklung eines Volkes bestimmen[23]).

Die Verschiedenheiten der Kulturhöhe, die in den einzelnen Erdteilen erreicht wurde, lassen sich aus den Verschiedenheiten der natürlichen Verhältnisse vollkommen erklären. Das reichgegliederte, gemäßigte, von lebenerweckenden Gegensätzen erfüllte Europa[24]) und Asien (die ja eigentlich nur einen Erdteil bilden), überragen weit das ungegliederte, tropische, einförmige Afrika, das dürre Australien. Die natürliche Ausstattung mit Nutztieren und -Pflanzen bestärkt diesen Eindruck. Ratzel kommt nach sehr sorgfältiger und vorsichtiger Diskussion dieser Frage zu dem Ergebnis[25]): daß die alte Welt

---

[23]) Vgl. insbesondere die ersten Kapitel von Buckles, Geschichte der Zivilisation in England (deutsch von Ruge 1860) und die scharfsinnige Verteidigung Buckles durch I. M. Robertson, Buckle and his critics, a study in sociology. 1995, ferner Spencer, Prinzipien der Soziologie. Bd. I, 1877, Ratzel, Anthropogeographie. I. Bd., 2. Aufl., 1899. Zur Wirkung des Klimas vergleiche auch die Arbeit Gießlers „Über den Einfluß von Wärme und Kälte auf das seelische Funktionieren des Menschen. (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie. 1902, S. 319 ff.)

[24]) Bemerkenswert ist auch, daß kein Erdteil von zerstörenden Naturgewalten (Erdbeben, Vulkanen usw.) so befreit ist, wie Europa. Die durch diese erzeugte Unsicherheit und der mächtig beförderte Aberglaube sind jedem Kulturfortschritt überaus schädlich. Vielleicht darf man sich auch hieraus Gründe dafür suchen, daß Europa — sonst nicht gerade der lockendste Erdteil — stets das Hauptziel zahlloser Völkerwanderungen gewesen ist, was wieder die hier besonders starke Rassenmischung erklärt.

[25]) Ratzel, Anthropogeographie. I. Bd., S. 508—516. Besonders bemerkenswert ist das Fehlen unserer sämtlichen Haustiere im alten Amerika, sowie die Unkenntnis der Eisenbearbeitung. Die altamerikanischen Kulturvölker bearbei-

diesbezüglich der neuen überlegen sei, in ihr wieder Europa und Asien dem afrikanischen Weltteil, während Australien am allertiefsten stehe.

Graf Gobineau hat gegen diese Auffassung einige Einwände erhoben, er fragt, warum Amerika nicht durch die Rothäute auf die heutige Kulturstufe gebracht werden konnte, bemüht sich zu beweisen, daß Rom keineswegs günstig gelegen war usw. Die letztere Behauptung hat Mommsen widerlegt, der die große Gunst der Lage Roms eingehend nachweist und als Ursache seiner Entwicklung auffaßt. Das andere Argument Gobineaus beruht auf dem Übersehen der Tatsache, daß für verschiedene Kulturstufen dieselben Naturbedingungen verschiedene Bedeutung besitzen. Man nehme einen tiefstehenden Stamm und setze ihn auf die reichsten Eisenlager der Welt, es wird sich doch kein Stahltrust unter ihm auftun. Gerade jener Umstand, der heute Amerikas Sieg über die alte Welt befördert, die Weiträumigkeit, ist das größte Hindernis für ein Naturvolk, sich zu erheben, den ersten Schritt vom schrankenlosen Umherschweifen zum festen Wohnsitz zu machen. Der ungeheuere Lebensspielraum des amerikanischen Kontinents konnte eben nur durch fremde höherzivilisierte Völker ausgenützt werden, dem Fortschritt der Autochthonen war er tödlich. Nichts ist auf tiefer Stufe stehenden Rassen so schädlich, als eine endlose Fläche, über die sie sich ohne große Reibung ausbreiten können. Nimmt ein Jagdgrund an Ergiebigkeit ab, so zieht man eben weiter, kann die oberflächliche Bodennutzung den Bevölkerungszuwachs nicht ernähren, so ist Raum genug für das Ausdehnungsbedürfnis vorhanden, bricht ein erobernder Stamm herein, so ist es möglich, ihm zu weichen und die Hütten weiter zu tragen. Die erforderte soziale Reibung fehlt diesen „kampflosen Kontinenten“ und damit jeder Ansporn zum Fortschritt. Rußland,

teten zwar Gold und Silber, das Eisen wurde ihnen durch einen Zufall welthistorischer Größe vorenthalten.

Australien, Afrika lassen die Wirkung dieses Gesetzes erkennen[26].

Alle frühen Kulturen gehen von geringräumigen Landschaften aus, denen natürliche Grenzen (Gebirge, Flüsse, Meer, Wüste) eine heilsame Schranke gegen das Umherschweifen im Innern und einen Wall gegen Überfälle von außen gewähren. Wenn nicht der römische Grenzwall und die antike Kultur auf der einen, das slawische und mongolische Nachdrängen auf der anderen Seite den Germanen den Lebensspielraum verengt hätten, würden sie vielleicht noch lange, wie zu Cäsars Zeiten, nicht zu festen Sitzen gekommen sein.

Nicht nur die Ungunst der Natur, auch ihre allzu große Gunst kann den Fortschritt hemmen. Schon der große Seefahrer Cook hat bemerkt, daß die leichte Nahrungsgewinnung aus dem Ertrag des Brotfruchtbaumes ein Hauptgrund für die geringe Entwicklung der Kultur in der Südsee ist. Mit besonderem Nachdruck hat der Kulturhistoriker Buckle hervorgehoben, wie viel mehr dasjenige Milieu kulturfördernd wirkt, das zur Entfaltung der Arbeitsenergie zwingt als ein solches, das die Lebensbedürfnisse mit verschwenderischer Freigiebigkeit darbietet. Bei den Ostmalayen auf Ceram bereitet sich ein Mann in einem Monat so viel Sago, daß er sich von der einen Hälfte ein Jahr ernähren und gegen die andere Schmuck und Messer eintauschen kann. Wo bleibt da der Anreiz zur Erfindung, die Erziehung zur anhaltenden Arbeit? Die fruchtbarsten alten Kulturen sind auf dem Boden dürrer Ebenen erwachsen, wo die Not zur sorgsamsten künstlichen Bewässerung zwang (Ägypten, Mesopotamien, Persien, Peru, Mexiko, Yucatan, große Teile von China usw.) oder wo das Meer und die günstige Verkehrsanlage (Griechenland) die Erzieherrolle übernahmen.

Wir sehen, daß jeder Fortschritt auf geringer Kulturhöhe

---

[26]) So Walter Bagehot, Ursprung der Nationen. 1874, S. 95. Jsaieff, Sozialpolitische Essays. 1900, S. 292. Reinsch in Papers on Inter-racial questions. 1911. S. 51 ff.

mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist und nur durch das Zusammentreffen ganz außergewöhnlich günstiger Umstände erfolgen kann. Zwischen der lähmenden Wirkung des Elends und der erschlaffenden des Überflusses hat die Natur selten den richtigen Mittelweg geöffnet. Treffend bemerkt Spencer, dessen reiches Material zu diesem Thema zu beachten ist[27]: „Die Entwicklung pflegt man sich gewöhnlich so vorzustellen, als ob damit eine in jedem Ding steckende innere Tendenz verknüpft sei, etwas Höheres zu werden. Dies ist jedoch eine ganz irrige Vorstellung davon. In allen Fällen wird sie durch das Zusammenwirken innerer und äußerer Faktoren bestimmt.“ Vielfach bestehe die Anpassung an einen neuen Zustand sogar in einem Rückschritt zu niedrigeren Formen. Man darf schließen, daß manche Naturvölker schon auf viel höherer Stufe standen, aber durch ihr Herabsinken der Natur oder Geschichte sich besser anpaßten[28]. Spencer meint sogar: „Wenn wir die Parasiten mit dazu zählen, so ist in der Tat die Mehrzahl von allen lebenden Arten der Tiere von einem höheren Entwicklungsgrad herabgesunken, welchen ihre entfernten Vorfahren einstens erreicht hatten.“

Nicht nur die großen ins Auge springenden Faktoren der klimatischen Extreme, des Mangels oder Überflusses atmosphärischer Feuchtigkeit, Fehlen nutzbarer Tiere und Pflanzen und dergleichen hindern den Fortschritt der von ihnen betroffenen Rassen, sondern gar mancher, der unserem Auge kleinlich und lächerlich erscheint. Als Beispiel führen wir das Vorkommen gewisser Insekten an.

---

[27]) Vgl. Herbert Spencer, Prinzipien der Soziologie. Deutsch von Vetter, I. Bd. 1877, S. 118 ff.

[28]) An vielen Orten der Erde, in den unzugänglichsten Urwäldern Mittelamerikas, auf Java, den Osterinseln, in Südafrika usw. finden wir Bauwerke und Denkmäler von solcher Ansehnlichkeit und selbst Großartigkeit, daß keine Beziehung zu den ärmlichen Menschenarten möglich zu sein scheint, die jetzt mit abergläubischer Scheu die Ruinen ihrer großen Vergangenheit beschauen. Welcher Rassenhochmut mag einst hier gethront und auf die übrige „Welt“ herabgeblickt haben?

„Wo, wie am Orinoco,“ sagt Spencer[29]), „der Morgengruß stets lautet: ‚Wie haben Euch die Moskitos zugesetzt?‘ und wo die Qual so groß ist, daß ein Priester nicht glauben wollte, daß Humboldt sich derselben freiwillig unterworfen habe, bloß um das Land zu sehen — da muß das Bedürfnis nach Erleichterung oft über den bereits schwachen Antrieb zur Arbeit die Oberhand erhalten.“ Die Kirgisen werden durch die Fliegenschwärme geradezu zum Nomadisieren gezwungen, indem sie im Mai, wo die Steppen mit der üppigsten Weide bedeckt sind, diese im Stich lassen und in die Berge ziehen müssen.

Die Tsetsefliege in Afrika schließt Rinder und Ochsen von großen Gebieten aus, ihr Einfluß auf die Wanderung der Weißen ist größer als der jedes anderen Tieres, die gefährlichsten Raubtiere inbegriffen. Durch sie werden die Buren wie durch eine unsichtbare, aber unübersteigliche Schranke von jedem Vordringen über den 20. Grad hinaus abgehalten[30]). Die Malaria wird durch Moskitos übertragen. — So viel der Neger bauen mag, der Kornwurm verwüstet den größten Teil, durch massenhaftes Bierbrauen wird zwar ein Teil des Materials gerettet; eine Möglichkeit, durch Fleiß sich zu heben, existiert aber nicht. Heuschrecken spielen andernorts dieselbe Rolle. Termiten fressen alles — Vorräte, Kleider, Geräte, Betten usw. „Ein Mann kann heute reich sein und morgen arm werden durch die Verwüstungen der weißen Ameisen“, sagte ein portugiesischer Kaufmann zu Livingstone, und Humboldt bemerkt: „Wo die Termiten alle Dokumente zerstören, da ist auch keine vorgeschrittene Zivilisation möglich.“ Die durch solche Vorkommnisse erzeugte Mutlosigkeit verhindert allein jeden Fortschritt.

Eine Höherentwicklung, von niederen Stufen aus, wird also nur in selten günstigen Ausnahmsfällen möglich sein.

---

[29]) Spencer a. a. O., S. 41.

[30]) Ratzel, Anthropogeographie. I. Bd., 2. Aufl. 1899, S. 524 ff.

Später erst wird die Bewegung automatisch. Die soziale Differenzierung und die Verknüpfung des materiellen Fortschritts mit dem Erhaltungsstreben des einzelnen, das Hinaustragen und Befestigen des Erworbenen durch Kolonisation, Expansion, soziale Reform, schließlich die Unersättlichkeit des zu freier Betätigung erwachten Geistes lassen kein Aufhören der so mühsam erzeugten Fortbewegung der Kultur absehen.

XII. Zur Psychologie der Rassentheorien.

Nur naive Gemüter können darob erstaunen, mit welcher Zähigkeit oft unwissenschaftliche, ja unlogische Spekulationen allen Argumenten von Vernunft und Erfahrung gegenüber vertreten werden. Die Grundlage eines bestimmten Wollens, eines meist ökonomischen oder politischen Interesses, ist es, auf dem die luftigen Hypothesen erbaut werden, die allen Angriffen der Vernunft trotzen. Das klassische Beispiel hiefür sind die Rassentheorien, die es besonders gut verstehen, ihr Wesen zu verstecken, indem sie ihrem Grundinteresse, das häufig beschränkt materieller Art ist, das Weltanschauungsmäntelchen umhängen. Eine historische Überschau gibt uns wertvolle psychologische Aufschlüsse.

Aristoteles' Rechtfertigung der Sklaverei.

Bei Aristoteles[1]) finden wir die modernen Rassentheorien im Grundriß klar vorgezeichnet, und diese Tatsache ist um so wertvoller für unsere Betrachtung, als der psychologische Grund noch nicht verhüllt wird. Der griechische Denker behandelt die Sklaverei und rechtfertigt sie folgendermaßen:

1. Schon die Natur bestimme die einen zum Herrschen, die anderen zum Dienen, indem sie jenen höhere Fähigkeiten, diesen die rohe Kraft des Tieres verleihe. Das Recht des Herrn über die Sklaven sei ähnlich dem des Menschen über das Tier. Den ethischen Bedenken gegen diesen brutalen Grund-

---

[1]) Vgl. Aristoteles, Politik. I. Buch, 2. Kapitel.

satz des „Rechtes des Stärkeren“[2]) sei entgegenzuhalten, daß 2. dieses Verhältnis auch im Interesse der Beherrschten liege, die ja nicht wahre Vernunft besäßen, sondern der Leitung durch Beherrschung bedürften, ferner daß 3. sich an das „siegende Element“ auch immer ein Überschuß an Trefflichkeit knüpfe“[3]).

Diesen drei Argumenten hat keine Zeit, die irgendein Gewaltverhältnis ähnlicher Art zu rechtfertigen hatte, etwas Neues hinzugefügt und heute noch können wir sie als Quintessenz der modernen pseudo-darwinistischen Weisheit erkennen, wie sie Ammon und Konsorten verzapfen. „Körperlich und seelisch“, sagt Chamberlain (Band I, S. 503), „ragen die Arier unter allen Menschen empor; darum sind sie von Rechts wegen (wie der Stagirit sich ausdrückt) die Herren der Welt.“

Aristoteles' Rechtfertigung der Sklaverei entsprach völlig den Bedürfnissen der sklavenhaltenden Antike. Wenn sich auf ihrem Grunde keine eigentliche Rassentheorie entwickelte, so liegt die Ursache hauptsächlich darin, daß ein eigentlicher Klassenkampf der Sklaven gegen ihre Herren, der diesen eine ideologische Waffe und Stütze nötig gemacht hätte, nicht möglich war. Wenn sich Sklaven empörten, so kreuzigte man sie ohne Anwendung von Rassenphraseologie, für deren mystischen Kleister die Alten keinen rechten Geschmack gehabt hätten[4]).

---

[2]) Vgl. Rousseaus berühmte Polemik gegen Aristoteles (Gesellschaftsvertrag Kapitel 2 und 3).

[3]) Wichtig ist noch Aristoteles' Behauptung, daß die physischen Ungleichheiten vererbt werden, so daß es also richtige Rassenungleichheiten sind — nicht individuelle — von denen er ausgeht. Übrigens bewegt ihn sein naturwissenschaftliches Gewissen zu der Feststellung, daß doch öfters Ausnahmen von den Regeln der geringeren Natur der Sklaven und der Vererbung vorkommen.

[4]) Man will oft in den Kämpfen zwischen Persern und Griechen, Karthagern und Römern welthistorische „Rasseninstinkte“ entdecken. Man erinnere sich, daß die alten Perser Arier waren und (wenn man überhaupt so reden darf) „reinere“ Arier als die Hellenen, weshalb ja auch Gobineau ihre Partei

Rassentheorien und Klassenkampf in neuerer Zeit.

Die Heimat der neueren Rassentheorien ist Frankreich, obwohl auch in anderen Ländern schon früh gelegentlich ihr Kommen sich ankündigt.[5]) Das Wiedererwachen der Wissenschaften zerstört die bis ins 17. Jahrhundert geglaubte Fabel vom trojanischen Ursprung der Franken. Thierry[6]) hat die Entwicklung der neueren Theorien gezeichnet, der wir wegen ihres engen Zusammenhanges mit der jeweiligen Zeitpolitik Aufmerksamkeit schenken wollen. — Eine wichtige Kontroverse knüpfte sich an den Ursprung der Franken und die Art ihres Eintrittes in die gallische Zivilisation. Merkwürdigerweise war es zuerst ein Vertreter des Bürgertums, der Protestant Hotman, der in seiner Franco-Gallia (1574) das Idealbild einer freiheitlichen Verfassung nach Art der englischen schilderte, die nach seiner Ansicht von den Franken aus Germanien nach Gallien gebracht worden wäre und hier bis vor etwa einem Jahrhundert den königlichen Übergriffen standgehalten hätte. Unter Ludwig XIV. wurde dagegen die Theorie begünstigt, die Franken seien ein gallischer Stamm gewesen, nach Germanien gewandert und später als Befreier ihrer Brüder vom römischen Joch zurückgekehrt. Also kein Rassengegensatz, sondern nationale Einheit, wie es die absolute Monarchie anstrebte. Diese Theorie unterstützte trefflich die Eroberungsgelüste des Königs nach dem linken Rheinufer, der ja nur das

---

ergriff. Im Kampfe zwischen Rom und Karthago, der im Grunde, wie Mommsen ausführt, auf Handelsrivalität zurückging, standen die Sympathien der griechischen Welt auf karthagischer Seite gegen Rom.

[5]) In Rußland suchte 1749 ein deutscher Gelehrter Müller die finnisch-tatarische Abstammung der Russen nachzuweisen. Kaiserin Elisabeth befahl den Forscher sofort in Haft zu nehmen und dem Sekretär der Akademie der Wissenschaften, Trediakowsky, der die Ansicht Müllers für begründet erklärt hatte, hundert Knutenhiebe zu verabreichen. Müller wurde zum Widerruf gezwungen. — Diese Vorgangsweise gegen eine dem Nationaldünkel widersprechende, wissenschaftlich voraussetzungslose Aufdeckung der wirklichen Rassenverhältnisse ist für alle Zeiten typisch. —

[6]) Thierry, Récits des temps mérovingiens, Introduction.

alte fränkische Gebiet „zurückforderte".[7]) Leibniz widerlegte sie durch den Nachweis der germanischen Abstammung der Franken, ohne daß seine Stimme etwas gegen die politisch bequeme Theorie vermocht hätte. — Am Anfange des 18. Jahrhunderts beunruhigte der wachsende Einfluß des Bürgertums, wie ihn die bürgerlichen Minister und unternehmungslustigen Parlamente zeigten, den Hochadel, der gleichzeitig den steigenden Ansprüchen der absoluten Staatsgewalt feindlich gegenüberstand. Der Graf von Boullainvilliers wurde sein vielbeachteter Wortführer. Er behauptet die germanische Abkunft des Adels, dessen alte Rechte der Fehde, Privatjustiz und Selbsthilfe gegen den König er warm verteidigt. Für die minderwertige keltische und romanische Masse des Nichtadels, die durch das Recht der Eroberung dem Frankenadel untertan sei, hat er keinerlei Sympathie. Zuerst taucht hier der Gedanke der Rassenscheidung im Innern auf. — In der Schrift eines anonymen Parlamentsrates von Rouen (1730) protestiert das bürgerliche Bewußtsein heftig gegen diese feudale Anmaßung, leitet alles Gute von den Römern her und verwirft alles Germanische mit dem Ton der größten Verachtung. Der Abbé und Diplomat Dubos, selbst bürgerlicher Abstammung, sucht zu vermitteln, indem er zwar die gallo-romanische Abkunft der Nichtadeligen und die fränkische des Adels zugibt, aber zu beweisen versucht, daß die Franken nicht als Feinde, sondern als Verbündete der Römer gegen die anderen Barbaren gekommen seien. Der Adel habe aber erst später seine Privilegien durch Usurpation erworben, könne sich also nicht auf das Recht der gar nicht erfolgten Eroberung berufen.

Montesquieu beweist seinen politischen Scharfblick dadurch, daß er von den Theorien Boulainvilliers und Dubos sagt, „die eine scheine eine Verschwörung gegen den dritten Stand zu sein, die andere eine solche gegen den Adel". Aus

---

[7]) Vgl. über diese Rassentheorie und ihre politischen Folgerungen eingehend Pufendorf, Verfassung des deutschen Reiches, §§ 3—6. (Übersetzung von Breßlau 1870, besonders auch S. 31 die Note des Übersetzers.)

der Zeit vor der Revolution sind noch zwei Ansichten bemerkenswert. Mably kehrt zur germanistischen Theorie Hotmans zurück, nimmt aber an, daß die germanischen Freiheiten durch Vertrag auf alle Rassen ausgedehnt worden seien und erringt damit allgemeinen Beifall. Im Gegensatz hiezu nehmen die Radikalen die Theorie der Eroberung wieder auf, aber nur um eine neue furchtbare Waffe gegen eben jene zu gewinnen, die diese Theorie zuerst angewandt hatten. Der Abbé Sieyès ruft in seiner berühmten Flugschrift aus: „Der dritte Stand braucht sich nicht zu scheuen, in die Vergangenheit zurückzugehen. Er wird sich auf das Jahr berufen, das der Eroberung voranging, und da er heute stark genug ist, um sich nicht mehr unterjochen zu lassen, wird sein Widerstand zweifellos wirksamer sein. Warum soll man nicht alle jene Familien in die fränkischen Wälder zurückjagen, die die alberne Anmaßung bewahren, von der Erobererrasse abzustammen und die Erobererrechte geerbt zu haben? Die alsdann gereinigte Nation wird sich trösten können, wie ich glaube, bei dem Gedanken, bloß mehr aus Abkömmlingen der Gallier und Römer zu bestehen“ usw.

Fügen wir den Angaben Thierrys hinzu, daß auch in der Finanzliteratur jener Zeit der Anspruch des Adels auf Steuerfreiheit sich auf seine Abstammung von der besseren Erobererrasse stützt und mit entsprechenden Gründen bekämpft wird. Nach der Revolution und der napoleonischen Episode waren es die Emigranten, die rückkehrend auch die alten Theorien wieder ausgruben und politisch auszunützen suchten. Der Graf von Montlosier tat dies in einer Form, die großen Einfluß auf die Zeitpolemik nahm. Er sah einesteils, daß die Rassenmischung auch im Adel weit vorgeschritten war, andernteils durfte man das durch die Kriege gereizte nationale Empfinden nicht durch die Herleitung des Adels aus germanischem Ursprung auf eine allzu harte Probe stellen. Er nahm also nicht zwei Rassen, sondern zwei „Völker“ an, die nicht ethnische sondern politische und ökonomische Merkzeichen tren-

nen sollten. Beide „Völker" ließ er von allen drei Rassen abstammen, doch leite sich das eine von Freien, das andere von den Sklaven her. Die ersteren seien die „wahren Franzosen", d. h. der Adel und seine Verbündeten, die anderen aber die politisch und sozial minderwertigen Bürger. Guizot akzeptiert die Theorie ebenfalls. Es ist anzunehmen, daß sie auch in der dem Adel näherstehenden höheren Bourgeoisie bessere Aufnahme gefunden hat als die früheren Theorien, denn sie konnte Adel und „gutgesinnte" Bourgeois versöhnen — und der Sozialismus stand vor der Tür.

Den bekanntesten Ausdruck hat nun die Theorie beim Grafen Gobineau gefunden und ihm nachtretend haben zahlreiche neuere Rassengläubige die französische Revolution als Keltenrevolution gegen den germanischen Adel aufgefaßt und alles Unglück Frankreichs aus der Zurückdrängung des angeblich germanischen Elements erklärt. Gobineau selbst schrieb bekanntlich ein Buch, in dem er seine Abstammung von einem norwegischen Seeräuber Ottar Yarl herzuleiten versuchte, der wieder direkt von Odin abstammen sollte. Dies von pathologischer Eitelkeit zeugende Unternehmen glückte aber nur durch die tollkühnsten Kombinationen der unwahrscheinlichsten Dinge, wie Seillière nachweist. Tatsächlich war, wie wir gezeigt haben (vgl. S. 282) der alte germanische Adel schon seit Jahrhunderten fast ausgerottet, der neue Adel bestand größtenteils aus bürgerlichen Emporkömmlingen, die durch Beamtenstellen und Kauf des Adelstitels, wozu die Könige sie in ihrer Finanznot sogar zeitweise zwangen, in den neuen Stand gelangt waren. Die Gobineaus sind selbst der beste Beleg hiefür, denn ihr letzter authentischer Ahne ist Simon Gobineau, anfangs des 14. Jahrhunderts ehrsamer Strumpfwirker zu Bordeaux[8]). Nachdem sie ihr Vermögen durch Tuchhandel, Plünderung der Hugenotten in den Religionsverfolgungen[9]), Erbschaften

---

[8]) Vgl. Ernest Seillière, Le Comte de Gobineau et l'aryanisme historique. 1913. S. 389, 390, 396, 398, 400.

[9]) Von Gobineau selbst als ein „adeliger Zug" hervorgehoben.

und auf andere gut bürgerliche Weise begründet hatten, wurden sie adelig und bewiesen nunmehr eine ultrakonservative und hochfeudale Gesinnung. Bis gegen 1650 ist der bürgerliche Charakter der Gobineaus ganz zweifellos. — Gobineau schrieb sein Rassenbuch nach eigener Angabe aus politischen Motiven, um die ihm verhaßte Theorie der bürgerlichen Gleichheit und Freiheit zu bekämpfen. Leicht erklärt sich hiedurch das Wohlwollen, mit dem sein phantastisches Geschichtsepos von allen reaktionären Elementen aufgenommen wurde.

Eine andere Hauptquelle der Rassentheorien ist die Annahme von der Degeneration des römischen Reiches. Die gänzliche Nichtigkeit des Arguments haben Babington und andere ausführlicher dargelegt[10]). Sehr wichtig für die Psychologie der Strömung ist Babingtons Hinweis, daß die Theorie hauptsächlich klerikalen Historikern ihr Dasein verdankt. Der ultramontane Historiker Cesare Cantu, dessen große Weltgeschichte zuerst 1837 erschien, M. Sepet und andere Gesinnungsgenossen scheinen unter den ersten die völlige Fäulnis Roms und den erfrischenden Einfluß der germanischen Invasion betont zu haben. Ihre Schilderung des Idealismus, der Freiheitsliebe, der religiösen Begeisterung der Germanen läßt diese als eine Art höherer Rasse erscheinen. Gobineau, selbst klerikal gesinnt, hat dann die römische Dekadenz auf Rassenmischung mit Nichtariern, die Regeneration auf den Einfluß des germanischen Blutes zurückgeführt. Babington hat den Beweggrund jener Historiker darin gefunden, daß sie den Tendenzen der kirchlichen Politik eine Stütze schaffen wollten. Der Fall des Römerreiches und das Chaos der Barbarenwelt waren die Voraussetzung der mittelalterlichen Theokratie. Eine göttliche Fügung hatte sich der Barbaren bedient, um das verderbte Rom zum Mittelpunkte des Gottesreiches auf Erden zu machen.

Willkommenes Material hiefür boten die Sittenpredigten der Kirchenväter, die natürlich ihren Groll in oft wenig ge-

[10]) Vgl. W. D. Babington, Fallacies of Race Theories etc. 1895. Essay II, S. 15—144.

wählter Weise gegen die heidnischen Römer richteten und in den leichter zu bekehrenden Germanen ebenfalls Gottes Werkzeuge erblickten. Meiner Ansicht nach mußten auch folgende Gründe die ultramontane Wissenschaft beeinflussen: Die Aufklärungszeit hatte mit Vorliebe den Verfall Roms aus der „Schlechtigkeit der christlichen Pfaffen“[11]), der Desorganisation durch die Religionsstreitigkeiten usw. erklärt und die Germanen, die ja den Boden für den verhaßten Feudalismus bereiteten, nicht sehr günstig beurteilt. Jene Theorie ist ein geschickter klerikaler Gegenzug. Gleichzeitig wollte man wohl auch mit Roms Beispiel die sündenverderbte Gegenwart warnen und Gottes Finger in der Geschichte sichtbar werden lassen.

Eine dritte Anwendung fand die Rassentheorie in den sechziger Jahren seitens der südstaatlichen Sklavenhälter, die eigens Gelehrte anstellten, um beweisen zu lassen, daß der Neger kein Mensch oder ein minderer Mensch, als die Weißen, und die Sklaverei daher in aristotelischer Weise gerechtfertigt sei. Auch auf Grund der Bibel wurde die Berechtigung der Sklaverei nachgewiesen, die Neger seien die Nachkommen eines von Gott Verfluchten, die schwarze Farbe sei das Kainszeichen[12]). Leider war das „Recht des Stärkeren“ auf Seite der Nordstaaten, wie der Ausgang des Bürgerkrieges bewies. Das heilige Naturrecht, Sklaven zu halten, wurde abgeschafft.

Einige Unterstützung fand übrigens die Theorie von der Minderwertigkeit der Neger damals durch freidenkerische Naturforscher, die durch ihr Rütteln an der Einheit des Menschengeschlechts, dem Bibelglauben Abbruch tun zu können glaubten, der ja die Abstammung von Adam lehrt. So C. Vogt, von

---

[11]) „Deux fléaux détruisirent enfin ce grand colosse, les barbares et les disputes de religion.“ — „Le christianisme ouvrait le ciel, mais il perdait l'empire.“ etc. (Voltaire, Essai sur les mœurs et l'esprit des Nations etc. Chap. XI). — Gibbon hat beide Standpunkte vertreten, sowohl den kirchenfeindlichen, als den der „Dekadenz“.

[12]) Vgl. Holle, Baumwollproduktion und Pflanzungswirtschaft in den Nordamerikanischen Südstaaten. 1897, I. Bd., S. 321 ff.

dem Reusch sagte[13]), er wolle den Neger nicht als Bruder anerkennen, nicht aus Haß gegen den Neger, sondern aus Haß *gegen die Bibel, er wolle aber den Affen als Bruder anerkennen,* nicht aus Liebe zum Affen, sondern aus *Haß gegen die Bibel.*

In England tauchte die Rassentheorie auf, um die Unterdrückung der „keltischen" Iren zu rechtfertigen. Die politische Nüchternheit des Volkes und die glänzende Abfertigung, die hervorragende Gelehrte dem Rassenunsinn angedeihen ließen[14]), nahmen ihr aber jede Einflußmöglichkeit.

Den stärksten Anstoß erhielt endlich der Rassenglaube durch den Antisemitismus. Seine ökonomische Interessengrundlage ist trotz aller Biedermannsgebärden und Weltanschauungsphrasen zu offenbar, als daß dabei zu verweilen wäre.

Die Vollständigkeit unserer Induktion würde fehlen, wenn wir nicht wenigstens kurz die Art berühren würden, in der die Rassentheorie im sozialen Gegenwartskampf ausgenützt wird. Mit Verachtung wies einst der Adel die Ansprüche des aus schlechterem Blute entsprossenen Bürgers zurück. Der „Nachkomme des Sklaven" (Guizot) hat nun in vielen Ländern gesiegt und wendet die eroberten Waffen gegen die nachdrängenden Bundesgenossen von gestern. Ammon, Lapouge u. a. versichern uns, daß der kapitalistische Unternehmer germanischer Abkunft ist, der Proletarier aber aus den von den Germanen einst vorgefundenen und unterjochten keltischen und mongolischen Schichten stammt. Also das „Recht der Eroberung" in neuer Auflage. Und hören wir nicht die Stimme der Sieyès vom vierten Stand, die an den Tag vor der Eroberung appellieren, die ja gerne in den Anfängen der menschlichen Gesellschaft die Tendenzen der Zukunft vorgebildet sehen, die der Usurpation der Gewalt und des Eigentums ein neues Naturrecht entgegenstellen?

---

[13]) Vgl. Jentsch, Sozialauslese, Kritische Glossen. 1898, S. 157.

[14]) Vgl. vor allem John M. Robertson, the Saxon and the Celt, a study in sociology. London, 1897 und Babingtons bereits zitiertes Buch, S. 147—246.

Selbst der alte Satz des Stagiriten, daß der Mächtigere meist auch der Trefflichere sei, wie sein Sieg bewähre, kehrt wieder. Der gedankenschwächste Verteidiger des Bestehenden verschont uns nicht mit der blöden, tausendmal zerschmetterten Phrase, der Darwinismus sei ein aristokratisches Prinzip und widerstreite dem demokratischen Zuge der Zeit. Aristokratie heißt „Herrschaft der Besten". Wo finden wir, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in der Natur eine Herrschaft? Darwin behauptet ja auch nur die Ausrottung der schlecht Angepaßten, nicht ihre Unterwerfung. Wo finden wir aber wieder in der Gesellschaft eine „Ausrottung" der Niederen? Wird der Kleinmeister, der ins Proletariat herabsinkt, „ausgerottet"? Im Gegenteil: überall vermehren sich die höheren Schichten langsam oder gar nicht, die niederen um so schneller[15]. Der soziale Ausleseprozeß wirkt also gerade der biologischen Auslese entgegen. — Wie oft soll man noch betonen, daß nicht der „Beste" im menschlichen Sinne des Wortes, sondern der „Bestangepaßte" ausgelesen wird? Der augenlose Höhlenmolch wäre sonst zweifellos ein „Bester", zu den bestangepaßten Wesen gehören unstreitig auch die Bazillen, die ja im Kampf ums Dasein den Menschen so oft besiegen. Läßt sich der Mensch abhalten, solche „aristokratische" Schädlinge zu bekämpfen? Und könnte er es würdigen, wenn ihm so ein Bazillus seine Rassentheorie vortragen würde: Wir sind die Starken, die Sieger, die Besten! Du, minderwertiges Geschöpf, wehre dich nicht! Wir sind aber auch die Älteren! Unsere Ahnen haben sich schon im Urschlamm geregt, bevor du mißratenes Degenerationsprodukt eines Infusoriums noch existiertest!

Die Rassentheorien sind nichts anderes als die ideologische Verkleidung des Beherrschungs- und Ausbeutungsinteresses.

[15]) Weil eben der Geschlechtsgenuß den niederen Schichten viele andere physischen und geistigen Genüsse ersetzen muß und sie auch durch keine Rücksichten auf die Erhaltung eines Vermögens und standesgemäßen Unterhalt der Kinderzahl interessiert sind.

Sie gehören daher zum ältesten Bestand des menschlichen Denkens. Die auf der untersten Kulturstufe stehenden Bakairi Brasiliens haben ein Wort[16]) „kura", das „wir", „wir alle" zugleich auch „gut" bezeichnet, — „kurapa" bedeutet „nicht wir", „fremd" gleichzeitig auch „schlecht", „geizig", „ungesund" usw. Genau der Standpunkt unserer „Modernsten"! Und dazu haben wir die entsetzlichen Leiden einer tausendjährigen Kulturentwicklung getragen? Oh lebten wir wieder im Urwald! —

Rasse und Demokratie.

Im Wollen der Menschen wurzelt die Theorie der radikalen Ungleichheit. Nicht auch die der Gleichheit? Zugegeben. Doch ein großer Unterschied werde beachtet: die Theorie der Demokratie fordert nicht die Gleichwertigkeit, sondern die Gleichberechtigung der Menschen[17]), nicht ihre natürliche, sondern ihre politische Gleichheit. Nur blinder Eifer hat eine allzu enge Verknüpfung beider Begriffe vorgenommen, wie sie auf der anderen Seite die Hauptsünde der Rassengläubigen ist. Der Nationalist kann für die Gleichberechtigung aller Rassengenossen eintreten, wird er auch ihre Gleichwertigkeit behaupten? Ja, die Gleichberechtigungsforderung entspringt sogar aus der Tatsache der Ungleichwertigkeit innerhalb der sozialen Gruppen. Wenn alle äußerlich gleichen oder ähnlichen Menschen wirklich gleichwertig wären, wäre es möglich, ihnen eine feste soziale und politische Stellung zu geben. Die Ungleichheit der Kastenordnung beruht auf der Annahme, daß der weiße Mensch edel, der dunkle niedrig, der Sohn des

---

[16]) Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIX. Jahrgang, 1898, S. 173.

[17]) Vgl. Rottek-Welcker, Staatslexikon. 1847, VI. Bd., S. 43 ff. Treffend weist Woltmann, (Darwinsche Theorie und der Sozialismus,. 1899, 8. 46, 382, 386) die gegen Rousseau und die Sozialisten gerichteten Angriffe zurück.

edlen Vaters trefflich, der des schlechten schlecht sei. So kann man jeden an seinen Platz stellen, den seine Natur bezeichnet. Aber schon Aristoteles bemerkt darüber: „Freilich will dies die Natur in der Regel bewirken, kann es aber nicht immer." Die Entwicklung der Gesellschaft hat die Menschen immer ungleicher werden lassen. Je niedriger ein Volk steht, desto einheitlicher ist schon sein äußerer Typus. Es mochte früher genügen, daß der blonde Mann die stärkeren Muskeln und die bessere Streitaxt hatte, um seine adelige Stellung als Schützer des Landes (wenn auch im eigenen Interesse) zu rechtfertigen. Heute gleicht nicht der Vater dem Sohn, der Blonde dem Blonden. Das Genie hat mittelmäßige Eltern und schlechte Kinder. Ein und derselbe Mensch ist in jeder Stunde des Lebens und zu den mannigfachen Tätigkeiten, die an Stelle der früheren Gleichheit getreten sind, verschiedenwertig. Wer könnte ihn an einen festen Platz stellen, wer nach äußeren Merkmalen bestimmen, wozu sein Inneres taugt? Die große Formel aller kommenden Zeiten lautet: der Mensch selbst bestimme und behaupte seinen Platz, nicht seine Geburt oder Hautfarbe. Der Sinn des sozialen Fortschritts ist, den Menschen durch Erziehung und Fürsorge zur richtigen Schätzung seiner Eigenart zu bringen und dann die Mittel zu regeln, durch die er sich den ihm angepaßten Platz erringen darf, ohne das moralische Gefüge der Gesellschaft zu verletzen.

Der Grundsatz einer vernünftigen Rassenpolitik kann nicht gewaltsame Beförderung der Gleichheit sein, sondern nur Hinwegräumung der das gesellschaftliche Zusammenleben störenden Ungleichheiten. Können denn nur ganz Gleiche zusammenleben? Geben nicht gerade verschiedene Naturen, z. B. in der Ehe, das Beispiel glücklicher Harmonie? Hiedurch wird keineswegs unterschiedslose Mischung befördert. Gerade die verachtete Stellung einer Rasse, die sie den Gelüsten der Herren preisgibt, befördert die Mischung, die Gleichheit hebt die Selbstachtung der farbigen Weiber und schränkt die Mi-

schung ein. In Amerika waren zur Zeit der Sklaverei die Mischungen häufiger als jetzt[18]). Völker, die dem Europäer nicht als Sklaven unterworfen waren, wie die Türken, Hindu, Chinesen, nördliche Indianer, Australier usw. haben sich teils gar nicht, teils nicht im selben Maß mit ihm gemischt, wie Neger, südliche Indianer usw.

Schließlich aber werde immer bedacht, daß der Ausbeutungs- und Unterjochungstrieb des Menschen nicht nur der ihm Unterworfenen wegen, sondern nicht minder der Herren wegen eingeschränkt werden muß[19]). Nicht zum mindesten schon wegen der scheußlichen Verlogenheit des Den-

---

[18]) „In Brasilien hatten einige Sklavenbesitzer bemerkt, daß die Mulatten bessere Arbeiter seien, als die echten Neger, und sie ergriffen nun die entsprechenden Maßregeln, um vornehmlich die ersteren vor den letzteren zu produzieren. Es war nun zu diesem Zweck beschlossen, Negerinnen mit Weißen zu paaren. Jedoch, da gewisse Herren sich daran stießen, ihre eigenen Kinder als Sklaven sehen zu müssen, so kam es zuweilen vor, daß zwei benachbarte Sklavenbesitzer den Dienst der Mulattenerzeugung sich gegenseitig leisteten. Freilich war dies eine ganz absonderliche Gefälligkeit, und nicht alle Sklavenbesitzer erwiesen sich dieselbe." (Larousse zitiert bei Leo von Buch, Über die Elemente der politischen Ökonomie. I. Teil, 1896. Halle (a. a. O., S. 243) sagt: „Das vornehmste Blut des Südens floß in den Adern virginischer und südkarolinischer Sklaven, und keine Pflanzung soll in Louisiana gewesen sein, auf deren Feldern nicht die Halbgeschwister, Kinder oder Enkel des Eigentümers von der Peitsche des Aufsehers regiert wurden." Auch in den nordamerikanischen Südstaaten und in Südafrika haben die Kreuzungen seither abgenommen. (Vgl. Bryce, Bilder aus Südafrika. 1900, S. 353.) Weitere Belege bei Fr. Hoffmann, Race traits and tendencies of the American Negro. 1896, S. 194 und Bryce, Relations of the advanced to the backward races of Mankind. 1903, S. 19.

[19]) „Wir sind selbst noch nicht zum Gefühl unserer Freiheit und Selbstständigkeit gereift; denn sonst müßten wir notwendig um uns herum uns ähnliche, das heißt freie Wesen sehen wollen. Wir sind Sklaven und wollen Sklaven halten. Rousseau sagt: Mancher hält sich für einen Herrn anderer, der doch mehr Sklave ist als sie; er hätte noch weit richtiger sagen können: Jeder, der sich für einen Herrn anderer hält, ist selbst ein Sklave. Ist er es auch nicht immer wirklich, so hat er doch sicher eine Sklavenseele und vor dem ersten Stärkeren, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen." (Joh. Gottl. Fichte, sämtliche Werke. 1845, VI, S. 309). „Nur der verdient Achtung, der selbst achtet." (Zelter an Goethe).

kens und Wollens, die in ihm wurzelt. — Suchen wir die Grundzüge einer Psychologie der Rassentheorien!

Der Einfluß der Rassentheorie auf das Denken.

Alle Rassentheoretiker betonen ihre „Wissenschaftlichkeit", wie der Schwindsüchtige mit seiner gesunden Farbe prahlt[20]). Je schwächer einer sein Argument fühlt, desto heftiger spricht er von „unumstößlich festgestellten" Tatsachen. Vorsichtigerweise wählt er meist solche, die man zwar nicht beweisen, aber auch nicht widerlegen kann. Wenn er seine kühnen Behauptungen dann mit ein paar Möglichkeitsgründen ausgestattet hat, fordert er seine Gegner auf, eine bündige Widerlegung zu geben. Gegen allen logischen Gebrauch, daß dem Behauptenden der Beweis obliegt, wird er hiermit dem Bestreitenden zugeschoben. Aber weiter. Alsbald erklärt er das „Mögliche" für das „Wahrscheinliche" und sich für berechtigt, letzteres für das „Wahre" zu halten, bis das Gegenteil bewiesen sei. Wir erleben somit eine glänzende Rehabilitation des alten Probabilismus auf wissen-

[20]) Unsere Belege wählen wir meist aus dem Hauptwerk der Rassentheorie H. St. Chamberlains, Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. (Zitiert nach der 2. Aufl. 1900.) Wir bezeichnen das Werk mit dem Namen des Autors, die erschienenen Nachträge als I. und II. (1901 und 1903.) — Seine strenge Wissenschaftlichkeit hebt Chamberlain an vielen Stellen hervor. In Nachtrag I, S. 4 betont er, daß er sich immer und überall zur Wissenschaft bekenne, für sie und gegen ihre Feinde und Verächter kämpfe. S. 941 wird gesagt, daß germanische Wissenschaft die peinlichst genaue Feststellung dessen, was da ist, lehre und Hypothesen und Zauberkünste ausschließe. Vgl. Nachtrag II, S. 8 über die hohen Anforderungen Chamberlains an die Dilettanten bezüglich Wissenschaftlichkeit, die er diesen gegenüber selbst weiter treibt, als gegenüber dem Gelehrten. S. 19 ebenda nennt er sich einen „nüchternen Empiriker, der nur Sachen vorbringt, deren Richtigkeit jeder Mensch kontrollieren kann", S. 37 tadelt er streng die Fachleute, die Hypothesen für Tatsachen ausgeben usw. Ich habe diese — leicht vermehrbaren — Stellen angeführt, weil immer wieder behauptet wird, Chamberlain wolle gar nicht wissenschaftlich genommen werden, man dürfe sein Buch nur als Bekenntnisschrift auffassen.

schaftlichem Gebiet, wie denn die Verwandtschaft von Jesuitismus und Rassenglaube noch in manchem andern Punkt sehr nahe ist.

Die Beispiele für dieses Verfahren findet jeder Leser Chamberlains zu Dutzenden. Chamberlain selbst spricht einmal den Grundsatz ganz offen aus. Der heilige Ambrosius ist „ganz gewiß aus echtem, edlem Stamm“ (S. 304), obwohl er im „Rassenchaos“[21]) lebte. „Zwar kann ich es nicht beweisen, es kann aber auch niemand das Gegenteil beweisen, und so muß es seine Persönlichkeit entscheiden.“ (S. 305.) Die Entscheidung nach der Persönlichkeit ist aber ungemein einfach und leicht: Ist der betreffende eine edle Gestalt, so ist es ein Arier, wie in diesem Fall, ist er ein Schurke, so nennt man ihn „Semit“ oder „Rassenbastard“, schwankt sein Charakterbild zwischen den Extremen, so ist er „Mischling“, und zwar in seinen „guten Stunden“ Arier, in seinen schlechten offenbar Nichtarier[22]).

Das Schulbeispiel für die „peinlichst genaue“ Methode des „nüchternen Empirikers, der nur Sachen vorbringt, deren Richtigkeit jeder Mensch kontrollieren kann“, ist aber sein „Nachweis“ der nichtjüdischen Abstammung Jesus, mit dem wir uns schon eingehend befaßt haben. —

Die Maxime der Rassentheorie, jede beliebige Tatsache, die in den Kram paßt, so lange für w a h r zu halten, bis sie der Gegner strictissime widerlegen kann, zeitigt die lustigsten Verwicklungen. Wie wir sahen, gehen die verschiedenen Rassentheoretiker auf verschiedene Ziele los. Aber selbst bei engster Zielgemeinschaft deuten sie oft e i n e Tatsache in ganz entgegengesetzten Richtungen, nur in ihrem Unfehlbarkeitsdünkel und ihrer Intoleranz gegen jede Einwendung einig.

---

[21]) So nennt Chamberlain die Zeit der römischen Dekadenz, die er auf die schrankenlose Blutmischung zurückführt.

[22]) Das ist z. B. Chamberlains Beurteilung des Apostels Paulus und des heiligen Augustinus. Daß der arische Einschlag bei Augustinus „in seinen guten Stunden“ zum Vorschein kam, besagt die Stelle S. 637 deutlich!

Wenn Chamberlain das Ariertum Christi vorsichtig andeutet und minder zurückhaltende Jünger es apodiktisch behaupten, so schließen aus denselben Zügen andere (z. B. Dühring, E. v. Hartmann) auf das Judentum Christi und klagen über die durch seine Lehre vollbrachte Verjudung des germanischen Geistes. Den heiligen Augustin faßt Chamberlain bald als Arier auf (244, 885 usw.), bald als afrikanischen Mestizen (515 usw.), eine „völkische“ Abhandlung macht gar einen Normannen aus ihm[23]). Buddha ist den Einen die höchste Verkörperung des arischen Geistes, Anderen ein Feind arischen Wesens und Nichtarier[24]). — Karl den Großen nimmt Chamberlain als Typus des Germanen, französische Schriftsteller fordern ihn als „sicheren“ Kelto-Romanen für ihre Rasse. Auch ein deutscher Rassengläubiger, Max Engelmann (Das Germanentum und sein Verfall 1905 S. 222, 232, 240) schreibt ihm ungermanische, römische Abstammung zu und nennt ihn einen „Feind, Henker und Mörder eines fürstlichen Germanentums“. In Lord Byrons Liebesabenteuern „bewährt sich (nach Chamberlain, S. 722) echte Rasse“. Sie geben ein „Zeugnis germanischer Eigenart“. Driesmans[25]) dagegen schließt aus ihnen auf die keltische Abstammung des Dichters und zwar, weil Byron in Venedig angeblich zu Dirnen ging. Die Prostitution erscheint also hier als Symptom keltischer Rassenanlage, während andere ihr Vorkommen in den Großstädten aus dem durch das Stadtmilieu „gesteigerten Seelenleben“ der vorwiegend germanischen Einwanderer erklären[26])! Napoleon, den Chamberlain für die Verkörperung des Chaos hält (er schreibt ihm auch direkt nicht-arische Abkunft zu), ist für Woltmann[27]) ein germanischer Vandale. Cervantes und sein Don Quixote (S. 221) sind nach Chamberlain Arier (S. 244/6),

[23]) Deutschnationales Taschenbuch (Schererverlag), I. Jahrg., S. 123.

[24]) Daß er kein Inder, sondern ein Skythe war, wird übrigens auch von ernster, wissenschaftlicher Seite aufgestellt.

[25]) Driesmans, Keltentum in der europäischen Blutmischung, 1900, S. 70.

[26]) So Ammon.

[27]) Woltmann, Politische Anthropologie. 1903, S. 294.

Driesmans dagegen nennt den „Don Quixote“ die „größte Satire gegen die menschliche Begeisterung“, „das Debohralied, den Rache- und Triumphgesang“, welchen der Keltiberismus[28]) anstimmte, als er seinen Todfeind, das germanische Herrenvolk, den Träger der Ritterromantik niedergezwungen hatte.“ Die Sozialdemokraten nennt derselbe Driesmans Keltomongolen, Chamberlain bezeichnet sie als „verjudet“, während Woltmann in ihnen gerade die Vertreter der germanischen Schichten des Proletariats erblickt, die nach Freiheit ringen. Lessing wird von Driesmans wegen seiner „scharfen, klaren, korrekt-gerechten Art“ und wegen seines mühsamen Ringens nach Ausdruck für den typischen Deutschen erklärt. (S. 154.) Dühring hat bekanntlich Lessing zum Judenstämmling gemacht, was zum Teil seine angeführten Eigenschaften bekräftigen sollen. — In der Bibel kommen Völker von großem Wuchs vor, „Enakim“ oder Riesen, wie sie V. Mos. 2 nennt. Gobineau erklärt sie für seine Urneger, die vor den einwandernden Ariern da waren. „Es sind für die Neuankömmlinge wilde Wesen von riesenhaftem Wuchs. Es sind Ungeheuer gleich furchtbar durch ihre Häßlichkeit, ihre Kraft und ihre Bosheit usw....[29]) Für Chamberlain genügt die einzige wirklich in der Bibel stehende Tatsache des hohen Wuchses, um sie zu Ariern zu machen, da er solche in Palästina aus gemeldeten Ursachen benötigt. Er entwirft sogar eine sehr sympathische Schilderung von den Enakskindern, nennt sie große, blonde (!) Männer, tapfer, ritterlich u. dgl. mehr. (S. 366/7.) Chamberlain preist Kant als den Philosophen des Germanentums, als den tiefsten Ausdruck germanischen Geistes. Otto Willmann meint dagegen[30]): „der Einfall Kant als echten deut-

[28]) Die Keltiberer sind eine Mischung aus baskischem (nicht-arischem) Grundstock und keltischem Zusatz.

[29]) Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Übersetzt von Schemann, II. Bd., S. 96/7.

[30]) Geschichte des Idealismus. III. Bd. (zitiert bei Friedrich Paulsen, Immanuel Kant, 1899, S. 9). Der äußere Typus Kants und seine Hyperbrachycephalität (Index 88. 5) sprechen gerade nicht für sein Germanentum.

schen Philosophen zu preisen, ist völlig abgeschmackt: Kant ist Kosmopolit, folgt den Engländern, begeistert sich für Rousseau, schwärmt für die französische Revolution: zu der deutschen Treue steht Kants grundstürzende Sophistik im vollen Gegensatz." Spinoza ist nach Chamberlain (S. 408) „durch und durch Jude und Antiarier", Schopenhauer[31]) hinwieder, der bekanntlich den Juden alles eher als freundlich gesinnt war, rühmt seinen „arischen Geist". Richard Wagner erklärt einmal die optimistische Lebensauffassung für „hellenisch", ein anderes Mal für „schmutzigen Judaismus".

---

[31]) „Zwei Männer, in denen unstreitig viel größerer philosophischer Tiefsinn, Ernst und Kraft lebte, als in allen jenen: Giordano Bruno und Benedikt Spinoza. Sie gehören nicht ihrem Jahrhundert, noch ihrem Weltteil an, die dem einen mit dem Tode, dem anderen mit Verfolgung und Schimpf lohnten und denen sie immer fremd blieben. Ihre Geistesheimat war Hindostan, dort waren und sind ähnliche Ansichten zu Hause. Man könnte im Scherz sagen, sie wären Brahminenseelen zur Strafe ihrer Vergehen in europäische Leiber inkarniert gewesen." (Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß, herausgegeben von Grisebach, II. Bd., S. 48.) — Gleichzeitig ein Pröbchen Chamberlainscher Ehrlichkeit: Überall, sagt er (S. 244), wo wir Einschränkungen dieses Freiheitsbegriffes (der Willensfreiheit) begegnen: bei Augustinus, bei Luther, bei Voltaire, Kant, bei Goethe, können wir sicher sein, daß hier eine indo-europäische Reaktion gegen semitischen Geist stattfindet." — Wirklich! Überall, sogar beim „afrikanischen Mestizen" Augustinus, nur nicht bei dem Mann, der am kühnsten und folgenreichsten die Willensfreiheit bekämpft hat und damit für die neuere Philosophie entscheidend geworden ist, bei Spinoza! Dazu kommen noch zahlreiche andere Züge, von denen Chamberlain sonst jeden einzelnen für ausreichend halten würde, das „Ariertum" seines Trägers „sicherzustellen", das mutige Eintreten Spinozas für Toleranz (Intoleranz ist nach Chamberlain geradezu das semitische Schibboleth), die intellektuelle Liebe zu Gott als höchstes Gut usw. — Doch das macht alles nichts. Auch daß die höchsten Spitzen unserer Kultur, daß Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Schleiermacher, Fechner und viele andere mit schwärmerischer Liebe an Spinoza hingen und ihren Lebensinhalt mit seinem Geist bereicherten, geht Chamberlain nichts an. Gründe braucht es nicht. Er dekretiert einfach: „Spinoza durch und durch Antiarier" (S. 408) „hat weder die Mathematik (sein Fach), noch die Wissenschaft (seine Liebhaberei) um einen einzigen produktiven Gedanken bereichert." (S. 684.) Die reizende Gegenüberstellung von „Mathematik" und „Wissenschaft" läßt uns dabei beinahe vergessen, daß Mathematik nie das Fach Spinozas war.

Chamberlain sieht in der Ablehnung der Willensfreiheit eine „sichere" Reaktion des indo-europäischen Geistes gegen den Semitismus. Gerade entgegengesetzt erklärt A. Wirth[32]: „Die Arier haben niemals eine Vorausbestimmung anerkannt, ja, sie lehnen sich selbst gegen eine unausweichliche Schicksalsmacht auf." „Der Arier will nichts von Geschickeszwang wissen, er spottet aller Schranken." Trotz seines Rassenglaubens zieht Wirth hieraus eine klare Folgerung: „Auch Rasse ist Geschick, ist Prädestination —. Mithin ist der Untergrund der Rassenlehre orientalisch. Die Lehre ist diametral entgegengesetzt der germanischen Überzeugung von der Freiheit des Willens."

Die exakte Wissenschaft ist nach Driesmans[33]) keltischen Ursprungs, nach Chamberlain haben sie (wie alle Wissenschaft!) die Germanen „erfunden". (Tatsächlich! erfunden! vgl. Chamberlain, S. 938.) Wie Driesmans versichert, kam die exakte Wissenschaft aus „keltischer Erde" und wurde von den „germanischen Elementen nur widerstrebend aufgenommen", da der Deutsche mehr die jenseits des Experimentes liegenden „größeren, tieferen Wahrheiten" schätzt. Chamberlain hält dagegen die Germanen für besonders beanlagt zur Naturforschung. Kommt den einzelnen Rassen verschiedene Sittlichkeit zu, so muß dies wohl vor allem an der Gestaltung der Ehe bei ihnen deutlich werden. Aber welchem Wirrwarr von Meinungen begegnen wir gerade hierin bei den Rassengläubigen! Während die Meisten die strenge Einehe als höchste Verkörperung arischer Sittlichkeit preisen, die anderen Rassen versagt sei, empfiehlt Hentschel die Vielehe zur Rassenzucht, und A. Wirth bezeugt aus seiner Erfahrung im Orient, daß dieses System „ganz zufriedenstellend wirke". — Die meisten Rassengläubigen sehen ferner insbesonders in der Kunst ein Privileg des Rassenadels. Im schroffen Gegensatz behauptet Gobineau, daß das Negerblut künstlerisch am begab-

[32]) Vgl. Wirth, Rasse und Volk, S. 29.

[33]) Vgl. Driesmans, Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. 1901, S. 175.

testen sei und den von ihm sonst zu höchst gepriesenen Germanen spricht er sogar jede Kunstbegabung ab! (Vgl. früher Kap. VI.) Der Naturalismus in der Kunst ist nach Chamberlain die einzig echte germanische Richtung (S. 990), während Driesmans auch ihr kelto-romanischen Ursprung und Charakter zuschreibt und wieder andere ihn für „jüdisch" erklären. Derselbe Gegensatz besteht zwischen beiden „Forschern" bezüglich der musikalischen Begabung, die Chamberlain am höchsten ausgeprägt bei Germanen findet, während der andere sie ihnen abspricht!!! (Keltentum S. 167.) Einer der verbreitetsten Widersprüche, der mit Sicherheit beinahe bei jedem Rassentheoretiker anzutreffen ist, besteht darin, daß zuerst den Kelten ein „revolutionärer Geist" angedichtet wird, der sie unfähig zum ruhigen Staatsleben macht, dann aber ihr „Hang zum Katholizismus" und ihre napoleonischen Episoden mit dem „Knechtssinn", dem „Autoritätsbedürfnis" und dergleichen erklärt werden. Wenn Driesmans einmal (Keltentum S. 178) die „grandiose Phantasie und den Tiefsinn der Römer" zu preisen findet, so kommt er freilich wohl nicht nur mit Rassentheoretikern in Widerspruch. Die Renaissance erklären Woltmann, Chamberlain u. a. für eine Offenbarung des germanischen Geistes, für Gobineau ist sie dagegen der Sieg des wiederhervorbrechenden Romanismus über das Germanentum und voll von Laster und Verderbnis. — Chamberlain findet nichts „Antigermanischeres" als das Streben nach äußerem Universalismus verbunden mit innerer Unfreiheit. Auf Grund dieser Formel verdammt er das Papsttum als jüdische Theokratie, das napoleonische Imperium[34]) als Verkörperung „antigermanischer" Tendenzen; auch die französische Revolution wird beschimpft! Nach Woltmann[35]) sind „das Papsttum, die französische Re-

[34]) S. 854: „Dieser Mann (Napoleon), die Verkörperung der frevelhaften Willkür, ist ein Zermalmer, nicht ein Schöpfer usw.; er ist ein Sendling des Chaos, die rechte Ergänzung des Ignatius von Loyola, eine neue Personifikation des Antigermanentums."

[35]) Woltmann, Politische Anthropologie. 1903, S. 293, 298.

volution und die napoleonische Weltherrschaft Großtaten des germanischen Geistes gewesen". Papsttum und Kaisertum sind beide „germanische Herrschaftsorganisationen, dazu bestimmt, die Welt zu unterjochen". Also genau dasjenige, was bei Chamberlain das charakteristisch „Antigermanische" ist, wird hier zum Nachweis „germanischen Geistes" gebraucht!

Chamberlain und viele andere Rassentheoretiker haben es besonders auf Goethe abgesehen, den sie als edelsten Typus des Germanentums, ja manchmal sogar als Vorläufer des Antisemitismus hinstellen. Eine ganz nette Entdeckung hat demgegenüber ein unter dem Pseudonym Hans Hermann schreibender Rassengläubiger gemacht. Das Buch führt den Titel: „Das Sanatorium der freien Liebe" (Berlin 1903). Der Passus, welchen wir zum Ergötzen unserer Leser etwas tiefer hängen wollen, lautet: „Sieht man nun Goethe an: diese vorquellenden, dunkelbraunen Augen, diese an der Spitze gekrümmte Nase, diesen langen Oberleib mit den kurzen Beinen, welchen selbst ein leicht „wehmütiger" Zug nicht fehlt, dann haben wir ganz das Urbild eines Nachkommen Abrahams vor uns. Goethe war Mischling durch das Blut seiner Mutter, und nicht nur in seinem Äußeren prägt sich seine Abstammung von den alttestamentarischen Helden ab, sondern auch in seinem ganzen Wesen. Seine glühende Sinnlichkeit und ewige Verliebtheit, seine unsittliche Lebensweise und fragwürdige Ehe, der er erst ganz heimlich die Weihe geben ließ, als Napoleon, der gewiß kein Abstinenzler und Tugenbold war, sich eine etwas ironische bezügliche Frage gestattet hatte, sein Servilismus gegen Fürsten, der seinem steif markigen Vater so zuwider war; sein völliger Mangel an Vaterlandsliebe seine Feigheit den kriegerischen Ereignissen seiner Zeit gegenüber und noch manche andere Züge reden eine zu deutliche Sprache, als daß ein Mensch von unbefangenem Urteil sich der Überzeugung verschließen könnte, daß Goethe weit mehr Semit als Deutscher war." — Bekanntlich haben einige Antisemiten auch Bismarck und Richard Wagner zu Juden ge-

macht und dies mit arischer Intuition aus den Äußerungen ihrer semitischen Psychologie bewiesen[36]).

Es wäre leicht, diese Liste zu verlängern, als Beleg für unsere psychologische Analyse genügt das Vorgebrachte. Finot hat eine große Zahl von Urteilen über die Griechen, Kelten, Germanen, Franzosen, Engländer, Japaner usw. zusammengestellt[37]), von denen immer das eine dem anderen völlig widerspricht.

Wir haben gesehen, wie einfache und leicht zu beschreibende Tatsachen der Willkür der Rassentheorien unterliegen. Noch freier können sie sich auf Gebieten tummeln, wo Bestimmtheit durch den Gegenstand ausgeschlossen oder erschwert ist. Vor allem die Schilderung der Nationalcharaktere ist von der Subjektivität der Beobachter abhängig[38]); diese

---

[36]) Die betreffenden Stellen finden sich angeführt im Antisemitenspiegel, 2. umgearbeitete Aufl., Danzig 1900, S. 233 ff, 361 ff.

[37]) Vgl. Finot, préjugé des races. S. 295—98, 311—15, 325 ff., 344 usw.

[38]) Eines der häufigsten Beispiele für die Konstanz der Rassencharaktere ist die von Mommsen entworfene Schilderung der alten Kelten, die angeblich genau dem geistigen Wesen der heutigen Franzosen und Iren entspricht. Babington (S. 1901 ff.) hat in unanfechtbarer Weise gezeigt, daß 1. die Schilderung zum Teil aus nichtssagenden Allgemeinheiten besteht, 2. zum Teil Züge als spezifisch keltisch ausgegeben werden, die sich bei jedem Volk auf gewisser Stufe finden, 3. die Analogie mit heute ganz verfehlt ist. Robertson kommt in seinem trefflichen Buch zum selben Resultat. Seillière hebt an vielen Orten hervor, wie sehr Gobineaus eigenes Urteil über Volkscharaktere schwankt, auf S. 190 ff. gibt er überdies eine sehr lehrreiche Vergleichung der Auffassungen, die zur gleichen Zeit Gobineau und ein englischer Diplomat vom persischen Volk sich bildeten. Die einen Reisenden heben die Aufrichtigkeit der Chinesen hervor, die anderen schelten sie die abscheulichsten Lügner. Rolfs lobt die Ehrlichkeit seiner abbessinischen Diener, Rüppel erzählt, daß in Gondar selbst die Großen des Reiches ihm Gegenstände vom Tisch wegstahlen. Schweinfurth rechnet die Schilluk zu den edleren Rassen Zentralafrikas, andere Beobachter vergleichen sie mit den Affen. Vgl. bei Ratzel, Völkerkunde, 1895, II. Bd., (S. 161, 528, 534) die ganz verschiedenen Urteile über den Charakter der Galla und der Tibetaner. Wie grundverschieden sind oft die Urteile über die geschlechtliche Sittlichkeit der Naturvölker! Vgl. ferner einander widersprechende Urteile bei Schneider, Die Naturvölker, 1885, I. Bd., S. 46/7, II, S. 21.

wieder folgen vielfach einer Tradition, die ihnen Dinge suggeriert, die in Wirklichkeit nicht anzutreffen sind[39]).

Schließlich läßt sich eine Tatsache durch die Wahl verschiedener Bezeichnungen in ein ganz verschiedenes Licht rücken. Alle Völker standen einst auf einer Stufe des Umherwanderns, wo Viehzucht und Raub die Lebensquelle bilden. Ihre Psychologie gleicht sich unter diesen Bedingungen wie ein Ei dem andern. Dem Rassentheoretiker macht das wenig Kopfzerbrechen. Handelt es sich um ein „arisches“ Volk, so spricht er von „arischer Wanderlust“, oder dem „Drang nach Abenteuern,“ handelt es sich um Semiten oder Mongolen, so heißt das Ding „kulturschädlicher Nomadismus“, „Schmarotzerdasein“ usw. — Gewöhnlich behaupten die Vertreter der anthropologischen Rassentheorie, die Brachycephalen Europas hätten demokratische, die Dolichocephalen aristokratische Instinkte. Als aber Hansen herauszufinden glaubte[40]), daß gerade die langschädeligen Bezirke Norwegens radikal-demokratisch, — die breitschädeligen aber konservativ seien, drehte man die Sache durch ein Wortspiel um, indem man sagte: gerade die Radikalen seien die eigentlichen Aristokraten, weil sie die Freiheit über die Gleichheit stellen und umgekehrt. — Ebenso nennt Chamberlain den Erwerbstrieb bei den Ariern „ein gewisses hochgeartetes Streben nach Besitz“, während er bei Semiten „gräßlichsten Zinswucher“ u. dgl. findet. — Je nachdem kann man dieselben psychologischen Tatsachen „Freiheitsliebe“ oder „Hang zur Anarchie“, „Treue“ oder „Knechtssinn“ „Nationalstolz“ oder „gallische Eitelkeit“, „eng-

[39]) Der Tradition nach muß jeder Engländer kalt und egoistisch, jeder Franzose leichtsinnig und liebenswürdig, jeder Deutsche tiefsinnig und schwerfällig sein. Mit Erstaunen lasen wir vor einigen Jahren in einem großen Pariser Blatt, die Schilderung, die ein Franzose von seinem kurzen Aufenthalt in Wien gab. Überall auf den Gassen höre man Musik und sehe die Leute fröhliche Walzer tanzen u. dgl. mehr. Der Pariser muß wirklich die Bühne eines Wiener Variétés mit einer Straße verwechselt haben.

[40]) Vgl. Zentralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1900, S. 129.

lische Perfidie" oder „deutsche Realpolitik", „semitische Intoleranz" oder „rücksichtslose Behauptung der Eigenart"[41]) nennen. Mit hübschgewählten Worten läßt sich um jede Sache ein gewisser Reiz legen. Richepin, obwohl Vollblutfranzose, behauptet in einem Gedicht[42]) seine Abkunft von den „Vorariern" und weiß dies recht anmutig darzustellen.

Mit diesen „Methoden" und der dazugehörigen Kühnheit ausgerüstet ist es dem Rassentheoretiker leicht, für jede beliebige Behauptung „Beweise" der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit herbeizuschaffen. Der Rassentheoretiker hat ein Leitprinzip, mit dem sich eigentlich alles beweisen und erklären läßt. Er lehnt die Einflüsse der Außenwelt ab und erklärt alles aus „Rassenzügen". Die Juden sind Wucherer wegen ihrer „Rassenhabsucht", die Germanen gute Krieger wegen ihrer „Treue", die Römer errichteten ihr Weltreich und ihr Recht durch den ihnen angeborenen „staatlichen Sinn" und ihr mit Scharfsinn verbundenes Rechtsgefühl usw. — Das erinnert nun zwar sehr an die durch Molière berühmte Erklärung der Wirkung des Opiums „quia in eo est virtus dormitiva". Während die Milieutheorie empirisch die Bestimmungsgründe des menschlichen Handelns unter eine Anzahl von Kategorien bringt und das Unbekannte — nämlich die psychologischen Motive — durch das Bekannte — nämlich die Außenwelt und analoge Fälle — zu erklären sucht, verfährt die Rassentheorie umgekehrt: sie vervielfältigt die Bestim-

---

[41]) Nach Chamberlain die höchste Pflicht des Germanen.

[42])
Avant les Aryas, laboureurs de la terre,
Vivaient les Touraniens, nomades et tueurs.
Ils allaient pillant tout, le temps comme l'espace,
Sans regretter hier, sans penser à demain.
N'estimant rien de bon que le moment qui passe
Et dont on peut jouir quand on l'a sous la main.
Oui, ce sont mes aïux, à moi. Car j'ai beau vivre
En France, je ne suis *ni* Latin *ni* Gaulois.
J'ai les os fins, la peau jaune, les yeux de cuivre,
Un torse d'ècuyer et le mépris des lois.

mungsgründe, es gibt jetzt so viele selbständige Motive in der Weltgeschichte als Rassenzüge, und erklärt das Unbekannte durch ein noch Unbekannteres, nämlich durch allgemeine Seelenkräfte, von denen wir gar nichts wissen. Schon Kant hat der Übertreibung der Rassenkräfte warnend den Spruch der alten Schullogik entgegengehalten: Principia praeter necessitatem non sunt multiplicanda. Auch die beliebte Erklärung des ignotum per ignotius zeigt die geringe Schätzung der Logik seitens der Rassentheorien.

Der scheinbare Vorzug der Rassentheorie, mit ihrem Prinzip alles erklären zu können, ist in Wahrheit recht bedenklich. Es gilt dies auch von den in den biologischen Rassentheorien gebrauchten Prinzipien der Selektion, Inzucht, Vermischung usw., die eine genaue Bestimmung nicht zulassen, und die sich gerade deswegen auf alle Fälle anwenden lassen[43]). Wieder gibt uns die formale Logik den richtigen Standpunkt: „Ein Prinzip, das alles erklärt, erklärt gar nichts.“

Nach alldem dürfen wir wohl feststellen, daß der Einfluß der Rassentheorien auf das wissenschaftliche Denken nur sehr ungünstig beurteilt werden kann. Das Selbstzeugnis ihrer Vertreter betreffend ihre Stellung zur Wissenschaft unterstützt unsere Ansicht.

Die Rassentheorien wissenschaftsfeindlich.

Chamberlain, der der Wissenschaft eben erst lebenslängliche Treue im Kampfe gegen ihre Feinde und Verächter geschworen hat, beginnt alsbald seine Gebieterin recht respektlos zu behandeln. „Überhaupt ist die Wissenschaft eine zwar herrliche, doch nicht ungefährliche Freundin (für die Rassentheorie allerdings!), sie ist eine große Gauklerin und verführt den Geist zu toller Schwärmerei; Wissenschaft und Kunst sind wie die Rosse an Platos Seelenwagen, der „gesunde

[43]) Man kann an jedem beliebigen Umstand eine Seite entdecken, die selektorisch oder kontraselektorisch wirken kann. Niemals läßt sich aber das tatsächliche Wirken und die Stärke der Wirkung feststellen.

Menschenverstand" (um dessen Verlust Professor Virchow klagte) bewährt sich nicht zum wenigsten darin, daß er die Zügel straff spannt und diesen edlen Tieren nicht gestattet, mit seinem natürlichen, gesunden Urteil durchzugehen." (S. 271.) Und einige Seiten später (S. 274) verwirft er ganz „die weitläufigen, wissenschaftlichen Untersuchungen, ob es unterschiedliche Rassen gebe? ob Rasse einen Wert habe? wie das möglich sei usw." Das alles stehe schon durch den gesunden Menschenverstand[44]) (oder die unmittelbare Erfahrung, wie er sagt) fest, „Euch, den Männern der Wissenschaft" kommt nur zu, das Wie und das Warum zu erforschen, nicht Eurer Unwissenheit zuliebe die Tatsachen selbst abzuleugnen." Eine neue Variante eines Dichterwortes: „Und die Wissenschaft absolut, wenn sie unsern Willen tut."

Immer wieder hören wir bei Chamberlain das Goethesche Wort: „Lebhafte Frage nach der Ursache ist von großer Schädlichkeit" und höhnend wird uns die Unmöglichkeit vor Augen gehalten, jemals zu letzten Ursachen zu gelangen. Lessings Urteil, daß das ewige Streben nach Wahrheit wertvoller sei als der Besitz der Wahrheit selbst, hat in Chamberlains Gedankenkreis anscheinend keinen Platz.

Die Wissenschaft und ihre Glaubwürdigkeit ist offenbar nur eine. Sie besteht ja nur in der Anwendung unseres vor-

[44]) Auf ihn beruft sich Chamberlain öfters gegen die Wissenschaft. Ein geistvoller Franzose meint über diesen oft angerufenen Hausfreund: „Der gesunde Menschenverstand wechselt je nach Klima und Zeit, nach Umständen und persönlichen Neigungen. Einem Spanier von ehemals lag es kraft seines gesunden Menschenverstandes klar zutage, daß die Ketzer verbrannt werden müßten; einem Pariser des 17. Jahrhunderts wurde es von seinem gesunden Menschenverstand bewiesen, daß dem Könige zu gehorchen sei. Der gesunde Menschenverstand kann vernünftig oder närrisch, selbstsüchtig oder großherzig, grausam oder gutmütig sein. Es gibt einen gesunden Menschenverstand für die Stadt und einen für das Land, einen für die Schutzzöllner und einen für die Freihändler — einen für die Radikalen und einen für die Gemäßigten. Wes Namens der gesunde Menschenverstand aber sei: er ist immer unfehlbar und unduldsam, da er nichts weiter ist, als die Summe unserer sämtlichen Vorurteile." (Raoul Frary, Handbuch des Demagogen, S. 97).

urteillosen Denkens auf die eine Welt und des ökonomischen Prinzipes bei Anordnung des Festgestellten. Was soll man dazu sagen, wenn Chamberlain einmal (S. 366) der Philologie und Geschichte wenig höflich befiehlt, sich nach der „exakten Wissenschaft“ der Anthropologie zu richten[45]), noch dazu in einem Fall, wo diese gar nichts festgestellt hat, ja nicht einmal feststellen konnte, während er im Anhang II, S. 13 höhnisch bemerkt: „Daß die Rassenfrage trotz der Herren Anthropologen nach und nach gesichtet und die Hauptelemente des Problems wenigstens bis zur klaren Fragestellung durchgearbeitet wurden, verdanken wir der vergleichenden Philologie.“ Diese untersuche nicht „Knochen“, sondern „im Gegenteil das Allerinnerste“ usw. Sie habe auch durch ihren Nachweis der Nichtverwandtschaft der indo-europäischen und semitischen Sprachen „die luftige Vorstellung eines den Semiten und den Arier brüderlich vereinigenden Urvaters, des sogenannten ‚kaukasischen Menschen‘, definitiv zerstört“[46]). Die relative Einheit des kaukasischen Typus ist aber eine ganz zweifellose Feststellung der „exakten“ Anthropologie. Wieso diese Menschen verschiedene Sprachen sprechen, ist ja eine Frage für sich. Weil aber die Philologie hier Chamberlain ein Wahrscheinlichkeitsargument gegen die arisch-semitische Verwandtschaft in die Hand zu geben scheint, ist sie auf einmal die „exakte“ Wissenschaft und die Anthropologie wird in den Winkel geschickt.

Ebenso verwirft Gobineau kurzweg unter Schmähungen die Wissenschaft der Prähistorie, weil sie mit seiner Annahme

---

[45]) Auf S. 218 sagt Chamberlain ferner: „Diese ganze Frage der Rassen — gehört ganz und gar in das Gebiet der anatomischen Anthropologie und kann durch keine Dikta der Sprach- und Geschichtsforscher gelöst werden.“ In Übereinstimmung damit verwirft er drei Seiten vorher jeden aus der Sprache auf die Rassenzugehörigkeit gezogenen Schluß.

[46]) Zwei Seiten später (S. 15) erklärt Chamberlain plötzlich wieder, über die Ursprünge der Rassen, ihre gemeinsame oder verschiedene Abstammung usw. lasse sich gar nichts aussagen und er weise diese Fragen ein für allemal von sich!

der biblischen Zeitrechnung nicht stimmt und der Bildung der Rassen aus einer Form einen langen Zeitraum eröffnet, sowie die ganze Nationalökonomie. Für die Rassentheorie ist eben die Wissenschaft nicht Erkenntnisquelle, sondern ein dialektisches Hilfsmittel.

Wenn der Zeuge etwas Ungünstiges aussagt, setzen gewisse Advokaten seine Glaubwürdigkeit oder Rechtlichkeit herab. Gobineau hat übrigens einen Entschuldigungsgrund, der Chamberlain nicht zur Seite steht. Er stammt nämlich aus der Gascogne und ist daher ein naher Verwandter des berühmten Tartarin von Tarascon. Das erklärt alles.

Wir haben früher auf die unausgesetzten Widersprüche, die zwischen den Rassentheoretikern und selbst im Denken jedes einzelnen bestehen, hingewiesen. Nun darf man sonst den verschiedenen Vertretern einer Richtung nicht vorwerfen, daß sie in einzelnen Punkten voneinander abweichen. Hier steht aber die Sache anders. Allen Rassentheoretikern gemeinsam ist eine Abneigung gegen wissenschaftliche Exaktheit. Sie zeigen gerne die Lücken und Unvollkommenheit in den Ergebnissen der Wissenschaften und wollen diese durch das untrügliche Gefühl, das ihnen ihre Rasse verleiht, ergänzen[47]).

---

[47]) „Der Gelehrte, klagt Driesmans, der nach Kompendien arbeitet, der Kompilator wird höher geschätzt, als ein anderer, der Kraft seiner inneren Anschauung zu neuen Ergebnissen gelangt." Chamberlain behauptet selbst, daß die Rassenintuition eines kleinen Kindes weit über dem Blick des Gelehrten steht, den sein „Vorurteil" die Rassenkräfte leugnen läßt! Daß die Geschichte (S 498), die er zum Beweise dessen erzählt, eine unerhörte Fälschung einer Mitteilung Paul Leroy-Beaulieus ist, tut dabei schon nichts mehr dazu. — Chamberlain bezeichnet sich sehr oft selbst als „Dilettanten" und macht einen recht merkwürdigen Gebrauch von diesem Wort. Einesteils schützt ihn dieses Einbekenntnis vor allzu ernster fachmännischer Kritik. Er selbst aber wagt es, die bedeutendsten Gelehrten auf ihren speziellen Arbeitsgebieten in der impertinentesten Weise zu hofmeistern. Man sehe im Nachtrag II, S. 34 und 36, wie Chamberlain Delitzsch behandelt. Freilich ist Delitzsch These von der Bedeutung des semitischen Gottesnamens schon rein psychologisch nicht sehr wahrscheinlich, aber das läßt sich in einem bescheidenen Sätzchen aussprechen, während Chamberlain fast anderthalb Druckbogen mit allerlei von guten

Leider spricht nun der heilige Geist des Rasseninstinktes in seinen Aposteln eine ganz verschiedene Sprache, wie wir zeigten. Der eine erklärt für echt germanisch, was der andere in den Abgrund des „Chaos" verdammt und umgekehrt. Dabei urteilen alle, wie es Inspirierten ziemt, mit absoluter Unfehlbarkeit. Wer Argumente gebraucht, wird immer tolerant sein, weil noch kein Grund ohne Gegengrund geblieben ist, schließlich ist es auch keine Schande, zu irren. Wer sich aber auf die „innere Stimme" der Rasse beruft, kann seinen Gegner eben nicht überzeugen und empfindet jeden Zweifel an seiner geistigen Rassenechtheit als Ehrenkränkung. Der Gegner ist daher von vornherein schlecht, das eigene Urteil von vornherein unfehlbar. — Im Gebiete der Vernunft bewährt sich so die Rassentheorie als ärgste Feindin der Ord-

---

Freunden erborgten Zitaten und anmaßenden Diatriben ausfüllt. Wenn irgend ein Gelehrter das Unglück hat, in seinem Fachgebiet anderer Meinung zu sein, als der Dilettant Chamberlain, so wird er mit kaltem Hohn abgetan und als „Herr" Zeller, „Herr" Mommsen, „Herr" Renan, „Herr" Virchow, „Herr" Leopold von Ranke, „Herr" Häckel usw. in den Winkel geschickt. Herr Chamberlain geht aber noch weiter. Er setzt den Dilettanten (in seinem Sinn) über den Fachgelehrten. Nach ihm ist der Dilettant heute ein „Kulturbedürfnis". „Das Zusammenfassen und das Beleben ist das Werk, das heute dem Dilettanten, wie ich ihn verstehe, obliegt. Wirkliches Leben entsteht immer nur dort, wo Verschiedengeartetes zusammentrifft, also außerhalb der Schranken der Fachwissenschaft. Daß dieser Dilettant kein Stümper sein darf, liegt auf der Hand; wäre er einer, so täte er besser, umzusatteln und sich Fachstudien zu widmen, denn in der Wissenschaft kann jede noch so geringe Begabung Verwendung finden, im Dilettantismus nicht." (Nachtrag II, S. 8.) Zum Beweise dieser bescheidenen Behauptung zitiert unser Dilettant u. a. Goethe, wobei er aber dessen Worten einen ganz anderen Sinn gibt. Überhaupt ist selten ein Zitat Chamberlains ganz richtig. Tatsächlich können ja Dilettanten Ausgezeichnetes wirken, wenn sie einen festen Stützpunkt in einem Fachwissen habend gleichzeitig mit freiem Blick mehrere Gebiete überschauen. Dazu gehört aber noch Achtung vor der Wissenschaft und Bescheidenheit. Chamberlain behandelt die Wissenschaften wie ein geriebener Advokat die Zeugen, er spielt sie gegeneinander aus, höhnt sie, verdächtigt sie usw. — Von Bescheidenheit reden wir lieber nicht, wenn wir über Chamberlain handeln.

nung, Klarheit und Redlichkeit des Denkens. Ihre Methode ist die Anarchie, ihr Denken die Zuchtlosigkeit selbst. Man begreift von hier aus die wegwerfenden Worte eines der größten Sprachforscher und Ethnologen unserer Zeit, Friedrich Müllers: „Rasse ist Schwindel“ und den Haß, den Nietzsche gegen diese Richtung hegte. Nietzsche war eine Zeit lang selbst rassengläubig. Später aber häufen sich bei ihm gegenteilige Urteile schärfster Art, wie z. B.: „Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmasch-Europa Rassenfragen aufzuwerfen! (Gesetzt nämlich, daß man nicht seine Herkunft in Borneo und Horneo hat.)“ „Maxime: Mit keinem Menschen umzugehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat[48]).“

Zur Ethik des Rassenglaubens.

Das Bewußtsein der Abhängigkeit von materiellen Klasseninteressen kommt bei den Rassentheoretikern darin zum Ausdruck, daß sie überall Bestochenheit wittern. Nur wer selbst hinter dem Busche gesessen ist, sucht andere dahinter. Übrigens trägt auch die soziale Unbildung dazu bei, bei vielen jedenfalls mehr als die direkte Abhängigkeit. Der sozial Gebildete versteht seinen Gegner, er begreift, daß er aus seiner Klassenlage als Bauer, Bürger, Arbeiter usw., unter dem Einfluß mächtiger Zeitströmungen und Naturfaktoren schwer anders handeln kann, als er tut. Andererseits weiß er, daß der Mensch sich mit dem Milieu wandelt, und er richtet daher auf die Umwandlung der äußeren Bedingungen, auf soziale Reformen, Erziehung usw. sein Augenmerk. Er wird seinen Gegner bekämpfen, aber nicht beschimpfen. Anders der Rassengläubige. Für ihn gibt es nur ein Ideal, seine Rasse. Die andern Rassen

[48]) Friedrich Nietzsche, Nachgelassene Werke. Großoktavausgabe, Bd. XIII, 1903, S. 356. — Ausführlich hat kürzlich A. Wirth (Rasse und Volk, 1914, S. 45—52) Nietzsches Stellung zur Rasse behandelt. Er erklärt ihn für den eigentlichen Urheber der Arierbegeisterung, den Schöpfer der Herrenmenschen und der Herrenrasse. Niemand hat aber einen Jugendwahn unerbittlicher abgetan, als der reife Nietzsche den Rassenglauben. Zahlreiche Belege gibt Wirth. —

können dieses Ideal wegen ihrer natürlichen Schlechtigkeit oder Dummheit nicht begreifen — tilgen wir sie aus. Und jedenfalls lassen wir ihren Verteidigern die eigene Miserabilität recht deutlich zu Gemüte kommen. Daraus erklärt sich die Unmöglichkeit, mit Rassengläubigen eine sachliche Diskussion zu haben[49]). Ihre fanatische Intoleranz gegen die Person des Gegners schließt die Regeln des ritterlichen Kampfes aus. Auch hier kehren wir zur Anarchie des Urzustandes zurück. Kein Mittel ist mehr zu schlecht. Die Fälschung von ihren gewöhnlichen bis zu den raffiniertesten Formen findet ihre hohe Schule. Das nächstbeliebte Mittel ist der Vorwurf der Korruption. Die „Kommune" von 1871 war eine „jüdisch-napoleonistische Machination" (Chamberlain S. 335), Fürst Bismarck hat 1847, „als er noch offen reden durfte" (S. 336), sich gegen die Juden geäußert — warum durfte er es später nicht mehr? Mirabeau hat seine geniale Beredsamkeit für die Freiheit nur entfaltet, weil er von jüdischen Weibern und Wucherern abhängig war. (S. 339.) Renan, der Hauptzeuge Chamberlains, auf dessen geistreicher aber längst abgetaner Charakterisierung der Semiten dieser ganz fußt, hat die Behauptung gewagt, Jesus sei ein Jude gewesen. Sofort wird er der gemeinen Bestochenheit durch die Alliance Israelite geziehen. (S. 218.) Wenn von dem ganzen Werk Chamberlains nur dieser Satz erhalten wäre, so könnten wir doch seine Geistesrichtung genügend deutlich angeben, wie Cuvier aus einem Knochen die Art eines vorweltlichen Tieres zu bestimmen wagte! Seit dem „Märchen von den 1000 Dukaten"[50]),

---

[49]) Die Nichtrassengläubigen nennt Chamberlain (S. 259) „fade, feile und ignorante Schwätzer, dem Völkerchaos entsprossene Sklavenseelen, denen einzig im Urbrei der Charakter- und Individualitätslosigkeit wohl zu Mute ist".

[50]) Der Hauptpastor Goeze — in mancher Beziehung ein würdiger Vorfahre unserer Rassengläubigen — hatte Lessing beschuldigt, für die Wolfenbütteler Fragmente" von der Amsterdamer Judenschaft 1000 Dukaten erhalten zu haben. Vgl. „Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten usw." in Lessings Werken (Hempel), XVI. Bd., S. 227.

gegen das sich Lessing wehren mußte, haben die Feinde der Humanität nicht aufgehört, durch die Begeiferung ihrer besten Ritter ihre eigene Schmutzseele ans Licht zu bringen.

Rassenhysterie.

Unsere Darstellung hat die Mannigfaltigkeit der Zielpunkte der Rassentheorie gezeigt. Die natürliche Solidarität der Vertreter einander so fremder Standpunkte gegen einen gemeinsamen Feind erzeugt natürlich häufige Widersprüche, von denen z. B. Chamberlains Grundlagen auf jeder Seite wimmeln. — Schließlich kommen sie ja doch alle in dem Punkte überein, daß ein tatsächliches Herrschaftsverhältnis gegen Angriffe des Rechtsgefühls geschützt zu werden hat. Die Interessensolidarität der Herrschenden läßt die theoretischen Widersprüche gleichgültig erscheinen. Die des Wollens aber werden durch haarsträubende Sophistik zusammengekleistert, damit die „einheitliche Weltanschauung" herauskommt. Auch die Tatsache, daß ein rohes Besitzinteresse durch ein idealistisches Mäntelchen verdeckt werden soll, befördert natürlich unzählige Widersprüche. So sind die Rassengläubigen in einem Atem[51]) für Tattwamasi und strengsten Wesensunterschied der Menschen, für Tierschutz und Ausrottung ganzer Rassen, für Christentum und Ungleichheit der Gotteskinder, für und gegen die Entwicklung, gegen die Intoleranz der Semiten und für eigene Intoleranz usw. — Einig sind sie jedenfalls — außer in der Unwissenheit — in der instinktiven Abneigung gegen Freiheit und Gleichheit zwischen und in den Völkern. Freilich finden sie keine tauglichen Waffen, sie entbehren des festen Bodens, von dem aus die katholische Theokratie unbekümmert um die Fortschritte unseres Wissens und Wollens kämpft; ihr einziges Mittel ist, den klaren Verstand und das zielbewußte Wollen in dem Sumpf atavistischer Instinkte, der Vorurteile

---

[51]) Jeder dieser Sätze kann aus dem einzigen Werk Chamberlains mit Zitaten belegt werden.

gemeiner Geister und einer künstlich erzeugten Hysterie zu ersticken. Das verständige Urteil wird als „geschmacklos" oder „platt" verschrien, das feste Wollen je nachdem als „roh materialistisch" oder als „Schwärmerei". Es bleibt der mystische Sumpf der „Rassenseele", dessen ungesunde Ausdünstungen jene Hysterie erzeugen, die als Massengefühl Chauvinismus heißt. Zwei Selbstzeugnisse geben uns treffende und einander ergänzende Belehrung. Der Mystiker Chamberlain schreibt: „Im allgemeinen vertieft mystische Anlage den Charakter, doch nicht das Denken und selbst ein Paracelsus wird durch sein „inneres Licht"[52]) verleitet, eine schwere Menge Unsinns für Weisheit auszugeben;" (S. 927/8) und der Mystiker Driesmans[53]) findet in einem unbewachten Augenblick, daß „die moderne Sucht nach der höchsten Sensation, nach dem Wunderbaren, unter diesen Instinkt der Schwäche fällt, dessen Entstehungsgrund Nietzsche in der ungeheuren Erkrankung des Willens findet usw." Tatsächlich ist der Rassenglaube nur aus einer ungeheuren Erkrankung des Denkens und des Wollens zu erklären, wenn näher liegende Motive fehlen.

Rasseninstinkt und Nationalgefühl.

Die große Verbreitung und Zähigkeit dieses Glaubens gerade in gebildeten Kreisen findet ihre Erklärung zum Teil in der Meinung, das Nationalgefühl setze Rasse voraus, die Rassentheorie sei die Grundlage der nationalen Strömung. Nichts falscher, als dies! Es gibt gar keine feindlicheren Prinzipien, als die der Rasse und der Nation[54]). Die Rassentheorie lehrt die Verachtung der fremden Rasse, ihre

---

[52]) Das bei Chamberlain eine so große Rolle spielt.

[53]) H. Driesmans, Rasse und Milieu. 1902, S. 205.

[54]) Richtig sagt der Alldeutsche A. Wirth: „Dergestalt ist also Volkstum der Rasse in ihren Lebensbedürfnissen schroff entgegengesetzt". (Rasse und Volk, S. 201, vgl. auch ebenda S. 344.)

unbehebbare Minderwertigkeit, die Schädlichkeit der Mischung für die „edle“ Rasse. Sämtliche Nationen sind aus den verschiedensten Rassen zusammengesetzt, und wir sehen sogar, daß gerade die am stärksten „gemischten“ an der Spitze der Kulturvölker stehen. Die Nationalpolitik geht auf Gewinnung von Einfluß auf fremde Nationen und Verbreitung der eigenen Nationalität. In gröberer Form sucht man dies durch Unterjochung und gewaltsame Assimilierung zu erreichen, in feinerer durch Ausdehnung von nationalen Kulturelementen und durch Gewinnung der Herzen fremder Nationen. Die Rassenpolitik bezweckt aber gerade Absperrung vor fremden Rassen. Es wäre ja Wahnsinn, einer minderwertigen Rasse die eigene Art aufzudrängen, die schlechte Rasse wird dadurch doch nicht „edel“. Kultur wird nach dem Rassendogma nur durch Blutmischung übertragen, also nur auf Kosten der edlen Rasse. — Strengste Absonderung der Rassen in Form von Kasten, Verhinderung jeder Verschmelzung, Verbot der Anteilnahme an der Kultur für die niederen Kasten sind die Mittel der Rassenpolitik. Das konsequenteste Beispiel ist bei uns der Antisemitismus, der keineswegs die Juden „germanisieren“, sondern sie im Gegenteil absondern will. — Die Wirkung der Verschweißung verschiedener Rassen in eine „Nation“ ist die Begründung starker Nationalstaaten. Das größte Beispiel der Rassenpolitik hat Indien geliefert. — Die unterworfene Rasse wurde hier als Sudrakaste mit einer Verachtung und Härte behandelt, die in der Weltgeschichte kein Gegenstück findet. Schon der Atem des Sudra befleckte, Vermischung war mehr als todeswürdig und wurde noch im Jenseits gestraft, der Erwerb von Bildung, das Lesen der heiligen Schriften, also selbst die geistige Annäherung, wurde ihm in grausamster Weise verwehrt[55]. Doch die Wirkung dieses Prinzips er-

[55] In keinem Lande der Welt ist die Tiefstellung der unteren Schichten der Gesellschaft mit so grausamem Scharfsinn und so konsequent durchgeführt und durchgebildet worden, wie in Indien. Für die Zeit vor der Aufhebung der Sklaverei kann man ohne Redeblume sagen, sie seien nicht als Menschen, son-

streckt sich noch weiter. — Woltmann, einer der Hauptvertreter der Rassentheorie, sagt[56]: „Es ist eine fast regelmäßige Erscheinung, daß die soziale Schutzwehr nach unten und die darauf beruhenden Rechtsgewohnheiten dazu neigen, auf die eigene Rasse zurückzuwirken und innerhalb derselben ähnliche Kastenabschließungen mit Erblichkeit der Berufe und Inzucht hervorzurufen. So ist es in Indien geschehen, und die Entstehung der Hörigkeit von freien Germanen knüpft anfänglich an die schon bestehende Knechtschaft der unterwor-

---

dern als Tiere behandelt worden. Von den Pulaya von Travankor sagte ein Bericht 1850: „Ihre Berührung und sogar ihre Nähe wird als unrein und entweihend angesehen. Sie stehen mit Leib und Leben zur Verfügung ihres Herrn, der sie wie Vieh kauft und bezahlt, sie züchtigen, verstümmeln und selbst töten darf. In manchen Gegenden dürfen die Pulaya noch heute nicht die öffentlichen Wege benützen, in anderen müssen sie sich bei Annäherung eines Mannes einer höheren Kaste im Dickicht verbergen, so daß es ihnen oft schwer fällt, von einem Orte zum anderen zu wandern. Sind sie bei Wegearbeiten angestellt, so müssen sie Zeichen anbringen, um die anderen Kasten vor ihrer Gegenwart zu warnen. Näher als 96 Schritt sollen sie einem Brahmanen nicht kommen. Der Besuch der Märkte ist ihnen verboten, ihre Hütten dürfen sie nicht nahe an öffentlichen Straßen bauen. Wollen sie etwas kaufen, so legen sie das Geld in einiger Entfernung hin und rufen dann laut, was sie wünschen. Auch die Mission hat nicht vermocht, eine weite Bresche in diese Satzungen zu legen; ihre hervorragendste Wirkung besteht in dem allerdings wertvollen Nachweis, daß durch sorgfältige Schulung aus diesen in Schmutz und Unwissenheit verkommenden Menschen so tüchtige Leute heranzubilden sind, wie sie nur irgend eine Kaste Indiens liefern mag. Es war viel, daß solche Ausgestoßene die Regierung von Travakor 1875 nicht bloß wegen ihrer Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit beloben, sondern ihre Treue und Ehrlichkeit anderen zur Nacheiferung empfehlen durfte. Christliche Pulayasklaven sind zu Tode gepeitscht, ihre christlichen Schulen niedergebrannt worden." Und so fort. (Ratzel, Völkerkunde. II, S. 597.) Es ist völlig falsch, wenn die vorarische Urbevölkerung Indiens manchmal als tierische Wilde, deren niedrige Organisation ihre Lage nötig machte, geschildert wird. Sie haben in einzelnen Gliedern ihrer Rasse eine hohe Kultur erreicht, schon vor der arischen Invasion Reiche gegründet und in ihrer Sprache und ihren Gräbern Beweise reicher Zivilisation hinterlassen. (Ebenda, S. 571.)

[56]) Woltmann a. a. O. S. 200.

fenen fremdrassigen Urbewohner Deutschlands an[57]).“ -- So kam es, daß nicht bloß bedeutende „arische“ Bestandteile in die Sudrakaste gerieten, sondern daß ein Teil der Verachtung auch den „arischen“ arbeitenden Kasten zufiel. Von Indien gilt das Wort, das Chamberlain in bezug auf Babylon geäußert hat, daß hier von einer Wahrung menschlicher Rechte nie auch nur die Rede war. Die Absonderung zeitigte in Indien die sonderbarsten Früchte. Jeder Stand, jede Gruppe, jeder Beruf hatte die Tendenz, eine „Rasse“ zu werden oder ihren rassenhaften Ursprung nicht verwischen zu lassen. Als Beispiel seien die Banjari angeführt, deren einziger Beruf darin

---

[57]) Noch heute hört man Stimmen, die die Abschaffung der Negersklaverei bedauern, weil die schwarze Rasse nie reif zur Freiheit werden würde. Als ob alle Weißen dies schon wären! Wer die Sklaverei auf der Rassengrundlage billigt, vergißt, daß diese Verletzung der Menschenwürde notwendigerweise bald auch zur Schändung der eigenen, der weißen Kulturrasse führt. Loria (Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. 1896, S. 111 ff.) führt einige Belege aus der nordamerikanischen Sklavenzeit an. Chambers schrieb: „Rasse! Sprecht uns nicht von Rasse: wir kümmern uns gar nicht um die Abkunft und Farbe; was wir behaupten, ist, daß die Sklaverei, sei es der Schwarzen oder der Weißen der regelmäßige und beste Zustand der Gesellschaft ist. Das Blut von Rednern, Generalen, Staatsmännern sogar von Präsidenten der Republik läuft in den Adern von Menschen, die gekauft und verkauft werden wie Pferde und Maultiere. Auch ist es bekannt genug, daß viele rein anglo-amerikanische Kinder in Sklaverei geraten. Manchmal verkaufen die armen Weißen des Südens ihre Kinder an die Händler und es ist notorisch, daß die Sitte, in den Staaten des Nordens auf die Jagd nach weißen Kindern zu gehen im Fortschreiten begriffen ist.“ (1857.) General Shermann schrieb: „Ich sah Männer und Weiber, weiß wie der reinste angelsächsische Typus wie Tiere verkauft werden.“ Ellison berichtete: „Es war nicht außergewöhnlich Sklaven zu sehen, die so weiß waren, daß man sie nicht leicht von Weißen reinsten Blutes unterscheiden konnte.“ Ja, Georg Fitz Hugh aus Virginien verfocht die Ansicht, man solle nicht nur die Neger, sondern alle aus Deutschland und Irland eingewanderten Proletarier aus „Humanitätsgründen“ zu Sklaven machen! Cromwell ließ Tausende Iren in die Sklaverei nach Westindien verkaufen, auch später wurden Gefangene, politische Rebellen usw. in sehr großer Zahl versklavt. Über den großen Umfang der weißen Sklaverei in Amerika vgl. auch Hopp, Bundesstaat und Bundeskrieg. 1886, S. 51.

besteht, in allen Provinzen Zentralindiens Getreide mit Ochsen zu transportieren, die sich aber dabei als eigene Rasse betrachten. — „Die 14 Millionen Brahmanen zerfallen allein in mehrere hundert Unterkasten, die sich nicht ehelich miteinander verbinden können, von denen eine nicht imstande ist, der anderen Speise zu reichen. Welcher Weg von den brahmanischen Panditen Bihars in ihren fleckenlosen Gewändern und den stolzen Priestern von Benares bis zu den kartoffelbauenden Brahmanen von Orissa, halb nackten Bauern, die niemand ihrer Kaste würdigte, wenn sie nicht das schmutzige Stückchen Brahmanenfaden um den Hals kennzeichnete! Man sieht Brahmanen, die als Lastträger, Schäfer, Fischer, Töpfer ihren Lebensunterhalt gewinnen, neben solchen, die für sich und ihre Familie den Tod jeder Handarbeit vorziehen und lieber sterben, als daß sie von einem Menschen tieferer Kaste bereitete Nahrung nähmen[58].“ Die Kshatriya (Name der alten Kriegerkaste) *sind in 590 Abteilungen zersplittert usw. Alle* diese Splitter vereinigt kein gemeinsames Gefühl. „Der indische Staat löst sich bekanntlich in eine Unzahl von einzelnen Dorfschaften auf, die für sich bestehen und sich um die allgemeinen Schicksale des Landes nicht weiter kümmern, *wenn keine Neuerung in der Steuerverfassung ihnen auf*gedrängt wird. *Es konnte sich daher nicht die Idee eines Vaterlandes bei ihnen ausbilden, jeder Kaste war die Kaste das Vaterland*[59].“ Das potenzierte Rassengefühl hinderte also die Entstehung des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe, hier liegt der Grund für die unerhörte Tatsache, daß seit Jahrtausenden jeder Eroberer, Skythen, Araber, Türken, Mongolen, Portugiesen, Franzosen, ja selbst beutegierige Handelsgesellschaften, wie die holländische, dänische, englische Kompagnie, beliebige Teile des Riesenlandes Indien ohne großen Widerstand sich unterwarfen. Was der Fremdherrschaft entgegentrat, waren ausschließ-

[58]) Ratzel, Völkerkunde. 1895, II. Bd., S. 595.

[59]) Chr. Lassen, Indische Altertumskunde. 2. Aufl., 1867—74, II. Bd., S. 5.

lich die in Indien eingesprengten türkisch-mongolischen Bestandteile (Mahratten, Radschputen, Sikhs usw.), nie die eigentlichen Hindus.

Bei den nationalen Kämpfen unserer Tage kann von Rassengegensätzen überhaupt nicht gesprochen werden. Zwischen Serben und Kroaten herrschte alter Haß, obwohl sie einer Abstammung und Sprache sind, die Deutschen und Engländer, Polen und Russen sind weitere Beispiele. Man sagt, der Rassenhaß sei berechtigt als „natürliches Gefühl". Aber unsere ganze Zivilisation beruht auf der Überwindung „natürlicher Gefühle". Mit diesem Grund könnte man selbst die Menschenfresserei verteidigen. Übrigens bietet uns die Geschichte viele Belege dafür, wie schnell solche „natürliche Gefühle" entstehen. Alle Mohammedaner — der Neger des Sudans wie der kaukasische Berber — behaupten mit Stolz von den Arabern Mekkas oder Yemens abzustammen. Der türkisch-finnische Bulgare, der eine slawische Sprache angenommen hat, glaubt ein Slawe zu sein, und der „arische" Albanese oder türkisierte Balkanslawe ist fanatischer Mohammedaner und mordet seinen slawischen Bruder aus „Rassenhaß". Es hat oft genug Heiterkeit erregt, wie in Österreich die Führer der Deutschen echt slawische Namen, die der Tschechen dagegen deutsche tragen[60]). Schon

[60]) Wir erinnern an die „Deutschen" Chlumecky, Schmeykal, Kozepek usw., an die „Tschechen" Rieger, Zeithammer, Krumbholz, Purghardt, Engel, Herold usw. Nach einem interessanten Artikel in der *„Fackel"* (*Nr. 17 von* 1899) finden sich unter den Führern der untersteierischen Deutschnationalen die Namen: Rakusch, Kokoschinegg, Stepischnegg, Schurbi, Kovatschitsch, Jessenko, Jabornegg, Ambrositsch, Mravlag, Besgorschak, Podgorschegg usw. Der Erfinder des slovenischen Nationalismus hieß dagegen Einspieler, andere „Slovenen" heißen: Rauch, Kaisersberger, Fischer, Lippold, Mayer, Sittig, Plapper usw. Oft spielen von Brüdern der eine im deutschnationalen, der andere im slovenisch-nationalen Lager eine Rolle, und schreiben sich dann auch mit verschiedener Orthographie, so die Brüder Glantschnigg — Glančnik, Woschnagg — Vošnjak usw. Im Parlament saßen lange zwei Brüder, von denen der eine sich Klukki nannte und als Deutscher bekannte, der andere aber sich Klucki schrieb und zu den Polen gehörte. Aus Görz-Gradiska vertrat die Großgrund-

zu Elisabeths Zeiten waren die heißblütigsten Iren keltisierte Angelsachsen und Parnell war echt englischer Abkunft.

Die egoistische Politik des späteren Zunftwesens hat aus rein materiellen Gründen, um die Zahl der Gewerbebefähigten zu beschränken, eine große Zahl von Berufen für „unehrlich" und verächtlich erklärt. Anfänglich gehörten nur solche Tätigkeiten, denen wie Abdeckern, Totengräbern, Henkern ein gewisser Abscheu folgte, dazu, später dehnte man den Kreis immer weiter aus und rechnete Leinweber, Müller, Barbiere u. a. zu den Verachteten, deren Söhne und Nachkommen noch der Eintritt in die ehrsame Zunft verwehrt wurde. Wenn nicht die wirtschaftliche Entwicklung diese Bande gesprengt hätte, würden sich aus jenen Gruppen eigene Rassen gebildet haben, und man würde den Abscheu vor einem Weber oder Müller ganz „natürlich" finden. Begründen könnte man ihn freilich ebensowenig wie den Antisemitismus.

Rasseninstinkt und Politik.

Die Konsequenz der Rasseninstinkte auf politischem Gebiet ist die Anarchie. Schon der extreme feudale Individualismus Gobineaus, der die Idee des Vaterlandes bei den Griechen eine von den Semiten den Ariern aufgedrängte „Monstrosität" nennt, läßt diesen Zug erkennen. Als Feinde der klaren Vernunft, der unbefangenen Weltbetrachtung, zeichnen sich fast alle Rassentheoretiker durch eine Abneigung gegen das Hellenentum aus, die bei Gobineau offen und ehrlich, bei Chamberlain [61]) hinterhältig und phrasenverhüllt auftritt. — Ebenso feindlich begegnen sie der Demokratie, deren Ziel die Erziehung des Volkes zum nüchternen Denken sein muß, denn nur eine von blinder Leidenschaft und unkontrollierbaren Gefühlen freie Nation besitzt die Fähigkeit, der Bevormundung zu entraten. Der Ekel erregende Zustand des politischen

besitzerkurie der Slovene Graf Alfred Coronini, die Städte der Italiener Graf Franz Coronini. Der wütendste Bekämpfer der Italiener hieß — Bianchini.

[61]) Vgl. Chamberlain, S. 91, 95, 96. Selbstverständlich preist Chamberlain die Hellenen an anderer Stelle wieder.

Lebens Österreichs, die Herrschaft der Phrase, das Überbieten an sinnloser Leidenschaft, die schroffe Verachtung des „minderwertigen" Gegners, die Zersplitterung in zahllose Fraktionen, die das bellum omnium contra omnes verwirklichen — — all dies ist nicht eine natürliche Folge des Nationalitätenstreites, sondern entstand erst seitdem durch den Antisemitismus die Auffassung der Nationalitäten als Rassen sich verbreitete und ihre naturgemäßen psychologischen Wirkungen äußerte. Man wird einst den spezifisch österreichischen „Nationalismus" als Massenhysterie wissenschaftlich charakterisieren und damit den Einfluß der Rassentheorie gebührend charakterisiert haben.

Gewisse Berührungen bestehen zwischen Rassenglauben und der Praxis des Klerikalismus, obwohl die katholische Weltauffassung mit ihrer Annahme der Gotteskindschaft aller Menschen Rassengegensätze nicht zuläßt. — Bei Gobineau fällt Rassenglaube und Ultramontanismus ohne weiteres zusammen. Chamberlain, der pangermanische Protestant, drückt zwar seinen Haß gegen die katholische Kirche in scharfer Weise aus. Rom ist nach ihm der Todfeind des Germanentums. Jeder Katholik hat die Anlage, ein Feind der Nationen[62]) und jeder individuellen Freiheit zu sein. (S. 680.) Und trotzdem klingt es wie ein leises Sehnen aus dem Satz: „In dem Gedanken an Katholizität, Kontinuität, Unfehlbarkeit, göttliche Einsetzung, allumfassende, fortdauernde Offenbarung, Gottes Reich auf Erden, Gottes Vertreter als obersten Richter, jede irdische Laufbahn die Erfüllung eines kirchlichen Amtes — in dem allen liegt so viel Gutes und Schönes, daß der aufrichtige Glaube daran Kraft verleihen muß." (S. 679.)

[62]) Mit der Nationsfeindlichkeit der Kirche steht übrigens die im Nachtrag II, S. 77 erwähnte Tatsache im Widerspruch, daß die Kirche oft für unterdrückte Nationalitäten Partei genommen hat. (Iren, Polen, Bretonen usw.) Hier ist Chamberlain plötzlich der Antinationale, denn das sind Sprachen „geringerer Kultur", das „keltische Idiom" in Irland ist „völlig nutzlos" usw. Wird Chamberlain dasselbe bezüglich der Unterstützung der vlämischen Sprache gegen das Französische, der der Klerus in Belgien einen großen Teil seines Einflusses verdankt, behaupten?

Und in seinem Nachtrag Nr. II, S. 69, konstatiert Chamberlain bereits, „daß die Kritiker aus jenem (dem ultramontanen) Lager ihn trotz seiner so unverhohlenen Gegnerschaft stets loyal und sogar mit einer gewissen Sympathie — nicht für seine Meinungen, doch für seine Person — behandelt haben“, um (S. 75) auszurufen: „Ich glaube also, wir Protestanten sollten Achtung und Liebe für das Katholische (wohlgemerkt nicht bloß für die Katholiken D. V.!) im Herzen großziehen,“ „Katholiken und Protestanten möchte ich ein aufrichtiges, rückhaltloses Sichzueinanderwenden dringend ans Herz legen[63]).

Rassenglaube und Persönlichkeit.

Die Ethik der Rassentheorie läßt sich aus diesen psychologischen Grundlagen leicht ableiten. Robertson hat einen Abschnitt seines vorzüglichen Buches[64]) diesem Punkt gewidmet und weist mit Recht auf den Widerspruch hin, daß Rassenselbstlob in zivilisierten Ländern gebilligt wird, während das individuelle Selbstlob als alberne Eitelkeit gilt. Auch seine Bemerkung sei hier zustimmend widergegeben: „daß manche Äußerungen des Rasseninstinktes seitens erwachsener Männer genau auf der Stufe von Bubenstreichen, andere aber genau auf der von Barbaren stehen, so daß man beinahe den Begriff der politischen Entwicklung verneinen möchte.“ Ein starkes Hervortreten des Rassenglaubens bei einem Individuum zeigt nicht selten eine gewisse geistige oder moralische Minderwertigkeit an. Man ist beinahe versucht zu sagen, daß es überhaupt nur eine einzige minderwertige Menschenart gibt, nämlich jene, die an die Minderwertigkeit der anderen glauben. Min-

[63]) Es ließen sich noch eine Anzahl sehr bezeichnender Stellen anführen, in denen Chamberlains katholische Neigungen sichtbar werden. Als anläßlich der Spahnaffaire Mommsens Wort von der „voraussetzungslosen Wissenschaft“ fiel, richtete Chamberlain einen langen Artikel gegen Mommsen, der das Entzücken der Klerikalen erregte.

[64]) Robertson a. a O. S. 114ff. Das Buch behandelt nicht bloß das Titelthema, sondern auch die allgemeinen Fragen der Rasse in trefflicher Weise.

destens aber ist der Rassenglaube ebenso wie nationaler Chauvinismus, ein Symptom von Unreife, mangelnder Lebenserfahrung oder einer überhaupt geistig ärmlichen Persönlichkeit[65]. Er beruht auf der naiven Annahme, daß Menschen ziffernmäßig bewertet und miteinander verglichen werden können. Geistiges Reifen führt immer mehr zu der Einsicht, daß Individualitäten nicht gewogen und gemessen werden können[66].

Unser Thema ist noch lange nicht erschöpft. Wir möchten aber nur noch kurz bemerken, wie selbst in ästhetischer Hinsicht die Rassentheorie minderwertig ist. Es gibt keine rohere, mechanischere Erklärung, als die Ableitung aus sich stets gleichbleibenden Grundkräften. Das reizvolle und erhebende Schauspiel der Entwicklung des Menschen vom Tier zur selbstbewußten sittlichen Würde fehlt, denn die edle Rasse ist von Anfang edel[67]. Die erschütternde Tragik des Unter-

[65]) Der Philosoph Friedrich Jodl sagt (Was heißt Bildung S. 16): „Wie jeder Klassendünkel — er gehe von oben nach unten, er gehe von unten nach oben — ein Zeichen von Unbildung, d. h. der mangelnden Tätigkeit ist, über sich hinaus ins Allgemeine zu blicken, die eigene Person und den eigenen Lebenskreis ins Licht des großen Kulturzusammenhanges zu rücken — so ist auch der nationale Dünkel, wie feierlich und patriotisch er sich oft drapieren mag, nichts Besseres — ein Gewächs der Eitelkeit und der Unwissenheit. Kein einzelnes Volk hat den Geist gepachtet, kein einzelnes Volk die Sittlichkeit oder die Kunst oder die Liebe; und wenn wir das Eigene besser verstehen, weil wir selbst in ihm wurzeln und es also unserer Denk- und Fühlweise am meisten entspricht, so öffnet eben Bildung unsere Augen auch für das Fremdartige und läßt uns unter den hundert- und tausendfachen Masken und Verkleidungen der Kultur das *eine Menschenantlitz* schauen."

[66]) In Richard Dehmels geistvollem Dialog „Kultur und Rasse" (Betrachtungen über Kunst, Gott und Welt S. 164) sagt der „deutsche Dichter": „Ich glaube nicht mehr an das Rassendogma; wenigstens nicht soweit es seelische Werte und geistige Leistungen begründen soll." . . . „Wie soll denn durch Rasse, dies allerallgemeinste Merkmal oberflächlicher Unterscheidung, die künstlerische Begabung erklärt werden, die allereigentümliche Sonderlichkeit, die nur von den gründlichsten Kennern geistiger Werte vollkommen erkannt und gewürdigt wird, gleichviel von welchem Rassenkörper."

[67]) Oder entsteht wieder aus anderen „edlen" Rassen. (Chamberlain, S. 277.)

gangs ganzer Völker, Kulturen und Rassen im Ringen mit dem unfaßbaren und allgewaltigen Schicksal — es wird zur schalen Philisterposse, wo der Schlechte schließlich an seiner eigenen Schlechtigkeit krepiert, damit die tugendhaften Rassen sich dann zu Tische setzen können. Die Poesie der Geschichte, der Reiz eines fremden und doch verwandten Daseins jenseits von Jahrtausenden und Rassenunterschieden, das schüchterne Aufzucken des Menschheitsgedankens in der starren Inschrift eines Babylonierkönigs, in einer träumerischen Sage der polynesischen Inseln — wir stehen ihnen fremd und kalt gegenüber, denn das oberste Gebot lautet: Haß soll sein zwischen dir und dem Fremden! Dafür erfahren wir, daß die Juden aus 5% Semiten, 50% Hettitern, 10% Ariern bestehen[68]), und daß ihr moralisches Wesen daher aus 5% Willen, 50% Mittelmäßigkeit und Geschäftsklugheit, 10% anständigen Eigenschaften usw. zusammengesetzt ist. Nicht ein lebendiger Organismus, nicht einmal eine kunstvolle Maschine ist der Mensch nach der Rassentheorie, sondern eine Mischung verschiedener Kaffeesorten. Das ist wenigstens der folgerichtige Schluß aus den Voraussetzungen des „nüchternen Empirikers", den wir hier ziehen. Wenn ein Charakter gar Widersprüche aufweist oder zu zeigen scheint, so ist dies für Chamberlain ein sicheres Zeichen von Rassenmischung. Die verschiedenen Rasseninstinkte kommen dann abwechselnd zur Geltung. (Vgl. St. Augustin, Paulus usw.) Wie gemischt muß da erst Chamberlain sein, dessen Werk auf jeder Seite von Widersprüchen ärgster Art wimmelt! Und wie langweilig vom rein ästhetischen Standpunkt aus, müssen nicht reine Rassen sein, die ganz ohne innere Widersprüche in der Welt stehen! Kennt Chamberlain nicht das mutige Wort Huttens bei C. F. Meyer:

„Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch!"

Kant hat gegen einen Vorschlag des Herrn von Maupertuis, durch künstliche Rassenzucht einen edlen Menschenschlag

[68]) Chamberlain, S. 372.

heranzuziehen, eingewendet, gerade in der Vielfältigkeit der Charaktere, in der Vermengung des Bösen mit dem Guten, seien die großen Triebfedern gelegen, welche die schlafenden Kräfte des Menschen ins Spiel setzen, sie nötigen, alle ihre Talente zu entwickeln und sich der Vollkommenheit ihrer Bestimmung zu nähern. Treffend nennt Münsterberg die Rassentheorien „ein dürftiges Surrogat einer Weltanschauung, die letzte Konsequenz eines antiphilosophischen Zeitalters“. Diese Minderwertigkeit der Anschauung entspricht den anderen Voraussetzungen — der Degeneration des Wollens. Ein tüchtiger Kerl setzt seinen Stolz darein, selbst eine Rasse zu gründen, nur die Impotenz befördert Ahnenstolz, nur wer die eigene Schwäche verbergen will, protzt damit, was seine Ahnen geleistet haben oder hätten leisten können. Und nochmals sei ein treffendes Selbstbekenntnis hervorgehoben, mit dessen Wiedergabe wir uns verabschieden: „Indem die eigenen Leistungen immer hervorgehoben, die Errungenschaften der anderen verschwiegen oder vertuscht, gewisse Dinge immer ins hellste Licht gestellt, andere im tiefsten Schatten gelassen werden, entsteht ein Gesamtbild, welches in manchen Teilen nur für das subtilste Auge von der nackten Lüge sich unterscheidet. Die Grundlage aller echten Wahrheit: Die gänzlich uninteressierte Gerechtigkeitsliebe fehlt fast überall; daraus kann man erkennen, daß wir noch Barbaren sind.“ (H. St. Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts. II. Aufl. S. 94, Anmerkung.)
